

April 1/1999

Badische Heimat

Sch Ob Ma Hn BW

Re



Zeitschrift für
Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt-
und Denkmalschutz



OZB Ma

79

1999



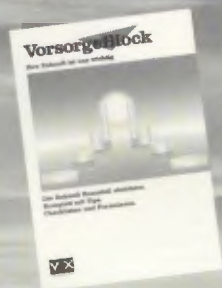
MK

TR

+

Wir machen den Weg frei

...damit Sie sich keine Sorgen machen –
sondern Gedanken.



Praktische Tips und wert-
volle Hinweise finden Sie
in unserem VorsorgeBlock

Coupon

Bitte senden Sie mir Ihre
Broschüre „VorsorgeBlock“
gegen eine Schutzgebühr von
10,-DM an folgende Anschrift:

Name/Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

* zzgl. Versandkosten

Mit der richtigen Vorsorge erhalten Sie sich
Ihre finanzielle Unabhängigkeit.

Deshalb entwickeln wir zusammen mit Ihnen die maßge-
schneiderte Vorsorgestrategie mit Sparprogrammen,
Wertpapiieranlagen, Lebensversicherungen, Immobilien usw.
Denn Ihre Zukunft ist uns wichtig.

Reichen Sie bitte nebenstehenden Coupon bei Ihrer
Volksbank, Raiffeisenbank oder Spar- und Kreditbank ein.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Unsere Partnerbanken:



Badische Heimat

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgegeben im Auftrag des

Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleiter: Heinrich Hauß, Karlsruhe

Inhaltsverzeichnis

79. Jahrgang

- | | | | |
|---------|-------------------------------------|--------|---|
| 1.0 | Geschichte | 4.4 | Raumplanung |
| 1.0 | Allgemeine Geschichte | 4.5 | Wirtschaft |
| 1.1 | Badische Geschichte | 4.6 | Handwerk |
| 1.1.2 | Vorderösterreich | 4.7 | Firmen |
| 1.1.3 | Kurpfalz | 4.8 | Technik |
| 1.1.4 | 48er Revolution | 4.9 | Soziales |
| 1.2 | Geschichte der Juden in Deutschland | 5.0 | Volkskunde/Regionalismus/Heimat |
| 1.3 | Schulgeschichte | 5.1 | Volkskunde |
| 1.4 | Frauengeschichte | 5.2 | Regionalismus/Heimat |
| 1.5 | Geschichte des Journalismus | 5.2.1 | Regionalpolitik |
| 1.6 | Film/Rundfunk/Fernsehen | 5.3 | Arbeitskreise |
| 2.0 | Kunst/Kunstgeschichte/Musik | 5.4 | Naturschutz |
| 2.1 | Architektur | 5.5 | Denkmalschutz |
| 2.1.1 | Stadtpläne | 6.0 | Heimattage/Heimatbund |
| 2.1.2 | Gartenarchitektur | 7.0 | Mundart |
| 2.1.3 | Friedhöfe | 8.0 | Kirchen |
| 2.2 | Malerei | 9.0 | Persönlichkeiten |
| 2.3 | Plastik | 10.0 | Museen unserer Heimat/Geschichtsvereine/Bibliotheken/Archive |
| 2.3.1 | Denkmäler | 10.1 | Museen unserer Heimat |
| 2.4 | Ausgrabungen | 10.2 | Geschichtsvereine |
| 2.5 | Ausstellungen | 10.3 | Bibliotheken |
| 2.5.1 | Kunstgalerien | 10.4 | Archive |
| 2.6 | Restaurierungen | 10.4.1 | Multimedia |
| 2.7 | Musik | 10.5 | Verlage |
| 2.8 | Photographie | 11.0 | Vereinsnachrichten |
| 3.0 | Literatur/Philosophie | 11.1 | Landesverein |
| 3.1 | Theater | 11.1.1 | Mitgliederversammlung |
| 3.2 | Presse | 11.2 | Vereinsnachrichten/Vorworte/
Stellungnahmen |
| 3.3 | Hebeliana | 11.3 | Ortsgruppen |
| 3.3.1 | Hebelpreisträger | 11.3.1 | Jahresberichte |
| 3.3.2 | Hebelschoppen | 11.3.2 | Ehrungen |
| 3.3.3 | Hebeldank | 12.0 | Texte |
| 3.4 | Hansjakob | 12.1 | Gedichte |
| 3.5 | Bibliographien | 12.2 | Prosa |
| 4.0 | Landschaften/Orte | 12.3 | Aktuelle Positionen |
| 4.1 | Landschaften | 13.0 | Vorspann |
| 4.2 | Orte | 13.1 | Grußworte |
| 4.2.1 | Regionen | 14.0 | Literaturberichte/Buchbesprechungen |
| 4.2.1.1 | REGIO | | |
| 4.2.1.2 | Grenzüberschreitende Kooperation | | |
| 4.2.2 | Städtepartnerschaften | | |
| 4.2.3 | Stadtjubiläen | | |
| 4.3 | Stadt/Dorfsanierung | | |

1.0 Allgemeine Geschichte

Adelheid/Adelaide – Kaiserin und Heilige – Zum Todestag am 17. 12. 1999 Heinrich Hauß, Karlsruhe	IV	932
1.1 Badische Geschichte		
Badische Identität		
Helmut Engler, Freiburg	IV	714
Mannheim und der badische Thronwechsel von 1830 Grit Arnscheidt, Mannheim	I	48
Lebenskunst und Frömmigkeit – Carl Theodor von der Pfalz und seine Zeit		
Hans-Joachim Schulzki, Mannheim	I	58
Mannheim als Schiffahrtszentrum. Das Firmenarchiv von „Rhenania“ im Stadtarchiv Mannheim Walter Spannagel, Mannheim	I	129
Die Versuchsschule Mannheim-Feudenheim 1922–1933, eine badische Reformschule Karl-Heinz Schwarz-Pich, Mannheim	I	138
Mannheim und die technische Bildung		
Wolfram Förster, Mannheim	II	286
Die Überschwemmung des Wetterbachs im August 1837		
Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe	II	311
In einem badische Städtchen – Die Großmutter des Dichters Berthold Brecht		
Johannes Werner, Elchesheim	II	329
Vor hundert Jahren: Das Trachtenfest in Haslach im Juni 1899		
Alois Krafczyk, Haslach	II	341
Taschenuhren aus dem Schwarzwald		
Hubert Kahlert, Furtwangen	II	345
Tu, felix Sickingen, nube. Sickingen – ein Hort vorderösterreichischer Politik in Ebnet		
Adolf Schmid, Freiburg	II	378
Carl von Rotteck und seine Zeit		
Wolfgang Hug, Freiburg	III	507
Fürstenglanz und Türkenhaß – Das Grabmonument des Türkenlouis in der Stiftskirche Baden-Baden		
Hansjörg Schmid, Freiburg	IV	798
Auf den Spuren der Habsburger – Das Erbe des Carolus 1500–1558		
Christoph Döbeli, Basel	III	687
1.1.2 Vorderösterreich		
Tu, felix Sickingen, nube. Sickingen – ein Hort vorderösterreichischer Politik in Ebnet		
Adolf Schmid, Freiburg	II	378
Die (alt-)vorderösterreichischen Lande		
Dieter Speck, Bad Krotzingen	IV	779
Ferdinand Fechtig (1756–1837) – Krenkinger Bauernsohn wurde österreichischer Staatsminister		
Konrad Sutter, Waldshut	IV	792
1.1.3 Kurpfalz		
Lebenslust und Frömmigkeit. Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz und seine Zeit		
Heinz-Joachim Schulzki, Mannheim	I	58
Die Hochzeitsfeier des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz anhand der Sächsischen Gesandtschaftsberichte		
Ralf-Richard Wagner, Neulußheim	I	62
1.1.4 48er Revolution		
Das Mannheimer Musikleben in den Jahren 1818/49		
Thomas Schlage, Mannheim	I	87
Bericht vom Biertisch der Revolution		
Hans-Joachim Hirsch, Mannheim	II	230
Die Mannheimer Barrikade		
Hans-Joachim Hirsch, Mannheim	II	246
Die Revolution in Baden 1848/49		
Joseph Kilmarx/Inge Messer, Rastatt	II	257
Der Amtsbezirk Triberg im Rahmen der Revolution 1848/49		
Herbert Broghammer, Worms	II	262
Die Spannungen zwischen Reform und Restauration im deutschen Vormärz und das Ringen um Glaubens- und Gewissensfreiheit am Vorabend der badischen Revolution		
Robert Albiez, Ettlingen	IV	739
Aus dem Rhein-Neckar-Dreieck in die Republik: der „Zeitzug 1848“		
Horst Steffens und Roland Kress, Mannheim	IV	754

Der Streit um die Zukunft – Religion und Revolution in Baden 1848/49 Thomas K. Kuhn, Kandern	IV	762
„Das Grab ist die Wiege der Freiheit“ – Gedenktafel zur Erinnerung in Neulußheim Zeitungsnotiz	IV	770
Die Spottkreuze auf Großherzog Leopold Jürgen Blum, Bretten	IV	772
1.2 Geschichte der Juden in Deutschland		
Dem Gedeihen der Stadt. Zur Geschichte der Bedeutung der Juden für Mannheim Hans-Peter Schwöbel, Mannheim	I	156
1.3 Schulgeschichte		
Die Versuchsschule Mannheim-Feudenheim 1922–1933, eine badische Reformschule Hans-Jürgen Kessler, Mannheim	I	138
1.5 Geschichte des Journalismus		
Ein Freiburger als Pionier des modernen Bildjournalismus: Felix H. Mann (1893–1995) Werner Klipfel, Gundelfingen	IV	886
1.6 Film/Rundfunk/Fernsehen		
Die erste Tagesschau – 1911 aus Freiburg Wolfgang Dittrich, Freiburg	III	541
Dr. Arnold Fank, der Vater des Bergfilms Werner Klipfel, Gundelfingen	III	563
Rundfunk in Freiburg einst und heute Roland Schrag, Freiburg	III	571
2.0 Kunst/Kunstgeschichte/Musik		
2.1 Architektur		
Der kühnste Turm der Christenheit. Eine statisch-konstruktive Glanzleistung des Mittelalters Manfred Saß, Freiburg	III	473
Die Altstadt von Freiburg und ihr Wiederaufbau Hans Geiges, Freiburg	III	528
Ein halbes Jahrhundert Bauen in Freiburg Paul Bert, Freiburg	III	531
2.1.2 Gartenarchitektur		
Ein Wunderwerk der Technik verfällt. Gesamtkunstwerk Schloßgarten Schwetzingen lebt vom Wasser Traudel Schucker, Karlsruhe	IV	896
2.1.3 Friedhöfe		
Verlegung der Friedhöfe aus den Mannheimer Quadraten Meinhold Lurz, Mannheim	I	177
2.2 Malerei		
Die Plakatsammlung des Stadtarchivs Mannheim Hans Rinks, Mannheim	I	21
Das Reiss-Museum vor der Jahrtausendwende Karin v. Welck, Berlin	I	42
„Light from our Past“. Die Mannheimer Künstlerin Lulu Kayser-Darmstädter Petra Weckel, Mannheim	I	117
Erinnerungen an Hans Thoma Franz Hilger, Pfaffenweiler	IV	870
Der Kupferstecher Christian Haldenwang (1770–1831) Adolf Schmid, Freiburg	IV	876
Max Köhler – Landschaften des Ortenaukreises Heinrich Hauß, Karlsruhe	IV	878
Franke mit Formwillen ohne Publikums – Fortune – Zum 50. Todestag Wilhelm Weigands Carheinz Gräter, Würzburg	IV	883
Der Maler Ralph Fleck. Der Maler, seine Kunst und der Versuch darüber zu schreiben Jürgen Fiederlein, Freiburg	III	621
2.2 Plastik		
Auf dem Weg zu einer Hauptstadt der Skulptur Freiburgs Kunst unter freiem Himmel Michael Klant, Freiburg	III	815

2.3.1 Denkmäler/Denkmalerschutz

Tag des offenen Denkmals in Mannheim		
Monika Ryll, Mannheim	II	351
Auch vor fünfzig Jahren: das erste Denkmalschutzgesetz in Deutschland nach dem Kriege		
Wolfgang E. Stopfel, Freiburg	III	518

2.5.1 Kunstgalerien/Museen/Akademien

70 Jahre Museumsverein Lörrach		
Gerhard Moehring, Lörrach	I	198
„Die Zeit der schönen Nöte“. Akademie der Bildenden Künste in den 50er Jahren		
Leonhard Müller, Karlsruhe	II	387
Das Augustinermuseum in Freiburg		
Saskia Durian-Rees, Freiburg	III	588
Sammlung und Publikation aufeinander zuführen – Eine Ausstellungsreihe des Museums für Neue Kunst		
Jochen Ludwig, Freiburg	III	618
Kunsthandlung Springmann		
Hans-Günther van Look, Freiburg	III	637
Auf dem Weg zu einer Hauptstadt der Skulptur – Freiburgs Kunst unter freiem Himmel		
Michael Klant, Freiburg	III	815

2.7 Musik

Das Mannheimer Musikleben in den Jahren 1848/49		
Thomas Schlage, Mannheim	I	87
Zwei Mannheimer Musiker im Dienst der geistlichen Musik		
Karl-Hermann Schlage, Mannheim	I	88
Das Deutsche Volksliedarchiv		
Barbara Boock, Freiburg	III	612

3.0 Literatur/Philosophie

Poet des Hotzenwaldes. Zum hundertsten Geburtstag von Hans Matt-Willmatt		
Andreas Bader, Walshut-Tiengen	I	214
Martina Zwetajewa und der Schwarzwald		
Adolf Schmid, Freiburg	II	376
Goethe und die Quadratur des Kreises – Der Dichter und Mannheim		
Hanspeter Rings, Mannheim	IV	724
Stationen einer Schicksalsreise – Vom ruhelosen Lebensweg Alfred Döblins		
Reiner Haehling von Lanzenuer, Baden-Baden	IV	854

3.3.1 Hebelpreisträger

Thomas Burth wurde mit der 40. Peter-Hebel-Gedenkplakette geehrt		
Elmar Vogt, Hausen i. W.	II	433

4.0 Landschaften/Orte

4.2 Orte

Mannheim

Mannheim		
Volker Keller/Uwe Schwerdel, Mannheim	I	10
Das historische Profil der Stadt		
Jörg Schadt, Mannheim	I	13
Der Tritonenbrunnen vor dem Mannheimer Wasserturm		
Volker Keller, Mannheim	I	67
Vom Verbrauchermarkt zur Verbrauchermesse. Zur Geschichte des Mannheimer Maimarktes		
Udo Wennemuth, Mannheim	I	94
Ackerbau und Viehzucht gemeinnützlich befördert		
Marion Schöbel, Mannheim	I	106
Die Spiegelkolonie im Mannheimer Stadtteil Waldhof		
Karl-Heinz Schwarz-Pich, Mannheim	I	150
Gedanken und Fakten zur Mannheimer Sternwarte		
Kai Budde, Mannheim	I	160
Der Hauch der weiten Welt		
Hans Weckesser, Mannheim	II	172
Eine anrühige Geschichte		
Uwe Schwerdel, Mannheim	I	190

Freiburg

Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Vitales Miteinander mit der Stadt Freiburg		
Jochen Glaeser, Freiburg	III	467
Freiburg – Stadt der Caritas		
Bernhard Appel, Freiburg	III	482
Als Württemberger in Freiburg		
Hans-Martin Gauger, Freiburg	III	497
Darf eine Stadt heute noch anheimelnd sein?		
Joseph Schlippe, Freiburg	III	526
Die Altstadt von Freiburg und ihr Wiederaufbau		
Hans Geiges, Freiburg	III	528
Ein halbes Jahrhundert Bauen in Freiburg		
Paul Bert, Freiburg	III	531
Johann Christian Wentzinger – sein Wohnhaus „Zum schönen Eck“ und das Freiburger Museum für Stadtgeschichte		
Peter Kalchthaler, Freiburg	III	598
„Zum Wetzstein“		
Volkmar Braunbehrens, Freiburg	III	640
Wirtschaftsstandort Südlicher Oberrhein		
Hermann Fres, Freiburg	III	655
Im Reich des Sonnenkönigs – Der Erfolg des Solarunternehmers Georg Salvamoser		
Jürgen Leuchtner und Johannes Zitt, Freiburg	III	665
Mit neuer Energie in die Zukunft		
Jürgen Leuchtner und Johannes Zitt	III	669
Der Freiburger Gasthof „Zum Roten Bären“ gestern und heute		
Manika Hansen und Gerd Kalkbrenner, Freiburg	III	680

4.2.1 Regionen

Grenzfluß und Brückenbau – der Rhein		
Adolf Schmid, Freiburg	II	338

4.2.1.2 Grenzüberschreitende Kooperation

Baden und Europa		
Rolf Böhme, Freiburg	III	450

4.3.1 Renovierungen

Renovierung und Ausbau der Talvogtei als Rathaus der Gemeinde Kirchzarten		
Hartmut M. Schärf, Buchenbach	II	393

4.7 Firmen

Mannheim als Schiffahrtszentrum		
Walter Spannagel, Mannheim	I	129
Geschichte der Firma M. Welte & Söhne		
Gerhard Dangel-Reese, Freiburg	III	556

5.5 Denkmalpflege

Denkmalschutz und Denkmalpflege		
Monika Ryll, Mannheim	I	29
Der Tag des offenen Denkmals in Mannheim		
Monika Ryll, Mannheim	II	351

9.0 Persönlichkeiten

Eva und Dr. Carl Hermann. Zwei Mannheimer Quäker und ihre Hilfe für Verfolgte des NS-Regimes		
Angela Borgstedt, Mannheim	I	183
Poet des Hotzenwaldes. Zum 100. Geburtstag von Hans Matt-Willmatt		
Andreas Bader, Walshut-Tiengen	I	214
Betrüger oder Heiliger?		
Christel Seidensticker, Lahr	I	223
Münchens Ober-Badener feiert 85. Geburtstag		
Erhard Bergmann	I	224
Carolus Vocke		
Kurt Swoboda, Mannheim	II	369
Der flotteste Pfarrherr Christoph Schmezer		
Reiner Haehling von Lanzenauer, Baden-Baden	II	324
Ein herzliches Dankeschön. Gerhard Hoffmann, Rastatt ausgezeichnet		
Adolf Schmid, Freiburg	II	430
In memoriam Dr. Otto Beutenmüller		
Michael Ertz, Bretten	III	692

Bernd Ottnad zum 75. Geburtstag		
Fred Ludwig Sepaintner, Freiburg	III	694
Eugen Fischer (1874–1962) Mit einem Vorwort von von Bernd Ottnad		
Horst Ferdinand und Kurt Erich Maier	III	698
Preis der Stadt Baden-Baden für Dr. Reiner Haehling von Lanzenuer		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	IV	903
Eine Ära ging zu Ende – Bürgermeister Karl Heinz Vogt, Hausen i. W. in den Ruhestand verabschiedet		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	IV	916
Abschied vom Badischen Landesmuseum – Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	IV	921
Zum Gedenken an Christian Friedrich Schönbein, einem der bedeutendsten Chemiker des 19. Jahrhunderts		
Elmar Vogt, Hausen i. W.	IV	928
Bundesverdienstkreuz für Heimatforscher Konrad Sutter, Waldshut		
Frank Joachim Ebner, Waldshut-Tiengen	IV	929
Abschied von Rolf Dambach		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	IV	931

10.4 Archive

Die (Gemeinde) Archive		
Elmar Vogt, Hausen i. W.	II	356

11.0 Vereinsnachrichten

11.2 Vereinsnachrichten/Vorworte/Stellungnahmen

Badener oder Badenser?		
Adolf Schmid, Freiburg	I	3
Brief an den Ministerpräsidenten		
Adolf Schmid, Freiburg	I	5
Antwort des Staatsministeriums	I	7
Oberrheinische Nachbarschaft – „Keine wechselseitige Gleichgültigkeit“		
Adolf Schmid, Freiburg	I	8
Vorwort zu Heft 1/99		
Volker Keller/Uwe Schwerdel, Mannheim	I	10
Vorwort zu Heft 2/99		
Wer kümmert sich um das kulturelle Erbe der eingegliederten Gemeinden?		
Adolf Schmid, Freiburg	II	227
„Fürstenberg verkauft“		
Adolf Schmid, Freiburg	II	228
Ettikettenschummelei?		
Reiner Haehling von Lanzenuer, Baden-Baden	II	425
90 Jahre Badische Heimat		
Adolf Schmid, Freiburg	III	447
Geburtstagsfeier in Freiburg		
Adolf Schmid, Freiburg	IV	712
Grußwort von Prof. Dr. Wolfgang Jäger, Freiburg	IV	721

11.3.1 Jahresberichte

Jahresberichte 1998 der Regionalgruppen	I	215
Nachtrag: Jahresrückblick der Regionalgruppe Bruchsal	II	422

12. Texte

Rheinebene bei Mannheim		
Hans-Peter Schwöbel, Mannheim	I	170
Heinrich Schreiber und der Freiburger Akkusativ	III	772
Die Schwarzwälderstadt Freiburg		
Hans Thoma	III	481
Freiburg in den Freiburgern		
Franz Schneller	III	504
Warum ich in Freiburg lebe		
Eberhard Meckel	III	506
Suchbild – Über meinen Vater		
Christoph Meckel	III	506
Freiburger Barock		
Wilhelm Hausenstein	III	517

14.0 Buchbesprechungen

Buchbesprechungen	II	433
Buchbesprechungen	IV	934

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land
Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium
Freiburg, unterstützt.

Landesvorsitzender:
Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Fax 07 21 - 2 07 82

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24
Fax (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:
Mo. 14.00–18.00 Uhr,
Di. 8.00–12.00 Uhr,
Do. 8.00–12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 14,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:
Postbank Karlsruhe,
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg - Nördlicher Breisgau,
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
Spenden bitte an das
Konto der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:
G. Braun electronic media services GmbH
Anzeigenverwaltung: Rolf Dambach
Karl-Friedrich-Str. 14-18
76133 Karlsruhe
Tel. (07 21) 1 65-2 59, Fax (07 21) 1 65-8 38
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen: G. Braun electronic media services GmbH

Inhalt

I. Vorwort

Badener- oder Badenser?

Adolf Schmid, Freiburg 3

Brief an den Ministerpräsidenten

Adolf Schmid, Freiburg 5

Antwort des Staatsministeriums

Baden-Württemberg 7

II. Oberrhein

Oberrheinische Nachbarschaft

Adolf Schmid, Freiburg 8

III. Mannheim

Vorwort

Volker Keller/Uwe Schwerdel, Mannheim 10

Das historische Profil der Stadt

Jörg Schadt, Mannheim 13

Die Plakatsammlung des Stadtarchivs Mannheim

Hanspeter Rings 21

Denkmalschutz und Denkmalpflege

Monika Ryll, Mannheim 29

Das Reiss-Museum vor der Jahrtausendwende

Karin v. Welck, Berlin 42

Mannheim und der badische Thronwechsel von 1830

Grit Arnscheidt, Mannheim 48

Lebenslust und Frömmigkeit – Kurfürst

Carl Theodor von der Pfalz und seine Zeit

Heinz-Joachim Schulzki, Mannheim 58

Die Hochzeitsfeier des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz anhand der sächsischen Gesandtschaftsberichte

Ralf-Richard Wagner, Neulußheim 62

Der Tritonenbrunnen vor dem Mannheimer Wasserturm

Volker Keller, Mannheim 67

Das Mannheimer Musikleben in den Jahren 1848/49

Thomas Schlage, Mannheim 87

Zwei Mannheimer Musiker im Dienst der geistlichen Musik

Karl-Hermann Schlage, Mannheim 88

Vom Jahrmarkt zur Verbrauchermesse.

Zur Geschichte des Mannheimer Maimarktes

Udo Wennemuth, Mannheim 94

Ackerbau und Viehzucht gemein-nützlich befördert

Marion Schöbel, Mannheim 106

„Light from our Past“. Die Mannheimer Künstlerin Lulu Kayser-Darmstädter

Petra Weckel, Potsdam 117

Mannheim als Schiffahrtszentrum. Das Firmenarchiv von „Rhenania“ im Stadtarchiv Mannheim

Walter Spannagel, Mannheim 129

Die Versuchsschule Mannheim-Feudenheim 1922–1933, eine badische Reformschule

Hansjürgen Kessler, Mannheim 138

Die Spiegelkolonie im Mannheimer Stadtteil Waldhof

Karl-Heinz Schwarz-Pich, Mannheim 150

Dem Gedeihen der Stadt. Zur Geschichte der Bedeutung der Juden für Mannheim

Hans-Peter Schwöbel, Mannheim 156

Gedanken und Fakten zur Mannheimer Sternwarte

Kai Budde, Mannheim 160

Der Hauch der weiten Welt

Hans Weckesser, Mannheim 172

Verlegung der Friedhöfe aus den Mannheimer Quadraten

Meinhold Lurz, Heidelberg 177

Eva und Dr. Carl Hermann. Zwei Mannheimer Quäker und ihre Hilfe für Verfolgte des NS-Regimes

Angela Borgstedt, Mannheim 183

Eine anrühige Geschichte

Uwe Schwerdel, Mannheim 190

IV. Museumsverein Lörrach

70 Jahre Museumsverein Lörrach

Gerhard Moehring, Lörrach 198

V. Würdigung

Poet des Hotzenwaldes. Zum 100. Geburtstag von Hans Matt-Willmatt

Andreas Bader, Waldshut-Tiengen 214

VI. Jahresberichte

Jahresberichte 1998 der Regionalgruppen . . . 215

Betrüger oder Heiliger?

Christel Seidensticker, Lahr 223

Münchens Ober-Badener feiert 85. Geburtstag

Erhard Bergmann 224

Badener – oder Badenser?

In Freiburg und im Schwarzwald fällt jeder unangenehm auf, der den Namen Hansjakob auf der falschen Silbe betont. Noch mehr vergreift sich sprachlich freilich einer, der die glücklichen Bewohner des wunderschönen Landstrichs zwischen Odenwald und Bodensee „Badenser“ nennt; dieser Lapsus muß als unverzeihlich gewertet werden. Leonhard Müller hat vor kurzem im „Blick in die Geschichte“ (Karlsruher stadthistorische Beiträge, 19. Juni 1998) erinnert an die Peinlichkeit, als vor Jahren auf einem Empfang der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe ein bedeutender Industriemanager als Festredner auftrat – und seine Zuhörer als „Badenser“ ansprach und glaubte, diese persönliche Zuwendung auch noch wiederholen zu müssen, bis der Widerspruch im Publikum lautstark wurde. Leonhard Müller führte u. a. aus: „Die Empfindlichkeit der Badener gegen eine Pseudolatinisierung ihres Namens ist bekannt, obwohl selbst im Großherzoglichen Haus wie weiland bei Goethe von Badensern gesprochen wurde. Daß aber vor hundert Jahren schon die korrekte Bezeichnung diskutiert wurde, zeigt eine Notiz aus der Badischen Landeszeitung vom 24. Dezember

1898, wobei zu erinnern sei, daß noch heute in Karlsruhe die Einwohner ihrer Partnerstadt Halle als ‚Hallenser‘ bezeichnet werden. Wer hier irrt, irrt freilich mit Goethe, und das tröstet“.

Nun, man könnte heute den Herrn Goethe, dem übrigens demnächst noch ausführlich zum Geburtstag zu gratulieren ist, fragen, was er davon hielt, wenn wir auch bei ihm konsequent die Herkunft aus Frankfurt mit dem Anhängselser kennzeichnen würden. Aber gehen wir tatsächlich um fast zwei Jahrhunderte zurück, in die Jahre, als die Markgrafschaft Baden „mittelmächtige“ Bedeutung erlangte. Für den Breisgau gibt es dazu wenige Quellen, die so leben-

dig sprudeln wie die Tagebücher des letzten Abtes von St. Peter, Ignaz Speckle (von 1795 bis 1819, bearbeitet von Ursmar Engelmänn, 1966 bei Kohlhammer erschienen), der uns ein eindringliches Bild des politischen Wechsels und vieler individueller Lebensschicksale vermittelt hat. Lassen wir aber alles andere beiseite (so wichtig diese Dokumentation ist!): Für Ignaz Speckle sind die „Badenser“ diejenigen, die von der turbulenten Gesamtentwicklung profitieren, die opportunistisch einheimen und



Adolf Schmid

so taktisch schlau sich und ihr Territorium vervielfachen – und eben u. a. den Breisgau für „Baden“ in Besitz nehmen. Speckle unterschied ganz konsequent zwischen „altbadischen Ländern“ und „Neubadenern“, schrieb z. B. über den Besuch des Erbprinzen vom 19. bis 21. Mai 1811 in Freiburg: „Man will beobachtet haben, daß besonders die altbadischen Beamten, Pfarrer und Bauern sich in Menge in Freiburg versammelt, aber im Vergleich sehr wenige neubadische Untertanen bemerkt worden seien“. Daß die „Badenser“ nicht sicher sein konnten, den Landgewinn auf Dauer zu erhalten, vermerkte Speckle, der das Karlsruher Regime ganz und gar nicht sympathisch fand, immer wieder. Freilich mußte er eines noch bedenken: Es bestand ja 1806 und in den folgenden Jahren ganz konkret die Sorge, daß der Breisgau zur Hälfte gar an Württemberg fallen könnte; die württembergischen Grenzpfähle waren im Welchental und am Bohrer, also direkt vor Freiburgs Stadttoren schon eingerammt! Auch dazu formulierte Ignaz Speckle des Volkes Meinung: „Man fürchtet Württemberg wie die Hölle!“ (20. Juli 1809).

Nun wissen wir, daß Baden trotz dieser schlimmen Geburtswunden für die Menschen des Großherzogtums und des Freistaates zu einer geliebten, auch politisch geschätzten Heimat wurde, mit der sich die Badener gerne identifizierten (es soll ja auch tatsächlich viele gute

badische Eigenarten geben); „Heimat“ war (und ist) mehr als nur ein gut funktionierender Staatsapparat. Unser Landesverein ist hier in seiner Zielsetzung und in der Arbeit seiner vielen Mitglieder angesprochen. „Es ist nicht die Aufgabe der ‚Badischen Heimat‘, Geschichtsverein eines heutigen Staatsteils zu sein“, sagte Karl Siegfried Bader 1959 (Vgl. „Badische Heimat“ 4/1959). Wir wollen kein „bloßer Traditionsverein“ sein, wissen auch, daß „Baden“ trotz seines gewachsenen „embonpoints“ (wie ihn Stephanie Beauharnais gewünscht hat) eigentlich meist „das Gegenteil von groß“ war, aber bereit zum Ausgleich, zu guter Nachbarschaft. Und ganz sicher haben wir heute Abschied genommen von kleinkariertem Regionalpatriotismus. Dennoch bleibt es unser Anliegen, unsere Vorstellung von „badischer Heimat“ immer wieder anzusprechen und in ihrem ganzen Reichtum auszuschöpfen und Perspektiven zu vermitteln – für alle, die als Badener und Badenerinnen geboren sind, für unsere Gäste und Nachbarn, auch für alle, die als Fremde zu uns kommen und die wohl zu einem beachtlichen Teil auf der Suche nach einer Heimat sind, die ihnen ein Paß allein freilich noch nicht bescheren kann. Baden scheint zu haben, was viele suchen. Es ist schön, ein Badener zu sein.

Mit freundlichem Gruß Ihr Adolf Schmid

Verschiedenes.

• **Badener oder Badenser?** Eine interessante Umfrage hat der Vorsitzende des Berliner „Vereins der Badenser“, Herr Emil Jaller, veranlaßt. Er richtete an die ersten germanischen Professoren an zwölf deutschen Universitäten die Frage, ob sich die Einwohner des Großherzogtums Baden richtiger „Badenser“ oder „Badener“ nennen sollen. Dem Antwortmaterial sind folgende Ausführungen entnommen. Alle zwölf namhafte Germanisten erklären mit Entschiedenheit, daß es „Badener“ und nicht „Badenser“ heißen müsse. Die Form „Badenser“ ist eine halblateinische Zwitterbildung, die unglückliche Lateinisierung des Wortes „Badener“, die in korrektem Latein „Badenensis“ heißen würde. Aber der Deutsche pflegt die Bewohner der deutschen Gauen ja nicht mit lateinischer Form zu nennen, ebensowenig wie die Bewohner der Städte, wie man ja auch z. B. nicht Dresdenser statt „Dresdener“ sagt. Daher sind die Formen „Bremenser“, „Hollenser“, ebenso unberechtigt. Aus sprachlichen Rücksichten hat man allerdings noch einer anderen deutschen Bevölkerung eine lateinisierte Namensform gegeben. Man sagt, ebenso fälschlich, wie „Badenser“, „Hannoveraner“, weil angeblich „Hannoverer“ schlecht klingen soll. Goethe hat übrigens, nachdem er erst „Badnische“ schrieb, die Form „Badenser“ gebraucht, wohl, weil ihm die lateinisierten Formen „Weimaraner“ und „Jenenfer“ nahe lagen.

Brief an den Ministerpräsidenten

BETR.: DENKMALSCHUTZGESETZ

30. November 1998

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,

vor kurzem erst habe ich den Landesvorsitz der „Badischen Heimat“ übernommen – und damit die Aufgabe, wieder verstärkt die alten Ziele unseres Landesvereins zur Geltung zu bringen; zu diesen großen Themen gehören vor allem auch Naturschutz und Denkmalschutz, wo wir eine vordringliche Verantwortung sehen und uns engagieren wollen.

Auf unserer letzten Sitzung von Vorstand, Beirat und unsern Regionalvertretern in Lahr (am 7. November) wurde das Thema Denkmalschutzgesetz bzw. dessen geplante Änderung ausführlich diskutiert. Als Ergebnis unserer Beratung und nach weiteren Gesprächen mit Fachleuten erlauben wir uns folgende Stellungnahme und bitten dringend, sie bei den Überlegungen der Landesregierung nicht zu ignorieren und dem Denkmalschutz gemäß Artikel 86 unserer Landesverfassung auch weiterhin höchsten Stellenwert einzuräumen:

1) Wir haben die große Sorge, daß durch eine Auflösung der Außenstellen des Landesdenkmalamtes der Denkmalschutz in unserm Bundesland ganz erheblich eingeschränkt und daß es bald zu massiven Abbrüchen unersetzlicher Kulturdenkmale, vor allem auch im industriellen Bereich kommen würde. Das politische Ziel, behördliche Verfahren so zu beschleunigen, würde vielleicht erreicht, (auch dies ist keineswegs sicher), aber „Jedes Kulturdenkmal, das heute zugrunde geht, ist für alle Zeit verloren“ (Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, 8. 11. 1995).

2) Es ist kaum zu erkennen, wie eine „Verschlankung“ bei den Außenstellen zu großen Kostenersparnissen führen soll; die Personaldecke ist sowieso schon zu gering. Im Vergleich zum Schaden aber, den das Fehlen dieser flächendeckenden Zwischeninstanz ausrichten würde, kann der „Gewinn“ für den Landesetat nur als quantité négligeable eingeschätzt wer-

den. Manche sprechen deswegen auch von blindem Aktionismus.

3) Wir stellen fest, daß von offizieller Seite zu diesem Thema sowieso fast nur Erfolgsmeldungen erscheinen – und wir freuen uns über jede gelungene Aktion! Verluste aber werden nicht in die Öffentlichkeit getragen; es wird vielleicht nicht einfach spektakulär abgerissen, es ist vor allem der schleichende Verfall, der uns vielfach besorgt macht. Viele rapide wachsende Schäden können nur durch eine permanente und flächendeckende Denkmalpflege verhindert werden.

4) Daß der „Wirtschaftsstandort Baden-Württemberg“ durch konsequenten Schutz und Erhalt unserer Kulturlandschaft gefährdet werden könnte, ist u. E. ein politisch irriges Denken. Mit rund 3,2 Millionen Besucher hat z. B. der „Tag des offenen Denkmals“ für Deutschland 1998 neue Rekordzahlen gebracht, auch europaweit war steigendes Interesse zu sehen. Das allgemeine Verständnis für die Notwendigkeit vorsorgender Denkmalarbeit ist sehr groß. Das Vorhaben der Koalitionsregierung zeigt dagegen, daß die politische Großwetterlage in Baden-Württemberg dem Denkmalschutz eher hinderlich ist; falls das Gesetz geändert wird, sind eben weitere Verluste und Gefährdungen unvermeidbar. Wir sagen dies so offen, weil wir uns verpflichtet fühlen, das Bewußtsein für das kulturelle Erbe wieder zu schärfen und die „Geschichte zum Anfassen“ – nach solchen Verlusten durch Krieg und „Wiederaufbau“ – zu stabilisieren, wo es noch möglich ist. Eine Entwarnung ist völlig unangebracht.

5) Wir fordern deshalb, den Sachverstand einer unabhängigen Denkmalfachbehörde in den Außenstellen des Landesdenkmalamtes zu erhalten und ihre Kompetenz eher noch zu stärken. Es darf nicht möglich werden, daß die Städte mit Unteren Denkmalschutzbehörden

bzw. die Landratsämter allein nach Anhörung des Landesdenkmalamtes entscheiden dürfen. Wir vermuten, dies könnte in vielen Fällen ganz gut gehen; wir befürchten aber auch, daß es „da und dort“ auch zu ganz unerwünschten, unerträglichen Entwicklungen kommen würde. Von einem einheitlichen Denkmalschutz könnte dann niemand mehr reden; wichtige Anliegen einzelner Bürger könnten unberücksichtigt bleiben.

6) Wir bitten abschließend zu überlegen, ob der Denkmalschutz tatsächlich im Ressort des Wirtschaftsministers sinnvoll betreut wird, ob dies nicht für die Öffentlichkeit ein zweideutiges Signal setzt – oder ob der Denkmalschutz nicht adäquater und sachgerecht im Bereich der Kulturpolitik gestaltet werden sollte.

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, es wäre schön, von Ihnen zu hören, das Novellierungsvorhaben zum Denkmalschutzgesetz sei

aufgegeben, ähnlich wie beim Naturschutz und der Landschaftspflege. Nachdem so lange auf parlamentarischem Wege zu diesem Thema nichts zu hören, nichts zu sehen war, könnte uns diese Botschaft gar nicht überraschen. Falls wir dies aber vergebens hoffen, bitten wir um Information über den Stand der Beratungen und die weiterhin verfolgten Ziele.

Es geht um unser aller Verantwortlichkeit in der Pflege historischer Bauten und vieler kleiner, großartiger Kulturdenkmale.

Es zählt die Liebe und Fürsorge der Heimatfreunde, nicht zuletzt freilich die Verpflichtung durch die Verfassung.

Mit freundlichem Gruß von der „Badischen Heimat“

Adolf Schmid, Landesvorsitzender



STAATSMINISTERIUM BADEN-WÜRTTEMBERG
Der Minister

Eingegangen
- 8. FEB. 1999
Landesminister Bad. Heimat

Staatsministerium Richard-Wagner-Straße 15 - 70184 Stuttgart

Badische Heimat e.V.
z.Hd. Herrn Landesvorsitzenden
Adolf Schmid
Haus Badische Heimat
Hansjakobstraße 12

Stuttgart, den 03.02.1999

Telefon (0711) 2153 - 295
Telefax (0711) 2153 - 484

79117 Freiburg i.Br.

Aktenzeichen: II-2550.0

(Bitte bei Antwort angeben)

Denkmalschutzgesetz

Sehr geehrter Herr Schmid,

ich danke für Ihr Schreiben vom 30. November 1998, in dem Sie sich intensiv für eine Beibehaltung der Außenstellen des Landesdenkmalamtes einsetzen.

Im Zuge der Reform der Regierungspräsidien wurden Überlegungen angestellt, inwieweit Aufgaben der öffentlichen Hand bei den Regierungspräsidien angesiedelt werden können, um zu einer Verschlankeung des staatlichen Wesens und zu einem effizienteren Verfahrensablauf zu kommen. Dabei beabsichtigte man, geeignete Aufgabenfelder bei den Regierungspräsidien zu bündeln. Auch die Tätigkeit der Außenstellen des Landesdenkmalamtes wurde in diese Überlegungen mit einbezogen.

Ich freue mich Sie davon unterrichten zu können, daß man nach dem gegenwärtigen Stand der Diskussion wieder Abstand von diesen Planungen genommen hat.

Wie Sie wissen, ist der Denkmalschutz eine zentrale Aufgabe des Landes. Die Landesregierung hält den Denkmalschutz und die Denkmalpflege daher auch in schwierigen wirtschaftlichen Zeiten genauso unverzichtbar wie den Naturschutz und den Umweltschutz. Jedes zerstörte und unkontrolliert beseitigte Kulturdenkmal bedeutet eine Verarmung unserer Lebensumwelt. Es gilt, diese Lebensumwelt im Rahmen eines modernen und effektiven Verwaltungshandelns zu schützen und zu bewahren.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Christoph Palmer

Telefonzentrale: (0711) 2153 - 0
LVN 6033@LVN

zentrales Telefax: (0711) 2153 - 340
X.400-C=DE, A=OBP, P=BWL, O=STM, S=Poststelle

Telex: 7 22 307 und 7 23 711 stami d
Internet: poststelle@sm.bwl.de

Oberrheinische Nachbarschaft

Keine „wechselseitige Gleichgültigkeit“

Auf Einladung des Landesvorsitzenden der „Badischen Heimat“, Adolf Schmid, traf sich am 4./5. Dezember 1998 in Freiburg eine kompetente Runde von Mitgliedern verschiedener Heimat- und Geschichtsvereine aus dem Oberrheingebiet. Adolf Schmid zeigte sich sehr erfreut über die überraschende Resonanz auf diese Initiative, betonte auch, daß sich der Landesverein natürlich vorrangig mit „badischen“ Themen beschäftige, daß er aber „die Nachbarn“ aus guten Gründen in seine Aktivitäten miteinbeziehe. So kamen denn vor allem auch die Vertreter aus der Schweiz und dem Elsaß zu Wort, um zu diskutieren, wie das Nebeneinander in der Oberrheinregion durch konkrete nachbarschaftliche Beziehungen mit mehr Leben und Wärme gestaltet werden könne. Mit Entschiedenheit wurde Meinungsäußerungen aus jüngster Zeit widersprochen, daß das derzeitige Verhalten „von wechselseitiger Gleichgültigkeit geprägt“ sei; freilich sei viel zu tun. Mit sehr ermunternden Stellungnahmen äußerte sich z. B. Jean-Claude Hahn, Präsident des Verbandes elsässischer Geschichtsvereine aus Straßburg, ohne dabei aktuelle Reizthemen und tradierte Vorbehalte auszusparen; gerade die Offenheit des Gesprächs wurde von allen Teilnehmern geschätzt. Auch die sehr praktischen Erfahrungsberichte bzw. Vorschläge von Michel Mercier, Direktor des „Institut Français“ in Freiburg, trugen wesentlich dazu bei, die sehr ähnlichen Probleme und Anliegen auf beiden Seiten des Rheins zu verdeutlichen und gute Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Die Landtagsabgeordnete Ursula Kuri plädierte u. a. dafür, alle Kräfte zu mobilisieren, die Zweisprachigkeit zu stärken als Voraussetzung für eine lebendige

Nachbarschaft, um so am Oberrhein ein sicheres regionales Fundament im Prozeß der Europäisierung zu schaffen. Dr. Johannes Gut/Karlsruhe, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, begrüßte dankbar diese Initiative, die das Gespräch und den dringend nötigen Informationsaustausch über historische Vorgänge und Ursachen, vor allem aber über aktuelle und zukünftige Entwicklungen erleichtern werde. Daß dieses Anliegen auch bundesweit mitgetragen wird, zeigten die engagierten Redebeiträge des Bundesvorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der „Badener Vereine in Deutschland“, Wolfgang Häßler/Hamburg und seiner Stellvertreterin Ute Skakowksi/München.

Als Bilanz der Tagung konnte festgehalten werden, daß nach diesem ersten, geglückten Versuch die grenzüberschreitenden Begegnungen 1999 fortgeführt werden, um so über bisherige Barrieren hinweg „oberrheinische Identität“ entwickeln zu helfen. Es bestand Konsens, die Arbeit von Politik und Verwaltung und Wirtschaft zu unterstützen mit den spezifischen Möglichkeiten, die sich ergeben aus dem selbstgewählten Aufgabenbereich dieser Vereine: Landesgeschichte und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz, Erhaltung des reichen kulturellen Erbes und Ermunterung zu neuer Kreativität künstlerischer Arbeit. „Bewußtes Reisen“ im Nachbarland soll gefördert, Themen und Rednerlisten sollen ausgetauscht, gemeinsame Projekte unterstützt werden. Besonderes Interesse fand der Start der „Badischen Heimat“ im Internet, wo Inhalte von Heimat- und Landeskunde am Oberrhein mit einer Vielfalt von Themen vorbildlich erarbeitet werden; die Überle-

gungen, diese wichtige Arbeit auf beiden Seiten des Rheins voranzubringen und zu koordinieren, waren bei dieser Tagung schon sehr konkret. Einig waren sich sicher alle Teilnehmer dieser Wochenendkonferenz: Das deutsch-französische Verhältnis kann nicht allein der Ebene Paris - Bonn/Berlin überlassen werden; hier sind besonders die Menschen alter Grenzregio-

nen gefordert, regionale Möglichkeiten wahrzunehmen, Auftrag und Chance zugleich.

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg

Mehr Nachbarschaft

"Landesverein Badische Heimat" lud zu grenzüberschreitendem Austausch ein.

Freiburg (glü.) „Das war ein gelückter Versuch, mit dieser grenzüberschreitenden Begegnung über bisherige Barrieren hinweg oberrheinische Identität zu entwickeln.“ Mit diesem Fazit schloß Adolf Schmid, der Vorsitzende des in Freiburg ansässigen „Landesverein Badische Heimat e.V.“ und langjähriger Gymnasiumsleiter in Kirchzarten, ein Treffen von Mitgliedern verschiedener Heimat- und Geschichtsvereine aus Baden, der Schweiz und dem Elsaß in Freiburg. „Wir haben gespürt“, so Adolf Schmid, „daß in der oberrheinischen Nachbarschaft keine wechselseitige Gleichgültigkeit herrscht.“

Sowohl Jean-Claude Hahn, der Präsident des Verbandes elsässischer Geschichtsvereine aus Straßburg als auch Michel Mercier, Direktor des Institut Français in Freiburg, wollen mithelfen, gute Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Einen konkreten Vorschlag dazu machte Ursula Kuri, MdL: „Wir müssen

alle Kräfte mobilisieren, die Zweisprachigkeit zu stärken als Voraussetzung für lebendige Nachbarschaft, um so am Oberrhein ein sicheres Fundament im Prozeß der Europäisierung zu schaffen.“ Die Vereine wollen das Zusammenwachsen in Europa nicht nur den Politikern in den jeweiligen Hauptstädten überlassen.

Die Heimat- und Geschichtsvereine sehen ihren Beitrag in der Belegung von Landesgeschichte und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz, in der Erhaltung eines reichen kulturellen Erbes und der Ermunterung zu neuer Kreativität künstlerischer Arbeit. „Wir wollen“, so Adolf Schmid, „das bewußte Reisen ins Nachbarland fördern, gemeinsame Projekte unterstützen und Themen- sowie Rednerlisten austauschen.“ Auf großes Interesse stieß der Start der „Badischen Heimat“ im Internet. Hier die Adresse für badische Surfer: „members.aol.com/baden2000/index.htm“.

„Dreisamtäler“, 17. XII. 98



Vorwort

Dieses Heft ist dem unvergessenen langjährigen Vorsitzenden des Bezirks Mannheim, Herrn Helmut Gräßlin gewidmet

Warum eigentlich ein Mannheim-Heft?

Vor 17 Jahren, im Juli 1982 erschien doch „erst“ eines.

Wir denken, daß in den vergangenen Jahren das Interesse der Mannheimer für ihre eigene Geschichte stark zugenommen hat, daß die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit als identitätsstiftend erkannt wird und ein neues, auf den unmittelbaren Lebensraum bezogenes Geschichtsbewußtsein im Entstehen begriffen ist.

Diese allgemeine, auch anderswo zu beobachtende Tendenz hat in Mannheim einige spezielle Ausprägungen. Der in Mannheim stark verbreitete Lokalpatriotismus sei hierbei nur am Rande erwähnt.

Mannheim erwartet ein Fest, es sieht dem 400. Stadtjubiläum im Jahr 2007 entgegen. Feste haben schon etliche Male die Stadt verändert. Das letzte runde Jubiläum im Jahr 1907 in Form einer internationalen Kunst- und Gartenbauausstellung hat maßgebliche Impulse zur Stadtentwicklung gegeben, ebenso die Bundesgartenschau 1975. Obwohl mit einer so aufwendigen Festveranstaltung wie 1907 nicht mehr zu rechnen ist, hat das bevorstehende Jubiläum Gedankenspiele angeregt, wie man der gewachsenen historischen Identität Mannheims mehr Rechnung tragen könnte. Die Leserbriefspalten, die Bildung von Arbeitsgruppen und Gesprächskreisen, die Initiativen von Privatleuten, Gruppen und Vereinen, die umfangreichen Veranstaltungsprogramme der „Profis“: Reiss-Museum, Stadtarchiv, Landesmuseum für Technik und Arbeit, Abendakademie u. a. m. legen davon Zeugnis ab.

Vereine, wie „Pro Denkmal“ und „Stadtbild e. V.“ versuchen, den Bürgern und Politikern dieser Stadt die Bedeutung der steingewordenen Zeugnisse unserer Geschichte zu vermitteln. Es ist ihr Verdienst, daß in Mannheim neue Forschungsergebnisse zur Stadtgeschichte, z. B. zu den Festungswerken des 17. und 18. Jahrhunderts vorliegen, wenn Denkmäler und Brunnen, z. B. der Tritonenbrunnen im Zentrum der Stadt restauriert wurden. Museen und der Denkmalschutz wurden von Vereinsinitiativen wirksam unterstützt.

Gerade im Hinblick auf das 400. Stadtjubiläum werden städtebauliche Maßnahmen gefordert, welche Kriegszerstörungen und Nachkriegssünden beseitigen könnten. Mannheim soll wieder mehr, wie Goethe es sah, „freundlich und heiter gebaut“ aussehen. Veränderungen sind teuer. Schon kleine Schritte kosten sehr viel Geld. Das Wissen um deren Notwendigkeit wächst nicht zuletzt durch die Initiativen der Gruppen und Vereine. Große Projekte brauchen eine umso stärkere Lobby. Die Rekonstruktion der historischen Dachformen auf Zeughaus und kurfürstlichem Schloß wären notwendig. Die Wiederherstellung einiger Schloßräume, z. B. der historischen Schloßbibliothek, die stärkere Anbindung des Schlosses an die Innenstadt, die originale Anlage von Ehrenhof und Vorplatz des Schlosses sind Wunschträume, die einmal Wirklichkeit werden könnten.

Der „Tag des offenen Denkmals“, der seit einigen Jahren sonntags am Ende der sommerlichen Schulferien stattfindet, hat sich zu einem neuen Forum für geschichtlich Interessierte entwickelt. Der äußerst rege Zulauf zeigte das

Bedürfnis weiter Bevölkerungskreise, sich über historisch Gewordenes, über „Heimat“ zu informieren. Auch Mitglieder der Badischen Heimat übernahmen Führungen in Mannheim.

Früher wurde geschichtliches Wissen und historische Identität mehr von Institutionen oder privaten „Einzelkämpfern“ getragen. Heute äußert sich das wachsende Geschichtsbewußtsein nicht zuletzt in der zunehmenden Aktivität der zahlreichen Geschichtswerkstätten in den Mannheimer Stadtteilen.

In enger Kooperation mit der Abendakademie, dem Stadtarchiv und den Stadtteilbüchereien, in ihrer Zielsetzung und Arbeitsweise aber völlig autonom, sind dies *„keine altertümelnden Nostalgiker, die wehmütig der ‚guten alten Zeit‘ nachstöbern, sondern Menschen eines Stadtteils, die dessen historisch gewachsene Identität als Vorbedingung seiner Gegenwart erforschen, Geschichte als demokratische Aktion begreifen.“* So die gemeinsame Präambel im Programm der Mannheimer Abendakademie.

Die Geschichtswerkstätten arbeiten z. T. seit zehn Jahren, veranstalten Stadtteilführungen, Ausstellungen, Vorträge, veröffentlichen Bücher und Broschüren, setzen sich für die Bewahrung und Pflege historischer Bausubstanz in ihren Stadtteilen ein.

In Käfertal z. B. wird jedes Jahr eine Ausstellung zu einem lokalgeschichtlichen Thema erarbeitet, die dann während des Stadtteilstes auch regelmäßig ein echter Publikumsmagnet wird. Die Ergebnisse werden daraufhin in Buchform der Stadtteilbücherei und dem Archiv übergeben. Eine längst verschwundene Porzellanmanufaktur, eine Malzfabrik, die Landwirtschaft, die Schulgeschichte und die Geschichte der Gasthäuser des vor hundert Jahren eingemeindeten Dorfes wurden erforscht und dokumentiert.

Die Feudenheimer haben einen großartigen Bildband zur Geschichte ihres Stadtteils veröffentlicht, haben in mehreren Ausstellungen und Veranstaltungen die Nachkriegsgeschichte präsentiert und vor allem auch die Spuren der Versuchsschule Feudenheim und die Reformpädagogik des Mannheimer Rektors Max Enderlin wiederentdeckt.

Die Neckarstädter haben durch ihre Forschung zur Bernhard-Kahn-Lesehalle und zur

Stifterfamilie der ersten Mannheimer Arbeiterbibliothek wesentlich zum Erhalt der von Schließung bedrohten Stadtteilbücherei beigetragen. Sie haben – allerdings vergeblich – um den Erhalt des Laurentiusblocks, eines der ältesten Bauensembles der Neckarstadt, und der Hildebrandmühle, eines beeindruckenden Industriedenkmal gekämpft. Sie konnten die Sanierer der historischen Volksküche beratend unterstützen und dort ein kleines sozialgeschichtliches Museum einrichten.

Viele Ausstellungen, Beiträge zum 125jährigen Stadtteiljubiläum, vor allem aber auch die „Märzfeiern“, aufwendige Theaterabende zur Erinnerung an die Revolution von 1848, haben die Neckarstädter Geschichtswerkstatt schließlich zu einem wichtigen Bestandteil des politischen Lebens im Stadtteil gemacht. Die Auseinandersetzung mit der Alltagsgeschichte bedeutet ihr zugleich Standortbestimmung in der Gegenwart – immer kritisch und auf die Zukunft gerichtet.

Allen Geschichtswerkstätten ist es gelungen, generationenübergreifend und methodisch vielfältig zu arbeiten und diese Arbeit auch zu präsentieren.

Beispiele dafür sind auch in diesem Heft zu finden.

Wenn hier von der „generationenübergreifenden“ Arbeit die Rede war, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Abteilung Jugendförderung des Stadtjugendamtes einen wesentlichen Anteil an der Bildung historischen Bewußtseins der jüngeren Generation in dieser Stadt hat. „Spurensuche“, eine auch als beeindruckendes Buch veröffentlichte Aktion Mannheimer Jugendlicher zur Erforschung der Schicksale jüdischer Mitbürger während der Nazizeit hat schließlich zur erstmaligen Veröffentlichung der Namen von über 2000 Mannheimer Opfern geführt. „Barrikadenbau für Anfänger“ war eine Aktion, die nicht nur Anliegen und Ideale der 48er Revolutionäre für Jugendliche „rüberbrachte“, sondern auch für die eigene Lebenswelt Defizite und Handlungsspielräume, Perspektiven und Optionen erschloß.

Und überhaupt, die Erinnerung an die Revolution von 1848, die ja in Mannheim ihren Ausgang nahm und die hier ihre Vordenker hatte, war Anlaß für viele, sich mit der Geschichte

dieser Stadt auseinanderzusetzen, war Gelegenheit für historisch Interessierte, gemeinsame Veranstaltungen zu planen, hat Vereine, Ämter, Institutionen der Stadt zusammengebracht um ein buntes Programm zu entwickeln, das Geschichte gegenwärtig machte.

Das vorliegende Sonderheft soll einen kleinen Einblick geben in die Vielfalt dieser Aktivitäten in unserer Stadt. Es wurde von Autoren gestaltet, die als Privatforscher, Mitglieder von Geschichtswerkstätten oder als wissenschaftliche Mitarbeiter von Institutionen bereit waren, ihr Wissen zur Verfügung zu stellen. Dem Aufruf des Vorstandes des Bezirks Mannheim zur

Mitarbeit an diesem Heft schenkten sie Gehör und opferten ihre Zeit. Ihnen gilt unser besonderer Dank.

Anschrift der Autoren:
Volker Keller
S1, 16
68161 Mannheim

Uwe Schwerdel
Volkshochschule Mannheim
R3, 13-15
68161 Mannheim

In den Mannheimer Planken flanieren I

*Im Menschendickicht
mich schweigend verbergen
und lauschen und schauen*

*Verstohlen Lichtäpfel
pflücken vom Baume
der Liebe*

*So kehre ich zurück
auf heimlichen Wegen in
den Garten Evas
unbemerkt einen zarten
ewigen Augen-Blick*

In den Mannheimer Planken flanieren II

Freude fortpflanzen

*Dein rauchfarbenes
Lächeln breitet sich aus
auf meinem Gesicht*

*Wie ein Spiegel Sonnenlicht
gebe ich es weiter an einen
der eben vorübergeht*

*Er nimmt Dein Lächeln mit
und läßt es bei mir*

Hans-Peter Schwöbel, Zeit Ernten. Gedichte

Das historische Profil der Stadt

Überlieferung und Auswertung des Stadtarchivs Mannheim

Im Jahre 1900 beauftragte der Mannheimer Oberbürgermeister Otto Beck den Historiker Friedrich Walter, zu dem 300. Jubiläum der Stadt im Jahre 1906/07 eine große Stadtgeschichte vorzulegen¹. In dem grundlegenden Gespräch stellte der Oberbürgermeister dem Historiker die Berufung als Stadtarchivar in Aussicht und definierte dessen künftige Aufgabe in klassischer Kürze: „Alles, was mit der Geschichte unserer Stadt zusammenhängt,

muß gesammelt, geordnet und durchforstet werden.“ Nachdem Walter seinen Auftrag mit dem Monumentalwerk „Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart“ erfolgreich abgeschlossen hatte, machte Beck sein Versprechen wahr. Mit der Berufung Walters im Juni 1907 entstand das Stadtarchiv als städtisches Amt. Aber schon im Gespräch des Jahres 1900 war seine Aufgabe umrissen worden. Es war als zentrale Dokumentationsstelle konzipiert und ihm



Benutzerraum des Stadtarchivs im Collini-Center

zugleich ein Überlieferungsauftrag und ein Auswertungsauftrag erteilt worden. Dies ist danach in einer für die Zeit sehr fortschrittlichen Dienstweisung des Stadtrats 1909 formuliert worden. Im Jahre 1966 wurde auf der Grundlage der Verordnung des Innenministeriums über die Verwaltung der Akten der Gemeinden und der Gemeindearchive vom 29. Juni 1964 eine Aktenordnung des Oberbürgermeisters erlassen, die die zentrale Zuständigkeit für die Archivierung städtischen Schriftguts erneut regelte. Schließlich veranlaßte das baden-württembergische Archivgesetz vom 27. Juni 1987 den Mannheimer Gemeinderat 1992 zur Verabschiedung der Archivordnung als Satzung, die sowohl die zentrale Erfassung von Archivgut wie die Auswertung als Aufgaben des Stadtarchivs vorsieht.

Der Überlieferungsauftrag des Stadtarchivs bezog und bezieht sich primär auf die im Geschäftsgang der Stadtverwaltung und ihrer Betriebe entstandenen Unterlagen. Auf der Basis der Aktenordnung von 1966 begründete der im Jahr zuvor als Direktor des Stadtarchivs berufene Dr. Johannes Bleich – er war der erste Facharchivar am Stadtarchiv Mannheim – ein Zwischenarchiv, das – als eine Besonderheit der Kommunalarchivlandschaft Baden-Württembergs – sehr früh die städtischen Stellen von Altregistraturen entlastet, diese damit früh archivisch sichert und effektiv sowie viel kostengünstiger für die Verwaltung bereithält.² Die in einzelnen Bereichen der Verwaltung anfänglich gezeigte Verweigerung hat sich, als die Dienststellen die Vorteile sahen und vor allem erlebten, daß sie im Zwischenarchiv sehr viel rascher an ihre Akten gelangten als bei einem Verbleib in einem Keller oder Speicher, sehr bald zu einer großen Abgabebereitschaft entwickelt.

Dadurch wurde in den letzten dreißig Jahren eine sehr enge Bindung zwischen Stadtarchiv und Stadtverwaltung erreicht. Darauf ist auch zurückzuführen, daß der Bekanntheitsgrad des Mannheimer Stadtarchivs in der Stadtverwaltung, wie in einem Vergleich mit anderen Städten festgestellt wurde, ungleich hoch ist. Das Zwischenarchiv ist neuerdings in einem Verwaltungsverbesserungsprozeß noch ausgebaut worden; es übernimmt jetzt sämtliche Bauakten (und hat damit auch die Einnahmesituation des Stadtarchivs verbessert).

Da das Stadtarchiv die Endstation allen städtischen Schriftguts ist, soweit es befristet oder dauernd aufzubewahren ist, bemüht es sich, bei der Schriftgutverwaltung die Maximen durchzusetzen, die den Erhalt und die Bewertung des Schriftguts perfektionieren. Der Archivar muß in diesem Sinne vorarchivisch auf Aktenplan, Aktenführung und Auswahl der Papiere Einfluß nehmen. Dies gilt selbstverständlich auch für den Einsatz der modernen Datenverarbeitung.

Die Äußerung Becks und die seit seiner Berufung als Stadtarchivar im Jahr 1907 durchgeführten Erwerbungen Friedrich Walters zeigen jedoch, daß sich der Überlieferungsauftrag schon damals auch auf außerstädtisch erwachsenes Schriftgut bezog. Damit befand sich das Mannheimer Stadtarchiv im Einklang mit anderen badischen Stadtarchiven, die um diese Zeit begründet wurden, wie etwa Karlsruhe und Pforzheim.³ Sie verstanden sich als Dokumentationsstellen für die gesellschaftliche Entwicklung ihrer jeweiligen Stadt. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: die erste Aufgabe des Stadtarchivs bestand und besteht nach wie vor in der Übernahme, Bereithaltung und Erschließung der städtischen Unterlagen. Sie sichern die Kontinuität der Stadtverwaltung und ihre Rechte. Ein Stadtarchiv hat das Planen und Handeln der Stadtverwaltung zu unterstützen und durch Informationsangebote zu erleichtern. Das Mannheimer Stadtarchiv trägt so zur Effizienz der Verwaltung und – was bisher den wenigsten, oft auch den Archivaren nicht bewußt ist – zu ihrer Sparsamkeit bei. Die Stadtarchive sollten diese Leistung sehr viel stärker in den Diskussionen um die Verschlan- kung der Verwaltung in den Vordergrund stellen. Diese verwaltungsbezogene Arbeit ist auch ein wesentliches Element ihrer gesellschaftlichen Arbeit. Die Stadtarchive sind durch das Landesarchivgesetz von 1987 endgültig in den Rang öffentlicher Einrichtungen gehoben worden. Dem hat auch ihre Überlieferungsbildung zu entsprechen. Das Mannheimer Stadtarchiv schafft nicht nur einen Spiegel der Verwaltung, sondern – um den vielfältigen Bedürfnissen der Gesellschaft zu entsprechen – ein Abbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Vergangenheit und Gegenwart der Stadt. Dazu gehören Wirtschaft, Politik und Kultur. Tatsächlich läßt

sich durch die erschließende Tätigkeit des Archivars aus den Protokollen des Gemeinderats und den städtischen Verwaltungsakten die gesellschaftliche Wirklichkeit, ihre Organisationen, Ziele und Aktionen herauspräparieren, freilich nur zum Teil. Unmittelbar gewinnen wir die Willensbildungsprozesse in der Gesellschaft erst im schriftlichen Niederschlag der gesellschaftlichen Organisationen, also in den Registaturen mit den Protokollen der Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen sowie den Akten von Vereinen, örtlichen Gliederungen von Parteien und Verbänden sowie von Firmen, ebenso im Schriftgut von natürlichen Personen, das wir als Nachlaß bezeichnen.

Hatte sich Friedrich Walter zu Beginn unseres Jahrhunderts noch darauf beschränkt, in Antiquariaten angebotene Einzelstücke zu erwerben, so sahen die Archivare nach den schweren Verlusten im Zweiten Weltkrieg ihre Aufgabe darin, ganze Schriftgutkörper von Organisationen und Einzelpersonen sowie deren für die öffentliche Verbreitung gedruckten oder vervielfältigten Informations- und Werbeunterlagen wie Zeitschriften, Flugblätter und Plakate zu sammeln. Dies setzt freilich eine aktive Ermittlung des Stadtarchivs voraus. Dabei ist das historische Profil der Stadt das leitende Prinzip, also die Summe der Besonderheiten, die die Stadt im Laufe ihrer Geschichte auf der Basis der allgemeinen Entwicklung ausgebildet hat. Mannheim ist eine fürstliche Planung des frühen 17. Jahrhunderts, die von den Städteutopien der Renaissance beeinflusst ist. Ihr wurde eine militärische (als Bollwerk des Protestantismus) sowie eine zivile Funktion (als Handelsstadt) zugeordnet. Sie erreichte im 18. Jahrhundert als Residenz ihre erste Blütezeit, zugleich als Hort der Künste und Wissenschaften von europäischer, man darf ruhig sagen von weltweiter Bedeutung. Begriffe wie die „Mannheimer Schule“ in der Musikwissenschaft oder die „Mannheimer Stunden“ in der Meteorologie wurden in der Zeit Carl Theodors geprägt. Mit dem Verlust der Residenz 1777 und der napoleonischen Flurbereinigung Europas zu Beginn des 19. Jahrhunderts, bei der Mannheim aus der Mitte des pfälzischen Territorialstaats plötzlich in die Nordwestecke des neuen Landes Baden geworfen wurde, definierte das sich formierende Bürger-

tum des 19. Jahrhunderts die Stadt als ein Handels- und Verkehrszentrum neu, aus dem sich dann im weiteren Verlauf – unterstützt von einer tatkräftigen Stadtverwaltung – der industrielle Schwerpunkt des Landes entwickelte. Zusammen mit der Schwesterstadt Ludwigshafen wurde es zum Kern eines Ballungsgebiets. Neben das Bürgertum trat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als weitere geschichtsmächtige Kraft die Arbeiterbewegung unter Führung der Sozialdemokratie. Mannheim wurde zu einer Hochburg der Emanzipationsbewegungen, in der bestimmte Funktionseliten wie die Anwälte und Minderheiten wie die Juden eine alle gesellschaftlichen Bereiche prägende Kraft entfalteten und die geschichtliche Entwicklung des Landes und der Region maßgebend beeinflussten. Die neuerlangte wirtschaftliche und politische Macht und Bedeutung der Stadt äußerte sich auch in einer neuen kulturellen Blütezeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, der die Handelshochschule, die heutige Universität, oder die Kunsthalle ihr Entstehen verdankten.

Das Stadtarchiv hat im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Reihe von wichtigen außerstädtisch erwachsenen Beständen von Organisationen, die das historische Profil prägten und prägen, zusammentragen können. Zu nennen sind die Industrie- und Handelskammer, die im Vormärz entstandenen Vereine, der Kunstverein, der Turn- und Sportverein von 1846, die Freireligiöse Gemeinde, die mit ihrer Überlieferung weit in das 19. Jahrhundert zurückreichen. Für die Geschichte der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sind die Bestände der CDU, der F.D.P./DVP und vor allem der große und bedeutende Bestand des Kreissekretariats der SPD zu nennen.

Unter den Nachlässen⁴ ragen an Wichtigkeit die der Oberbürgermeister Otto Beck, Hermann Heimerich und Josef Braun hervor. Zur Geschichte der geistigen Kultur sind von weit über Mannheim ausstrahlender Bedeutung diejenigen des Musikalienhändlers und Richard-Wagner-Freunds Emil Heckel, des ersten Direktors der Mannheimer Kunsthalle Fritz Wichert sowie des Intendanten des Nationaltheaters Hans Schüler, die mit den künstlerischen Eliten ihrer Zeit in Korrespondenz standen. Das Stadtarchiv weist daneben eine Vielzahl kleinerer

Nachlässe aus den Bereichen Politik, Wirtschaft und Kultur auf, insgesamt 125 an der Zahl, von Männern und Frauen, bedeutenden, aber auch weniger bedeutenden, die uns gleichwohl die Lebenswirklichkeit der „Namenlosen“ erschließen.

Neben dem Bemühen um originales Schriftgut standen und stehen die seit den sechziger Jahren betriebenen Ermittlungen von Mannheim-Betreffen in staatlichen und kirchlichen Archiven des In- und Auslands. So verwahrt – um nur ein Beispiel zu nennen – das US-Nationalarchiv Washington die Berichte des US-Konsulats aus Mannheim aus dem 19./20. Jahrhundert, die Unterlagen der kämpfenden Einheiten der US-Army, die Ende März 1945 die Stadt einnahmen, sowie die Akten der US-Militärregierung danach, die eine überaus wertvolle Quelle für die Mannheimer Nachkriegsgeschichte darstellen.

Neben dem eigentlichen Registraturgut der Verwaltung und außerstädtischen Institutionen gilt das Interesse den veröffentlichten Materialien und dem Druckgut, das zu einem großen Teil in Sammlungsbeständen erfaßt wird.

Für einzelne Archivalien wie z. B. Briefe oder Tagebücher, die keinem vorhandenen Bestand angegliedert werden können, kommt der Bestand *Kleine Erwerbungen*, der wichtige Einzelstücke seit dem 17. Jahrhundert umfaßt, in Betracht. Zeitungsausschnitte, Flugblätter oder andere zur Veröffentlichung gedachte Unterlagen werden nach Personal- oder Sachbetreffen formiert, Teil der *Orts- und Personengeschichtlichen Sammlung*, die zu den von Verwaltung und externen Benutzern am intensivsten genutzten Beständen gehört, weil sie in der Regel die allererste Information bietet. Ebenso stark frequentiert ist die *Bildsammlung*. Die *Plakatsammlung* des Stadtarchivs, die eine Überlieferung seit dem 19. Jahrhundert aufweist, ist wohl die bedeutendste ihrer Art in Südwestdeutschland; sie umfaßt vor allem politische Plakate und Werbeplakate städtischer Institutionen. Von besonderem Rang ist auch die *Bibliothek*, die ebenfalls zur Pflichtaufgabe des Stadtarchivs gehört, und die sogenannte „graue“ und die wissenschaftliche Literatur zur Geschichte der Stadt sammelt.⁵

Als Ziel will das Stadtarchiv einen Fundus schaffen, der alle gesellschaftlichen Bereiche

der Stadt repräsentiert und der es ermöglicht, Stadtgeschichte aus verschiedenen Aspekten zu erforschen und darzustellen, also nicht nur aus der Sicht der Stadtverwaltung oder der jeweils Herrschenden, sondern auch aus der Sicht der Minderheiten, der alternativen Strömungen und der im geschichtlichen Prozeß Unterlegenen.

Gewiß werden wir bei allem noch so intensiven Bemühen keine Vollständigkeit erreichen, aber auch Teile oder Bruchstücke wie die von einem Züricher Bürger vor kurzem geschenkten Abschriften von pfälzischen Kriminalfällen des 18. Jahrhunderts lassen wichtige Aufschlüsse etwa über die Erfolge der Aufklärung zu, wie dies in einer öffentlichen Veranstaltung des Stadtarchivs mit dem Freiburger Medizinalhistoriker Eduard Seidler und in einer Radiosendung mit dem Mannheimer Rechtshistoriker Karl Otto Scherner dargelegt wurde. Auch Einzelstücke enthalten das genetische Material für einen Zeitabschnitt oder einen Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit. In dieser Hinsicht ist der Stadtarchivar in der gleichen Situation wie der Stadtarchäologe, der oft auf den zufälligen Fund von Knochen oder von Gegenständen materieller Kultur angewiesen ist. Sinn und Zweck des Landesarchivgesetzes ist es, die archivalische Überlieferung im Stadtarchiv zusammenzuführen, Zusammengehöriges vor Zerreißung zu bewahren und durch fachgerechte Erschließung für alle Interessierten, für Verwaltung und Gesellschaft, den Benutzern mit ihren unterschiedlichen Fragestellungen nutzbar zu machen.

Dies geschieht durch Findmittel sowie unter konsequenter Anwendung der modernen Datenverarbeitung in Form von Datenbanken. Nachdem in den letzten Jahren alle Arbeitsplätze des Stadtarchivs mit Personalcomputern ausgestattet werden konnten, wurden in einem Pilotprojekt in einer ersten Stufe sämtliche Bauakten erfaßt. Die Datenbank konnte im Oktober 1998 in einer öffentlichen Präsentation vorgestellt werden, die die Öffentlichkeit sichtlich beeindruckte.⁶ Die modernen Technologien ermöglichen nicht nur provenienzübergreifend pertinenzmäßige Vernetzung, sondern vor allem die blitzschnelle und umfassende Ermittlung von Archivalien. Sie werden es auch ermöglichen, bestimmte Bestände im Internet

den Wissenschaften weltweit anzubieten, soweit es der Datenschutz zuläßt.

Die gesellschaftliche Arbeit des Stadtarchivs, die den Gruppen, aber auch dem Einzelnen zugute kommen soll, setzt Öffentlichkeitsarbeit voraus. Sie soll die vielfältigen Tätigkeiten, Wert und Nutzen des Stadtarchivs den Bürgern der Stadt vermitteln und bewußt machen. Sie muß aber auch in die auswertende Tätigkeit des Archivars münden, der durch seine Arbeit wie kein anderer Kenntnis über die Entstehungsbedingungen und den strukturellen Gesamtzusammenhang, damit auch über die Aussagemöglichkeiten eines Bestands oder einer Quelle gewinnt und für diese Aufgaben eigens ausgebildet wird. Die Gesellschaft einer Stadt erwartet von ihm, daß er sich in den historischen Diskurs einbringt und seinen Beitrag zur Identität der Stadt leistet. Den Entwurf von Geschichtsbildern anderen zu überlassen und den Archivar aus der Geschichtsarbeit vor Ort auszugrenzen, wie es neuerdings gelegentlich empfohlen wird, käme einer Vergeudung wertvoller Ressourcen gleich. Erfahrungsgemäß werden städtische Aufträge zur Geschichte der Stadt durch das Stadtarchiv effektiver und kostengünstiger erledigt. Archivische Öffentlichkeitsarbeit erleichtert zudem den Zugang zu außerstädtischen Provenienzen und stützt die umfassende Überlieferungsbildung für künftige Generationen. Jedes stadtgeschichtliche Projekt, das das Stadtarchiv durchgeführt hat, war stets von einer Bereicherung seines Gesamtfundus begleitet.

Die Öffentlichkeitsarbeit des Mannheimer Stadtarchivs nutzt alle Medien, nicht nur die lokale Presse, sondern auch den Rundfunk und das private Fernsehen. So brachte das Rhein-Neckar-Fernsehen zum 90. Jubiläum des Stadtarchivs im Jahre 1997 einen viertelstündigen Film, der u. a. an einem Polizeieinsatz den Wert archivalischer Überlieferung verdeutlichte und mehrmals wiederholt werden mußte.

Der Ertrag archivischer Arbeit wird seit 1971 nicht nur durch Publikationen, sondern seit 1990 auch durch eigene Vortragsveranstaltungen und Ausstellungen, Archivführungen und Stadtteilrundgängen vermittelt. Seit 1996 bemüht sich das Stadtarchiv, rechtzeitig zu bestimmten Jubiläen und Gedenktagen kürzere Arbeiten, die mit diesbezüglichen Quellenange-

boten versehen sind, in den „Kleinen Schriften“ zu veröffentlichen. Die Publikationstätigkeit orientiert sich in gleicher Weise wie die Überlieferungsbildung am historischen Profil der Stadt, wie die nachfolgenden Veröffentlichungsreihen zeigen. Jüngstes Kind archivischer Öffentlichkeitsarbeit ist das im Mai 1998 begründete Mannheim-Archiv, in dem allmonatlich fünf Dokumente in Einzelblättern abgebildet und durch sachkundige Kommentare in ihren Entstehungs- und Wirkungszusammenhang gestellt werden.⁷ Derzeit arbeitet das Stadtarchiv im Auftrag des Oberbürgermeisters an einer neuen und großen Darstellung der Stadtgeschichte, die zum 400. Stadtjubiläum erscheinen soll. Diese Tätigkeit des Stadtarchivs gilt auch als Zuarbeit gegenüber allen an der Geschichte der Stadt wirkenden Kräfte und Institutionen, wie dies mit einigem Erfolg mit der Gesellschaft der Freunde Mannheims, dem historischen Verein der Stadt aus dem 19. Jahrhundert, etwa bei der Herausgabe der Mannheimer Geschichtsblätter⁸ praktiziert wird. Sie gilt natürlich in besonderer Weise den Museen vor Ort. Bei einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit, die die Zuständigkeit des andern respektiert, können museale Ausstellungen durch die Nutzung des Stadtarchivs nur gewinnen, wie dies beispielhaft die vom Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim, dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart und dem Stadtarchiv Mannheim gestaltete Ausstellung zum 100. Geburtstag von Carlo Schmid gezeigt hat.⁹

Um die gesamte Arbeit des Stadtarchivs auch gesellschaftlich flankierend zu unterstützen, wurde 1989 das Mannheimer Architektur- und Bauarchiv e. V. als Förderkreis des Stadtarchivs und 1997 der Verein der Freunde des Stadtarchivs e. V. gegründet. Beide Vereine sind ebenso wie die Geschichtswerkstätten in den Stadtteilen, zu deren Gründung das Stadtarchiv sehr oft den Anstoß gegeben hat, jedenfalls Hilfestellung geleistet hat, oder die ehrenamtlichen Mitarbeiter, wichtige Partner und Helfer des Stadtarchivs bei seiner Überlieferungsbildung und bei der Erfüllung seines Auswertungsauftrags. Eine derartige Geschichtsarbeit dient der Identität der Stadt und ist notwendiger Bestandteil kommunaler Kulturarbeit.¹⁰

Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim

Kohlhammer-Verlag Stuttgart

- Bd. 1, 2 Fliedner, Hans-Joachim: Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945. Darstellung und Dokumente in einem Band. Stuttgart u. a. 1991
- Bd. 3 Schadt, Jörg (Bearb.): Verfolgung und Widerstand unter dem Nationalsozialismus in Baden. Die Lageberichte der Gestapo und des Generalstaatsanwalts Karlsruhe 1933–1945. Stuttgart u. a. 1976
- Bd. 4 Schadt, Jörg (Hrsg. u. Bearb.), Caroli, Michael (Mitbearb.): Im Dienst an der Republik. Die Tätigkeitsberichte des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Badens 1914–1932. Stuttgart u. a. 1977
- Bd. 5 Hachenburg, Max: Lebenserinnerungen eines Rechtsanwalts und Briefe aus der Emigration. Hrsg. von Jörg Schadt. Stuttgart u. a. 1978
- Bd. 6 Weiß, John Gustav: Lebenserinnerungen eines badischen Kommunalpolitikers. Hrsg. von Jörg Schadt, bearb. von Hans-Ewald Keßler. Stuttgart u. a. 1981
- Bd. 7 Heimerich, Hermann: Lebenserinnerungen eines Mannheimer Oberbürgermeisters. Aus dem Nachlaß hrsg. und bearb. von Jörg Schadt. Stuttgart u. a. 1981
- Bd. 8 Schadt, Jörg (Hrsg.): Wie wir den Weg zum Sozialismus fanden. Stuttgart u. a. 1981
- Bd. 9 Irek, Joachim: Mannheim in den Jahren 1945–1949. Geschichte einer Stadt zwischen Diktatur und Republik. Bd. 1: Darstellung. Stuttgart u. a. 1983
- Bd. 10 Irek, Joachim: Mannheim in den Jahren 1945–1949. Geschichte einer Stadt zwischen Diktatur und Republik. Bd. 2: Dokumente. Stuttgart u. a. 1983
- Bd. 11 Kremer, Hans-Jürgen: Mit Gott für Wahrheit, Freiheit und Recht. Quellen zur Organisation und Politik der Zentrumsparterie und des politischen Katholizismus in Baden. Stuttgart u. a. 1983
- Bd. 12 Watzinger, Karl Otto: Geschichte der Juden in Mannheim 1650–1945. Mit 52 Biographien. Stuttgart u. a. ²1987

Die Reihe ist eingestellt und vergriffen.

Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim

Verschiedene Verlage

- Nr. 1 Schadt, Jörg (Bearb.): Alles für das Volk, alles durch das Volk. Dokumente zur demokratischen Bewegung in Mannheim 1848–1948. Stuttgart u. a. 1971
- Nr. 2 Schadt, Jörg (Hrsg.): Mannheim in alten Ansichtskarten. Frankfurt ²1989
- Nr. 3 Mannheim in Plakaten 1900–1933. Mannheim ²1988
- Nr. 4 Hacker, Werner: Kurpfälzische Auswanderer vom Unteren Neckar. Rechtsrheinische Gebiete der Kurpfalz. Stuttgart u. a. 1983
- Nr. 5 Deuchert, Norbert: Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution. Politische Presse und

- Anfänge deutscher Demokratie. Stuttgart u. a. 1983
- Nr. 6 Brahm, Johannes: Briefwechsel mit dem Mannheimer Bankprokuristen Wilhelm Lindeck 1872–1882. Bearb. von Michael Martin. Heidelberg 1983
- Nr. 7 Wendling, Willi: Die Mannheimer Abendakademie und Volkshochschule. Ihre Geschichte im Rahmen der örtlichen Erwachsenenbildung, von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis 1953. Heidelberg 1983
- Nr. 8 Brach, Wolfgang (Bearb.): Der Mannheimer Gemeinderat 1945–1984. Biographisches Handbuch der Oberbürgermeister, Bürgermeister und ehrenamtlichen Mitglieder des Mannheimer Gemeinderats. Mannheim 1984
- Nr. 9 Hoffmann, Herbert: Im Gleichschritt in die Diktatur? Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ in Heidelberg und Mannheim 1930–1935. Frankfurt 1984
- Nr. 10 Kromer, Wolfgang: „Ich wollt auch einmal in die Stadt“. Zuwanderungen nach Mannheim vor dem Zweiten Weltkrieg. Illustriert an Wanderungsbiographien aus dem badischen Odenwald. Heidelberg 1983
- Nr. 11 Lorenz, Eckehart: Kirchliche Reaktionen auf die Arbeiterbewegung in Mannheim 1890–1933. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der evangelischen Landeskirche in Baden. Sigmaringen 1987
- Nr. 12 Peters, Christian: Der Anfang nach dem Ende. Mannheim 1945–1949. Red.: Michael Caroli. Mannheim ²1986
- Nr. 13 Wittkamp, Heinrich: Achtzig Jahre kritischer Bürger im 20. Jahrhundert. Erinnerungen aus christlich-sozialer Sicht. Mannheim 1986
- Nr. 14 Sandmann, Evelyn J.: Waldhof, einst und jetzt. Mithrsg. vom Gemeinnützigen Heimatmuseumverein Waldhof von 1982. Mannheim 1986
- Nr. 15 Lindemann, Anna-Maria: Mannheim im Kaiserreich. Mannheim ²1988
- Nr. 16 Riegl, Ingeborg: Mannheim – ehemals, gestern und heute. Das Bild der Stadt im Wandel der letzten 100 Jahre. Unter Mitarb. von Michael Caroli. Mannheim ²1992
- Nr. 17 Jüdisches Gemeindezentrum Mannheim F 3. Festschrift zur Einweihung am 13. September 1987, 19. Ellul 5747. Mithrsg. vom Oberrat der Israeliten Badens u. der Jüdischen Gemeinde Mannheim. Mannheim 1990
- Nr. 18 Schadt, Jörg (Hrsg.), Abele, Ursula (Bearb.): „... dem Treiben der Narrenvereine mit allen zulässigen Mitteln entgentreten ...“. Der Jahresbericht des Großherzoglich Badischen Bezirksamts Mannheim für 1884/84. Mannheim 1987
- Nr. 19 Keller, Volker: Bilder vom jüdischen Leben in Mannheim. Mannheim 1988
- Nr. 20 Rings, Hanspeter (Bearb.): Rheinau. Illustrierte Geschichte eines Mannheimer Vorortes. Mannheim ²1992
- Nr. 21 Locherer, August: Einsatz für die Interessen der „kleinen Leute“ Bearb. von Klaus Dagenbach. Mannheim 1989

- Nr. 22 Geschichtswerkstatt Feudenheim (Bearb.), Caroli, Michael (Red.): Feudenheim. Illustrierte Geschichte eines Mannheimer Vorortes. Mannheim ²1992
- Nr. 23 Ryll, Monika: Kaufhaus, Rathaus, Stadthaus in Mannheim. Bauten im Widerspruch zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft. Mannheim 1991
- Nr. 24 Günther, Rosmarie, Pfaff, Patricia: Gut gese-
gedenkt em ewisch. Kleine Geschichte der
Stadt Mannheim mit historischen Kochreze-
pen. Mannheim 1997
- Nr. 25 Schenk, Andreas, Wagner, Sandra: Eine
neue Stadt muss her! Architektur und Städte-
bau der 50er Jahre in Mannheim. Mithrsg.:
Mannheimer Architektur- u. Bauarchiv. Berlin
1999

*Beiträge zur Mannheimer Architektur- und
Baugeschichte*

Hrsg. vom Stadtarchiv Mannheim u. dem Mannheimer
Architektur- und Bauarchiv

Verlag: Edition Quadrat Mannheim

- Nr. 1 Mannheim. Photographien 1876-1930. Mit
einführenden Texten von Grit Arnscheidt, Bar-
bara Becker und Michael Caroli. Mannheim
1992
- Nr. 2 Plachetka, Peter (Hrsg.): Architektur in Mann-
heim. 1918-39. Mit Beitr. von Claudia Brandt.
Mannheim 1994

Bildbände zur Stadtgeschichte Mannheims

Hrsg. vom Stadtarchiv Mannheim

Verlag: Edition Quadrat Mannheim

- Schadt, Jörg, Caroli, Michael (Hrsg. u. Bearb.): Mann-
heim im Zweiten Weltkrieg. Mit Textbeitr. von Barbara
Becker u. a. Mannheim 1993
- Schadt, Jörg (Bearb.): Mannheim unter der Diktatur. Mit
Textbeitr. von Birgit Arnold u. a. Mannheim 1997
- Weitere Bildbände sind als Sonderveröffentlichungen
Nr. 15 und 22 erschienen (s. o.).

*Quellen und Darstellungen zur Mannheimer
Stadtgeschichte*

Hrsg. vom Stadtarchiv Mannheim

Thorbecke-Verlag Stuttgart

- Bd. 1 Ratzel, Ludwig: Erinnerungen. Gespräche
geführt und bearbeitet von Walter Spannagel.
Mithrsg. von der Mannheimer Versorgungs-
und Verkehrsgesellschaft (MVV). Sigmaringen
1993
- Bd. 2 Krauß, Martin: Armenwesen und Gesundheits-
fürsorge in Mannheim vor der Industrialisie-
rung 1750-1850/60. Sigmaringen 1993

- Bd. 3 Watzinger, Karl Otto: Ludwig Frank. Mit einer
Edition Ludwig Frank im Spiegel neuer Quel-
len. Bearb. von Michael Caroli u. a. Mannheim
1995
- Bd. 4 Wennemuth, Udo: Geschichte der evangeli-
schen Kirche in Mannheim. Mannheim 1996
- Bd. 5 Scherner, Karl Otto: Advokaten, Revolutionäre,
Anwälte. Die Geschichte der Mannheimer
Anwaltschaft. Mannheim 1997

Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim

Verlagsbüro v. Brandt Mannheim

- Nr. 1 Schaab, Meinrad: Das Mannheimer Schloß.
Zentrum und Sinnbild der spätbarocken Kur-
pfalz. Vortrag, gehalten im Rittersaal des
Schlosses am 2. Juli 1995 anlässlich der Feier
des 275. Jubiläums der Grundsteinlegung.
Mannheim 1996
- Nr. 2 Alban, John: Swansea. Kurzgeschichte der wali-
sischen Partnerstadt Mannheims. Übersetzt
von Friedemarie Geider und Jörg Schadt. Mit
einer Transkription und kommentierten Über-
setzung der ersten Privilegien von Swansea von
Ulrich Nieß. Mannheim 1996
- Nr. 3 Ryll, Monika: Lukas Strauß. Badisches Bürger-
tum im Kaiserreich. Mit Beiträgen von Carl-
Jochen Müller und Friedrich Teutsch. Mann-
heim 1996
- Nr. 4 Weber, Petra: Carlo Schmid, Demokrat und
Europäer. Mit einem Geleitwort von Alfred
Grosser. Mannheim 1996
- Nr. 5 Teutsch, Friedrich: Bäcker machen Geschichte.
Zur Geschichte der Bäckerzunft in Mannheim
1661-1862. Mit kunsthistorischen Beiträgen zu
den Zunftaltertümern von Franz Swoboda und
Wolfgang Wiese und einer Quellenedition.
Mannheim 1996
- Nr. 6 Das Nationaltheater Mannheim. Abriß seiner
Geschichte und Führer zu den im Stadtarchiv
Mannheim verwahrten Unterlagen. Mit einem
Geleitwort des Generalintendanten Ulrich
Schwab und einer Erinnerung von Hans-Georg
Gadamer. Einführung von Jörg Schadt. Mit
Beitr. von Barbara Becker u. a. Red.: Michael
Caroli. Mannheim 1996
- Nr. 7 Engehausen, Frank: Heinrich von Feder.
Der politische Werdegang eines badischen
Demokraten im 19. Jahrhundert. Mithrsg.
vom Mannheimer Anwaltsverein. Mannheim
1997
- Nr. 8 Nieß, Ulrich: Die trügerische Idylle - Carl
Spitzweg und der Mannheimer Kunstverein.
Mit einem Beitrag zum Bestand Kunstverein im
Stadtarchiv. Mannheim 1997
- Nr. 9 Gieseler, Albert: Wassertürme in Mannheim.
Ein kunst- und technikgeschichtlicher Führer
mit vier Vorschlägen für Radtouren zu den
Mannheimer Wassertürmen. Mithrsg. vom Lan-
desmuseum für Technik und Arbeit in Mann-

heim und der Mannheimer Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft mbH. Mannheim 1997

- Nr. 10 Blastenbrei, Peter: Mannheim in der Revolution von 1848/49. Mannheim 1997
- Nr. 11 Hagen, Thomas, Hirsch, Hans-Joachim (Bearb.): Vorwärts ist der Ruf der Zeit! Die Revolution 1848/49 in der Region Mannheim. Mannheim 1998
- Nr. 12 Mörz, Stefan: Haupt- und Residenzstadt. Carl Theodor, sein Hof und Mannheim. Mannheim 1998
- Nr. 13 Mannheim im Aufbruch. Die Stadt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (in Vorbereitung)

Veröffentlichungen, die in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Mannheim entstanden sind

Verschiedene Verlage

- Brandt, Peter/Rüpp, Reinhard: Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19. Zur Vorgeschichte und Geschichte der Revolution. Mithrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe. Sigmaringen 1991
- Dagenbach, Klaus, Koppenhöfer, Peter: Eine Schule als KZ. (Schule in Mannheim. Eine Schriftenreihe des Schulverwaltungsamts der Stadt Mannheim Bd. 3). Mannheim ²1990
- Hippel, Wolfgang von u. a.: Eisenbahn-Fieber. Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter. Mithrsg. vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim u. a. Ubstadt-Weiher 1990
- Badische Kommunale Landesbank (Hrsg.) in Zusammenarbeit. mit der Kunsthalle Mannheim (u. a.): Jugendstil-Architektur um 1900 in Mannheim. Mannheim ²1986
- Marum, Ludwig: Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau. Bearb. von Elisabeth Marum-Lunau u. a., mit-hrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe. Karlsruhe ²1988
- Teutsch, Friedrich: Stadt und Standort, Bau und Bauherren der Baden-Württembergischen Bank. Mannheim 1994
- Mannheimer Geschichtsblätter Neue Folge 1, 1994 ff. Mithrsg. von der Gesellschaft der Freunde Mannheims u. a.

Anmerkungen

- 1 Zum Folgenden vgl. Jörg Schadt, „Alles, was mit der Geschichte unserer Stadt zusammenhängt, muß gesammelt, geordnet und durchforstet werden.“ – 90 Jahre Stadtarchiv Mannheim, in Mannheimer Geschichtsblätter 4, 1997, S. 651–695.
- 2 Ulrich Nieß, Das Mannheimer Zwischenarchiv. Eine Bilanz der ersten dreißig Jahre, in Robert Kretzschmar (Hg.), Historische Überlieferung aus Verwaltungsunterlagen – Zur Praxis der archivischen Bewertung in Baden-Württemberg, Stuttgart 1997, S. 137–159.
- 3 Jörg Schadt, Südwestdeutsche Stadtarchive als Dokumentationszentren und Partner der Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in Hans-Peter Becht und Jörg Schadt (Hg.), Wirtschaft – Gesell-

schaft – Städte. Festschrift für Bernhard Kirchgässner zum 75. Geburtstag, Ubstadt-Weiher 1998, S. 33–42.

- 4 Vgl. Marianne Pörtl und Jörg Schadt, Die schriftlichen Nachlässe im Stadtarchiv Mannheim, in Badische Heimat 62, 1982, S. 215–225 sowie demnächst die von Barbara Becker bearbeitete Übersicht der im Stadtarchiv Mannheim verwahrten Nachlässe sowie Jörg Schadt, Warum das Mannheimer Stadtarchiv schriftliche Nachlässe sammelt, in Mannheimer Geschichtsblätter 5, 1998.
- 5 Margaret A. Crockett, A German local history centre: the Mannheim Stadtarchiv, in Journal of the Society of Archivists, vol. 8, Nr. 2, 1986, S. 117–119.
- 6 Susanne Rächle, Maus wühlt sich blitzschnell durch Aktenberge – EDV-System BauStar im Stadtarchiv verwaltet souverän 111 876 Datensätze aus dem Bauamt, in Mannheimer Morgen Nr. 246 v. 24./25. 10. 1998. Vgl. auch Ulrich Nieß, Sachstandsbericht über die Mannheimer Arbeitsgruppe Schriftgutverwaltung und Büroautomation, in: Frank M. Bischoff (Hg.), Archivierung von Unterlagen aus digitalen Systemen. Beiträge zur Tagung im Staatsarchiv Münster, 3.–4. März 1997 (Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe E: Beiträge zur Archivpraxis 4), Münster 1997, S. 103–115.
- 7 Udo Wennemuth, Das „Mannheim-Archiv“ – Konzepte einer zeitgemäßen Vergegenwärtigung der Stadtgeschichte im Stadtarchiv Mannheim, in Badische Heimat 78, 1998, S. 607–612.
- 8 In den Mannheimer Geschichtsblättern legt das Stadtarchiv neuerdings in ausführlichen und reich bilderten Tätigkeitsberichten öffentlich Rechenschaft ab.
- 9 Demgegenüber greift das neue Buch des Reiß-Museums „Mannheim und sein Nationaltheater – Menschen – Geschichte(n) – Perspektiven“ (hg. v. Liselotte Homering und Karin von Welck) Mannheim 1998, etwa das reiche Quellenangebot des Stadtarchivs Mannheim zur Mannheimer Musik- und Theatergeschichte (Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim 6, 1996) nicht auf. Der Beitrag von Homering (S. 30–65) gerät durch handwerkliche Mängel zudem in bedenkliche Schiefelage.
- 10 Umso unverständlicher ist, daß der damalige Mannheimer Kulturdezernent (und jetzige Bundestags-abgeordnete) Lothar Mark in seiner Skizze Mannheimer Kultur die Arbeit und Leistung des Stadtarchivs mit keinem Wort erwähnt und daß das Stadtarchiv als einziges Kulturinstitut nicht auf der „Kulturmeile“ genannt wird. Lothar Mark, „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein – Kultur als urbanes Qualitätskriterium“, in Mannheimer Hefte 1995/96, S. 20–27. In Unkenntnis der Rechtsgrundlagen hat Mark die Bildung von Archiven mit städtischen Unterlagen im Reiß-Museum zugelassen.

Anschrift des Autors:
Dr. Jörg Schadt
Stadtarchiv Mannheim
Postfach 10 00 35
68133 Mannheim

Die Plakatsammlung des Stadtarchivs Mannheim

Gespräch mit Besuchern bei einem Magazinrundgang¹

Schriften sind die Gedanken des Staats, die Archive sein Gedächtnis formulierte Novallis einmal in seinen Aphorismen. Führen wir diesen Gedanken ein wenig fort, so lassen sich Plakate als visualisierte Gedanken eines Staates, einer Stadt, ja einer Gesellschaft verstehen und ansehen. Von Bretterzäunen, Hauswänden und vor allem von den Litfaßsäulen blickt uns in dieser Form veröffentlichte Meinung entgegen. Wie der Aphorismus, so konzentriert die *plakative Aussage* die zu transportierende Botschaft auf die knappste Form und sucht im Betrachter Gedankenwelten anzuregen, von denen sich der Herausgeber des Plakats – anders als der Aphoristiker – oft ganz reale, ja materielle Vorteile verspricht.

Befassen wir uns mit jenem Gedächtnisbezirk im Archiv, der für Plakate zuständig ist, begeben wir uns hierzu in den Magazinbereich, dorthin, wo nüchterne Stahlschränke historischen Plakatreichtum verbergen. – Begleiten Sie uns bei einer Führung!

Schublade auf! Meist folgt nun Erstaunen ob der visuell so eindrucksvollen Stücke.

Fastnacht steht bei einem der letzten Rundgänge vor der Tür, also die Lade mit den plangelegten historischen Karnevalsplakaten aufgezogen. Fleischlose Kost, carne vale, ist dies wahrlich nicht: Prächtige Farbigkeit und eindrucksvolle Motive tun sich vor uns auf. Rasch ergibt sich bei den Besuchern die Frage, ob denn solche Plakate auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Sofort ist mir die einschlägige, im Jahr 1979 vom Stadtarchiv herausgebrachte Publikation zur Hand, nämlich *Mannheim in Plakaten 1900–1933*,² auf die sich mühelos verweisen läßt. Außerdem, Plakate drucken wir in unse-

ren Veröffentlichungen immer wieder ab, z. B. in der 1996 herausgekommenen Schrift über das Mannheimer Nationaltheater;³ auch sie liegt parat. Wenn Sie einmal sehen möchten... . Aber auch in eigenen Plakatausstellungen oder in Präsentationen, die wir im Verbund mit anderen Institutionen erarbeiten, kommt die Sammlung zum Tragen. So z. B. veranstaltete das Stadtarchiv 1989, anlässlich des 150. Jahrestags der Kommunalisierung des Nationaltheaters, in den Räumen der Südwestdeutschen Landesbank (BAKOLA) eine Ausstellung mit dem Titel *Mannheimer Theaterplakate*. Und 1998/99 zeigten wir in einer Plakatausstellung zum 75jährigen Jubiläum der *Mannheimer Stadtreklame GmbH* eine Vielzahl von Plakaten aus unserem Bestand. Diese Ausstellung mit dem Titel *Waren-Werte* war ein Gemeinschaftsprojekt des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim und des Stadtarchivs in den Räumen des Landesmuseums.⁴ Für externe Ausstellungen ohne Beteiligung des Stadtarchivs leihen wir außerdem Plakate aus. Ferner präsentieren wir Anschläge bei unseren Vortragsveranstaltungen, ausgewählt zu dem jeweiligen Thema.

Während Plakatbuch⁵ und Schrift über das Nationaltheater⁶ herumgereicht werden, ergreife ich die Gelegenheit für einige weitere Erläuterungen.

Meine Damen und Herren, Sie fragen sich vielleicht, woher all die hier gesammelten Plakate stammen? Die Antwort ist: Als stadtgeschichtliche Dokumentationszentrale auf gesetzlicher Grundlage sammelt das Stadtarchiv in erster Linie Plakate mit Mannheimer Bezug oder solche von überregionaler Bedeutung, die auch in Mannheim ausgehängt waren.

Bekanntmachung.

Die Stadt Mannheim ist im Belagerungszustand.

Ich verkündige hiermit das Standrecht. Alle Verbrechen und Vergehen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit, namentlich jede Widersetzlichkeit gegen eine Militär- oder Civilbehörde wird den Kriegsgefeßen gemäß bestraft.

Mannheim, den 15. Juni 1849.

Der Ober-Commandant der badischen und rheinpfälzischen Truppen:

Microslawsky.



Abb. 1: Bekanntmachung 15.6.1849 Maueranschlag des Ober-Commandanten der aus Volkswehr und badischem Militär gebildeten Revolutionstruppen. Mit allen Mitteln sollte die von preußischen Interventionstruppen bedrohte hessische Grenze verteidigt werden. StadtA MA, Plak 3013

Seit 1987 ist das bei der Stadtverwaltung entstandene Plakatgut – wie das dort erwachsene Schrift- und Bildmaterial – sogar aufgrund des baden-württembergischen Landesarchivgesetzes an uns abzugeben. Überdies werden wir selbst initiativ und sammeln laufend aktuelle Stücke aus Politik, Kultur und Wirtschaft. Aber auch historisch wertvolle Exemplare suchen wir, etwa auf Auktionen, zu erwerben. Die Plakatüberlieferung, die Sie bei uns finden, reicht von der Gegenwart bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück; bei diesen frühen Stücken handelt es sich um Bekanntmachungen, Aufrufe u. ä. aus der Revolutionszeit 1848/49. Jedoch, meine Damen und Herren, Plakate – gar Bildplakate – im heutigen Sinne sind dies noch nicht. Nach Betrachtung eines einschlägigen Exemplars aus dieser Zeit (Abb. 1) verweise ich darauf, daß als Voraussetzung für die uns geläufigen farbigen und beliebig auflegbaren Bildplakate in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erst das lithographische Druckverfahren hat fortentwickelt werden müssen.

Nun lasse ich einige historische Fotografien von Mannheimer Stadtansichten herumgehen und mache darauf aufmerksam, daß sie en passant auch Litfaßsäulen zeigen. (Abb. 2) Solche Aufnahmen machen die zeitüberdauernde Präsenz des Plakatmediums besonders augenfällig, obschon es in Stil und Aussage natürlich durchaus dem Wandel unterworfen ist. Gleiches gilt für die Bauausführung der Litfaßsäulen, die auf Ernst Litfaß zurückgehen und Mitte des 19. Jahrhunderts in Berlin erstmals aufgestellt wurden. In besonderer Weise spiegeln die plakatierten Säulen die politischen und kulturellen Verhältnisse, aber auch den erstarkenden Kapitalismus und sein Kommerzstreben. Selbst Oberbürgermeister Theodor Kutzer machte sich 1915 Gedanken über die im Stadtbild verstreuten Anschlagssäulen: *In Berlin ist der Sockel nicht unbenutzt. Ich habe trotz aufmerksamer Beobachtung nicht gefunden, daß die Hunde Anspruch auf diesen Sockel erheben... Gleichwohl will ich der ortsüblichen Freihaltung des untersten Teils*

nicht weiter entgegneten.⁷ Eindringlicher bemängelte er die in Mannheim zu unauffällige Platzierung öffentlicher Mitteilungen, wie z. B. Hinweise auf die nächste Polizeistation oder Feuermeldestelle.⁸ Gleichwohl spielt die amtliche Mitteilung auf Plakaten eine nur untergeordnete Rolle; von größerem Gewicht sind Schlagwortinformation und eindringliches Bildmotiv: Auf diesem Weg versuchen Wirtschaft, Politik, aber auch die verschiedenen Kulturinstitute, den vorbeischlendernden oder zur Arbeit eilenden, ja den mobilisierten Passanten anzusprechen, gar "anzuhauen" – bis zum heutigen Tag.

Erlauben Sie mir nun eine Bemerkung zum inneren Aufbau der Sammlung – eine vielleicht etwas trockenere Materie; ich versuche es kurz zu machen: Die Sammlung enthält im wesentlichen Plakate aus dem politischen, städtisch-administrativen, kulturellen, aber auch aus dem kommerziellen und klerikalen Bereich. Die Abteilung *Politisches Plakat* ist bis in die 1960er Jahre nach wichtigen politischen Einschnitten gegliedert: Deutsche Revolution 1848/49, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, NS-Zeit, Nachkriegszeit und die folgenden Jah-

re. Innerhalb dieser Gliederung sind die Plakate nach politischen Richtungen geordnet.

Das sogenannte kulturelle Plakat ist bis in die 1960er Jahre nach wichtigen Mannheimer Kulturinstituten untergliedert. Dieses Plakat spiegelt kulturelle Veranstaltungen verschiedenster Art, wie etwa Ausstellungen oder Theaterproduktionen. Seit den 1970er Jahren steht die chronologische Ablage als Ordnungskriterium im Vordergrund. Politische Wahlen oder Ankäufe historischer Plakate bilden eigene Abteilungen; aber, eine Zwischenfrage . . .

Wieviele Plakate habt ihr eigentlich?

Derzeit über 12 000. Damit ist die Sammlung eine der bedeutendsten in Baden-Württemberg.

Und kann man die alle einsehen?

Ja und Nein. Nein, weil die Vorlage von Originalen sich schon aus konservatorischen Gründen verbietet. Ja, insofern wir für eine große Anzahl wichtiger Plakate über fotografische Rückvergrößerungen im DIN-A-4-Format verfü-



ABB 2: Ecke E 7. Das Quadrat reichte 1935 noch bis an den Luisenring, 28. 3. 1935. StadtA MA, Glasplattensammlung, Sch. 86



Abb 3: zeichnet Kriegsanleihe; Plakat zur neunten und letzten Kriegsanleihe im Herbst 1918. StadtA MA, Plak 16

DER DRAHTZIEHER,



Konf=IL Handarbeiter wählt:
den

Völkisch-Sozialen Block!

10

10. Völkisch-Sozialer Block
X Dr. Klotz

10

Abb 4: Der Drahtzieher; Plakat des Völkisch-Sozialen Blocks zur Reichstagswahl 1924. Polemik auf den jüdischen Kapitalisten mit Klischees wie Frack, Melone und goldenem Davidsstern an der Uhrkette. StadtA MA, Plak 1051



Abb 5: 5 Finger hat die Hand; Plakat der Kommunistischen Partei zur Reichstagswahl 1928. Fotomontage von John Heartfield. StadtA MA, Plak 724a

MILITARY GOVERNMENT - GERMANY

Notice to the Public

Because of the large increase in the incidence of venereal disease and its resultant harm to the general public, corrective and control measures must immediately be instituted. German Public Health Officers will arrange for the examination, treatment and cure of all persons having, or suspected of having a venereal disease, according to the following plan.

All persons who either have, or have had a venereal disease, together with all persons who suspect that they have a venereal disease will report immediately to their local physician for examination. A thorough examination will be made, and if the disease is found, immediate steps will be taken for treatment and cure. Treatment will be by the local German doctors. The most modern methods of cure will be used. All persons who have reported will be issued a certificate of report for examination - but not the result of the examination - by the attending physician. All reports and results of examination will be held in the utmost confidence.

This program will go into effect immediately. All persons who fall within the category outlined above will report for examination on or before 27th October 1945. Any person found to have a venereal disease after this date by the American medical military authorities or the German Health department will be prosecuted under section 2 and 5 of the German law of February 1927 relating to the control of venereal disease, which provides for a punishment of a maximum of 3 years imprisonment, unless the panel code set a higher punishment. Prosecution of violators will be effected in either German Civil Courts or Military Governments Courts.

Any person who after 27th October 1945 unwittingly contracts a venereal disease and immediately reports to a physician for examination and complete treatment will not be considered as a violator of this law. New residents and returning PW's will be informed of this notice by the Bürgermeister.

This notice will be given the utmost publicity.

BY ORDER OF THE MILITARY GOVERNMENT

MILITARREGIERUNG - DEUTSCHLAND

Öffentliche Bekanntmachung

Wegen des starken Anstiegs der Geschlechtskrankheiten und der damit verbundenen Gefahr für die allgemeine öffentliche Gesundheit müssen besonders Bekämpfungs- und Kontrollmaßnahmen sofort ergriffen werden. Der deutsche Krebsmedizinalrat hat den folgenden Plan für die Untersuchung, Behandlung und Heilung aller geschlechtskranken Personen, bzw. Personen, die im Verdacht stehen, eine Geschlechtskrankheit zu haben, aufgestellt:

Alle Personen, die eine Geschlechtskrankheit entweder haben oder früher gehabt haben, sowie alle Personen, die vermuten, daß sie ohne Geschlechtskrankheit leben könnten, müssen sich sofort bei ihrem örtlichen Arzt zur Untersuchung melden. Es soll eine gründliche Untersuchung vorgenommen werden und falls die Krankheit festgestellt wird, müssen unverzüglich Schritte zur Behandlung und Heilung unternommen werden. Die Behandlung erfolgt durch die örtlichen deutschen Ärzte. Die allerneuesten Heilmethoden werden angewandt. Allen Personen, die sich zwecks Untersuchung gemeldet haben, wird ohne Bescheinigung über die erfolgte Untersuchung - nicht aber das Untersuchungsergebnis - von dem untersuchenden Arzt ausgestellt. Die Untersuchungsergebnisse und diesbezügliche Berichte werden als äußerst vertraulich behandelt.

Dieses Programm tritt sofort in Kraft. Alle Personen, die unter die oben geführte Verordnung fallen, müssen sich bis zum 27. Oktober 1945 zur Untersuchung melden. Jeder, bei dem eine Geschlechtskrankheit nach diesem Zeitpunkt durch medizinische Behörden der amerikanischen Armee oder durch das deutsche Gesundheitsamt festgestellt wird, macht sich strafbar und wird gemäß § 2 u. 5 des deutschen Gesetzes vom Februar 1927 gegen die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten verurteilt, das eine Strafe bis zu drei Jahren Gefängnis vorsieht, falls das Strafbuch nicht eine noch höhere Strafe festsetzt. Die gerichtlichen Urhebungen werden entweder in deutschen Zivilgerichten oder in den Gerichten der Militärregierung durchgeführt.

Personen, die sich nach dem 27. Oktober 1945 unwillkürlich eine Geschlechtskrankheit zugezogen haben und sich sofort selber einem Arzt zwecks Untersuchung und Behandlung melden, sind nicht strafbar im Sinne dieses Gesetzes. Neue zugezogene Einwohner sowie zurückgekehrte Kriegsgefangene werden von den Bürgermeistern über diese Bekanntmachung in Kenntnis gesetzt.

Diese Verordnung ist auf jede Weise der Bevölkerung bekanntzugeben.

IM AUFTRAG DER MILITARREGIERUNG

Abb 6: Öffentliche Bekanntmachung; Anschlag der Militärregierung, 1945. StadtA MA, Plak 1096

gen, die sich bequem benutzen lassen. Zur Vorinformation über die Stücke können Sie obendrein unsere Plakatkartei⁹ konsultieren. - Darin finden Sie auch jene Plakate, die ich Ihnen jetzt noch für einen Augenblick vorlegen möchte: Z. B. das Kriegsanzleiheplakat *zeichnet Kriegsanzleihe*. (Abb. 3) Unübersehbar warf der Erste Weltkrieg mit solchen Anschlägen seine Schatten bis an die Litfaßsäulen. Demokratischer Aufbruch und politisch-kulturelle Vielfalt der Weimarer Republik sollten sich dann als besonders fruchtbarer Nährboden für eine freie und ausdrucksstarke Plakatkunst erweisen. Eine Flut von Wahlplakaten, politischen Aufrufen u. ä. brachte diese politische Ära hervor. In besonderem Maße aggressiv agierte z. B. der *Völkisch-Soziale-Block*, er ging später dann bezeichnenderweise in der NSDAP auf: Das Plakat *Der Drahtzieher* zur Reichstagswahl 1924 zeigt die Karikatur eines feisten jüdischen Kapitalisten. (Abb. 4) In gestalterischer Hinsicht setzte sich in den zwanziger Jahren aber mehr

und mehr die Fotomontage durch. Eine wichtige Arbeit ist das Plakat *5 Finger hat die Hand*, das der Plakatkünstler John Heartfield für die kommunistische Partei zur Reichstagswahl 1928 entwarf. Hierzu fotografierte Heartfield zahllose Arbeiterhände ab, bis er die ausdrucksstärkste Hand gefunden hatte.¹⁰ Ich habe das Plakat für Sie schon bereitgelegt. (Abb. 5)

Verehrte Besucherinnen und Besucher, anders wurde es nach 1933. Pluralität wich Uniformität, auch im politischen Anschlag. Auf einer Linie lag die neue Gestaltungskunst mit Hitlers Diktum, daß Propaganda sich am beschränktesten Teil der Masse auszurichten habe.¹¹ Das Plakat als Mittel politischer Auseinandersetzung existierte unter der Diktatur nicht mehr. An seine Stelle trat die stereotype Verunglimpfung des sogenannten Untermenschen, die Heroisierung des nationalsozialistischen Arbeiters und ähnliches mehr. Von Staat, Wirtschaft und Kultur wurde viel und eindring-

lich plakatiert, wie uns Aufnahmen von Litfaß-Säulen aus dieser Zeit zeigen. Aufgrund der wechselhaften Geschichte des Stadtarchivs ist die NS-Zeit im Plakat jedoch nur schwach repräsentiert.

Und die Durchhalteplakate auf den Mannheimer Trümmern, habt Ihr die? – wirft einer der älteren Besucher ein.

Ja, in der Tat. Solche plakatahnlichen Gebilde – eigentlich wares ja mehr Transparente, Bretttafeln u. ä. – mit ihren typischen Durchhalteparolen, wie z. B. *Arbeiten, Kämpfen, Vertrauen*, dokumentieren wir in unserem 1993 herausgekommenen Bildband *Mannheim im Zweiten Weltkrieg*¹². Originale verwahren wir in unserer Sammlung jedoch nicht. Übrigens, daß wir heute über eine so umfangreiche Sammlung verfügen, verdanken wir dem Umstand, daß die Stücke während des Zweiten Weltkriegs vermutlich in ein Salzbergwerk bei Heilbronn ausgelagert waren und daher nicht dem schweren Luftangriff vom 5./6. September 1943 zum Opfer fielen. – Aus der Nachkriegszeit kennen wir dann die wegen Papiermangels oft nicht allzu üppig geratenen Anschläge der Militärregierung, die das tägliche Leben praktisch in allen Einzelheiten regelten. Sie informieren über den Bezug von Lebensmittelkarten, den Gebrauch von Fahrrädern, die Vermeidung von Geschlechtskrankheiten und anderes mehr. (Abb. 6)

Nun, zum Schluß der Führung, vielleicht noch ein Wort zur neueren Zeit. Politischer Aufbruch und wirtschaftlicher Aufschwung brachten ab den 50er Jahren eine Flut politischer, kommerzieller, aber auch kultureller Plakate hervor. Wahlkampfplakate konzentrieren sich in der Bundesrepublik verstärkt auf großformatige Politikerporträts. Textlicher Informationsgehalt ist, im besonderen bei den Plakatriesen entlang der Straßen und Schienenwege, aufs Allernötigste, noch Wahrnehmbare beschränkt, fällt nicht selten ganz weg. Zweifellos tauchen aber, gerade auch in der Gegenwart, Mal für Mal bildlich und textlich stets aufs Neue originelle Anschläge auf.

Damit ist das Plakat im Wandel der Zeit nicht nur eine wertvolle historische, sondern auch ästhetische Quelle, die bisweilen überaschtes Staunen hervorruft – so, wenn einige Stücke aus unserer Sammlung vorgestellt werden, wie heute Ihnen. Vielen Dank.

Anmerkungen

- 1 Für kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich Dr. Jörg Schadt und Michael Caroli. Rücksprachen nahm ich mit Hans-Joachim Hirsch und Dieter Wolf.
- 2 Mannheim in Plakaten 1900-1933 (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 3), Mannheim 1988 (2. Auflage).
- 3 Das Nationaltheater Mannheim. Abriß seiner Geschichte und Führer zu den im Stadtarchiv Mannheim verwahrten Unterlagen (Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim Nr. 6). Mannheim 1996.
- 4 Zu der Ausstellung vgl. Horst Steffens: „Ein Plakat soll ein Blick-Fang sein...“ Vom wahren Wert der „Waren-Werte“ oder Historische Plakate als Auskunftsbüro. In: *Badische Heimat* 4/1998: S. 518-522. Die Präsentation gewährte zudem einen Blick in die 75jährige Geschichte der *Mannheimer Stadtreklame GmbH* als Institution. So konnten wir z. B. aus den städtischen Ratsprotokollen den Eintrag präsentieren, der als Keimzelle dieser Anstalt gelten kann: *Der Stadtrat ist damit einverstanden, daß zur Ausnutzung sämtlicher städtischer Reklame- und Propagandamöglichkeiten mit der Mannheimer Vereinsdruckerei eine „Mannheimer Stadtreklame G. m. b. H.“ gegründet wird...* (StadtA MA, Ratsprotokoll v. 15. 11. 1923, Nr. 6923).
- 5 Wie Anm. 2
- 6 Wie Anm. 3
- 7 Schreiben an das Hochbauamt v. 26.6.1915. StadtA MA, Hochbauamt, Zug. - /1952, Nr. 5.
- 8 Vgl. ebd.
- 9 Wird perspektivisch edv-technisch erfaßt.
- 10 Vgl. Herbert Schindler: *Monografie des Plakats. Entwicklung, Stil, Design.* München 1972, S. 144 ff.
- 11 Vgl. Adolf Hitler: *Mein Kampf.* München 1932 (12. Auflage), S. 196 f.
- 12 *Mannheim im Zweiten Weltkrieg*, hrsg. und bearb. von Jörg Schadt und Michael Caroli (Bildbände zur Mannheimer Stadtgeschichte, hrsg. vom Stadtarchiv Mannheim). Mannheim 1993.

Anschrift des Autors:
Dr. Hanspeter Rings
Stadtarchiv Mannheim
Postfach 10 00 35
68133 Mannheim

Habgier, nur um Geld zu machen, zu verunstalten. Wo daher Eure erhabene Hoheit irgendetwas mit List und Tücke Entstelltes zu Gesicht bekommt, sollt Ihr seine Beseitigung befehlen, wenn es den Schmuck des Außenbaus beeinträchtigt. Eurem Urteil überlassen wir es, wo Ihr Euch zurückhaltet, wo Ihr Beseitigung verlangt.“² Und ein Erlaß des römischen Kaisers Theodorus vom 1. Januar 398 verkündete, daß „das Verschleppen oder Beseitigen von Bauteilen und Bauschmuck von historischen Gebäuden, insbesondere wenn sie für die Stadt von Wichtigkeit sind, mit Geldstrafe von sechs Pfund Gold bestraft wird. Eine ähnliche Strafe soll auch die Stände der Städte erwarten, wenn

Die zwei wesentlichen Faktoren, die den Denkmalschutzgedanken gedeihen und auf eine breitere Basis stellen ließen, waren die Aufklärung und die Romantik.⁴ Die Aufklärung, in der sich der Mensch erstmals als historische Größe erkannte, wollte die geistigen und materiellen Zeugnisse der Kultur als Zeugnisse der menschlichen Entwicklung bewahren und als Mittel der Volkserziehung, zur Hebung eines „vaterländischen“ Bewußtseins sowie zur Förderung der nationalen Bewegung nach Zerschlagung des Alten Reichs einsetzen. Die Romantik, ebenfalls wichtiger Träger des Denkmalschutzgedankens, begann zunächst in Form von Ruinenromantik sich die einheimische Ver-



Altes Rathaus und katholische Pfarrkirche St. Sebastian in F 1, Aufnahme 1935

Photo: Stadtarchiv Mannheim

sie nicht den Schmuck der Heimat gemäß Autorität dieses Dekretes verteidigen.“³ Die Entwicklung der neuzeitlichen Denkmalpflege begann schließlich um 1800 als Folge der Französischen Revolution mit ihren unersetzlichen Kriegszerstörungen, ihren Säkularisationsbestrebungen und der Auflösung des Römischen Reichs Deutscher Nation.

gangenheit, d. h. die eigene Geschichte, die an Wertschätzung gewann, zu erschließen. Die Altertümer der römisch-griechischen Antike oder des Islams erfuhren nämlich schon in der Renaissance und im Barock weitestgehende Beachtung. So bemerkte Kaiser Karl V. in Cordoba anlässlich der umfangreichen Zerstörung der dortigen islamischen Moschee infolge eines

christlichen Sakralbaus Anfang des 16. Jahrhunderts: „Ihr wolltet etwas bauen, was man auch anderswo finden kann, aber ihr habt etwas zerstört, was einzig war in der Welt.“⁵

Aber erst die landesherrlichen Edikte des aufgeklärten Absolutismus brachten für die deutschen Staaten wirksame Schutzvorschriften. So erging durch Karl Alexander, der letzte Markgraf von Ansbach und Bayreuth, schon im Jahre 1771 eine Anweisung an alle öffentlichen Verwaltungen, Denkmäler unter Strafanordnung zu erhalten bei gleichzeitiger Anregung einer Inventarisierung der betroffenen Objekte. Die erste umfassende Regelung erfolgte mit Ende der Napoleonischen Kriege 1815 in Preußen, wo Karl Friedrich Schinkel als königlicher Baumeister ein Gutachten betreffend Erhaltung aller Denkmäler und Altertümer des Landes ausarbeitete und in vier Punkten umschrieb:

1. Erfassung des Denkmälerbestands (d. h. Inventarisierung)
2. Einrichtung von Denkmalschutzbehörden (das sind die späteren Landesdenkmälämter)
3. Schutz- und Aufsichtskompetenz bei Bezirksbehörden (diese Aufgaben nehmen die späteren Unteren und Höheren Denkmalschutzbehörden wahr)
4. Gutachterfunktion der Denkmalpflegebehörden bei Instandsetzung und Restaurierung von Denkmälern (das ist eine der wichtigsten Aufgaben der Landesdenkmälämter)

Diese vier gutachterlichen Forderungen bilden bis heute die denkmalpflegerischen Schwerpunkte. An der Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Diskussion um Konservierung oder Rekonstruktion des Heidelberger Schlosses waren jene Kunsthistoriker beteiligt, die man später als „Väter“ der modernen Denkmalpflege in Deutschland bezeichnete. Der wichtigste unter ihnen war der Rektor der Straßburger Universität, Georg Dehio, auf dessen Grundsatz „Konservieren nicht Rekonstruieren ist das höchste Ziel der Denkmalpflege“⁶ sich noch heute das Landesdenkmalamt, besonders bei der Zuschußgewährung beruft. So verteilten sich in den vier Jahren 1994 bis 1997 auf Mannheim ca. 2,2 Mio. DM Fördermittel aus dem Staatshaushalt auf 40 Maßnahmen, die vordringlich den Erhalt der originalen Bausubstanz (z. B. Fenster, Sandsteinarbeiten,

Dacheindeckungen, ortsfeste Innenausstattung) zum Ziel hatten; weniger hoch bewertet wurden Ergänzungsmaßnahmen, noch weniger berücksichtigt werden konnten komplette Rekonstruktionen von Bauteilen.

Das erste Denkmalpflegegesetz im Deutschen Reich wurde 1902 in Hessen-Darmstadt erlassen. Dieses Gesetz galt später für viele andere deutsche Landesgesetzgebungen als vorbildlich. Es stellte sowohl öffentliche als auch – und das erstmals – private Denkmäler unter Schutz, bezog die Naturdenkmalpflege und die Bodendenkmalpflege mit ein und regelte das weitere Schutzverfahren.

In Baden wurde für denkmalpflegerische Belange zunächst die Landesbauordnung herangezogen. § 34 der badischen Landesbauordnung von 1907 untersagte z. B. eine Veränderung von Bauten und Bauteilen, deren Erhaltung wegen ihres geschichtlichen, kunstgeschichtlichen oder künstlerischen Wertes von Bedeutung ist.

Das erste Denkmalpflegegesetz Badens wurde erst 1949 verabschiedet,⁷ darüber hinaus wurde 1953 mit Einrichtung des Landes Baden-Württemberg die Erhaltung von Denkmälern per Verfassung zur öffentlichen Aufgabe erklärt. Artikel 86 der Verfassung des Landes Baden-Württemberg betrifft den Umwelt-, Landschafts- und Denkmalschutz und besagt, daß die natürlichen Lebensgrundlagen, die Landschaft sowie die Denkmale der Kunst, der Geschichte und der Natur öffentlichen Schutz und die Pflege des Staates und der Gemeinden genießen. Das bundesrepublikanische Grundgesetz sieht keine Regelung – wie es übrigens noch die Weimarer Verfassung tat – in dieser Sache vor, wenn man von dem Artikel 74, der den Schutz deutschen Kulturguts gegen Abwanderung in das Ausland erklärt, absieht. Den Schutz von Kulturgütern bei bewaffneten Konflikten sollte in der Erinnerung an die vergangenen Kriegsergebnisse die Haager Konvention vom Mai 1954 bieten. Das allerorts einheitlich mit einem Schild in Ultramarinblau und Weiß gekennzeichnete Kulturdenkmal sollte die in einen Konflikt verwickelten Parteien zur Respektierung und Sicherung des eigenen und fremden Kulturgutes verpflichten – eine aus der Rückschau auf die Zerstörungen im Jugoslawien-Konflikt äußerst idealistische Sichtweise!

1971 schließlich wurde in Baden-Württemberg das Denkmalschutzgesetz verabschiedet; am 1. Januar 1972 trat es in Kraft. Die Denkmalschutzbehörden sind folgendermaßen definiert: Oberste Denkmalschutzbehörde ist das baden-württembergische Wirtschaftsministerium, Höhere Denkmalschutzbehörden sind die Regierungspräsidien,⁸ Untere Denkmalschutzbehörden sind die Kommunen und Landkreise. Landesoberbehörde für den Denkmalschutz ist das Landesdenkmalamt mit seinen Außenstellen.

1973 nahm das beim Bundesminister des Innern angesiedelte Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz seine Arbeit auf.⁹ 1985 wurden die Deutsche Stiftung Denkmalschutz in Bonn sowie die Denkmalstiftung Baden-Württemberg in Stuttgart gegründet. Als Ergänzung staatlicher Förderung tragen beide durch finanzielle Zuwendungen erheblich zum Erhalt von Kulturdenkmälern bei.

Das Landesdenkmalamt und die Untere Denkmalschutzbehörde entscheiden im bau- oder denkmalrechtlichen Genehmigungsverfahren einvernehmlich (§ 3 Abs. 3), d. h. beide Positionen sind gleichstark.¹⁰ Im Gegensatz zum Benehmen verlangt das Einvernehmen eine ausdrückliche Zustimmung der Fachbehörde mit der federführenden Unteren Denkmalschutzbehörde.


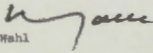
Als Kulturdenkmäler sind im baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz Sachen, Sachgesamtheiten oder Teile von Sachen definiert, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht (§ 2). Die generalklauselartige Legaldefinition schließt somit im Grundsatz kein Objekt von vornherein aus. So ist z. B. die Gartendenkmalpflege nicht – wie in anderen Landesgesetzgebungen – separat aufgeführt. In Mannheim wurde der in den Jahren 1892 bis 1894 von dem Frankfurter Gartenbaudirektor Heinrich Siesmayer als Landschaftspark entworfene Untere Luisenpark den „Sachen“ zugerechnet und 1996 als Kulturdenkmal erfasst.

Ein Kulturdenkmal ist immer eine von Menschenhand geschaffene Sache – im Gegensatz zu anderen Bereichen wie Wasser, Luft, Boden oder Vegetation, die ebenfalls in heutiger Zeit vor dem Menschen für zukünftige Generationen geschützt werden müssen. Dieser Schutz

gründet darin, daß nicht nur die Lebenden Rechte haben, sondern auch die Gestorbenen und die noch nicht Geborenen und daß die Gegenwart als Sachwalterin des von ihr übernommenen kulturellen Erbes zum allgemeinen Wohl und Nutzen späterer Generationen beizutragen hat. Die sogenannte „intergenerationelle Gerechtigkeit“ fußt also auf dem Respekt früherer Leistungen zum Besten der Bedürfnisse der kommenden Menschheit durch die Jetztzeit.¹¹

Ein Gebäude oder ein Gegenstand wecken Interesse; man kann sich ihm nicht entziehen, wie man sich z. B. anderen kulturellen Hinterlassenschaften enthalten kann.¹² Mit der gebauten Umgebung beschäftigt sich der Mensch bewußt oder unbewußt. Sie prägt sein Verhalten und trägt entscheidend dazu bei, ob er sich wohl oder unwohl fühlt. Albert Schweitzer formulierte das treffender: „Zuerst bauen Menschen Häuser, dann bauen Häuser Menschen.“ 70% aller Städte der Welt – so eine UNESCO-Statistik – werben mit ihren Baudenkmalern. Das Image einer Stadt hängt im großen Maße vom Bestand der historischen Substanz ab. Diese Erkenntnis nutzt Mannheim derzeit auch bei den Vorbereitungen zum 400-jährigen Stadtjubiläum im Jahre 2007. Anlässlich der 300-jährigen Stadtgründungsfeier fand der reichsweite „Achte Tag der Denkmalpflege“ am 19. und 20. September 1907 immerhin in Mannheim statt!¹³ Denkmalpflege ist wichtig für das Lebens- und Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger, gerade bei einer älter werdenden Bevölkerung. Sie fördert die Identität, die Identifikation mit dem und Bindung an den Ort und trägt zur Befriedung im zwischenmenschlichen Bereich bei. Die Erhaltung des betreffenden Objekts muß, wenn es als Kulturdenkmal erfasst werden soll, im öffentlichen Interesse liegen. Als Bestätigung eines solchen Interesses gilt im allgemeinen eine Darstellung der zu schützenden Anlage in der Literatur und die Annahme eines überwiegenden Konsenses in der öffentlichen Meinung über die Schutzwürdigkeit.¹⁴

Das Kulturdenkmal ist als Zeugnis der Erbauungszeit wichtiger Träger von erhaltenen wertvollen Informationen für Wissenschaft, Heimat- oder Kunstgeschichte. Ein entscheidendes Kriterium bei der Bewertung eines Kulturdenkmals ist der Grad des originalen Erhaltszustands sowie die (nachteilige) Beeinträchtigung

Gemeinde: Mannheim	lfd.Nr. A: 8	Kreis: Mannheim	Regierungsbezirk Karlsruhe
1.1 Bezeichnung: Evang. Trinitatis-Kirche	3. Eigentümer: Evang. Kirchengemeinde Mannheim N 1, 2 68056 Mannheim		
1.2 Räumliche Abgrenzung: Kirchengebäude und Glockenturm, umgebende Freiplatzgestaltung, ortsfeste Innenausstattung	 Karlsruhe, U 9 FEB 1995 Regierungspräsidium Karlsruhe  Wahl		
1.3 Zubehör (§ 2 Abs. 2 DSchG): -/-			
2.1 Ortsbestimmung: 68156 Mannheim G 4, Nr. 1-4, 18-20	Veränderungen und Löschungen:		
2.2 Grundbuch (Heft-Nr.): Grundbuch der Stadt Mannheim Grundbuch Nr. 53.619	Kataster (Flurstück Nr.): 3040		

Evangelische Trinitatiskirche in G 4, erbaut von Helmut Striffler 1959, Eintrag in das Denkmalsbuch als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Jahre 1995

Photo: Verfasserin

durch bauliche Veränderungen. Geschützt sind als Zeitdokument sämtliche Fassaden (auch die Rückfassade), das bauzeitliche Dach mit Zimmermannskonstruktion und Eindeckung, die historischen Grundrisse sowie die originale ortsfeste Innenausstattung (z. B. Stuck, Fußböden, Vertäfelungen, Wandmalereien, Kachelöfen, Tür- und Fensterelemente, Treppenhäuser), d. h. bei Veränderungen am Erscheinungsbild¹⁵ und Eingriffen in die Bausubstanz ist eine denkmalrechtliche Zustimmung oder Genehmigung erforderlich.¹⁶

Mannheim hat derzeit ca. 1600 Objekte, die in die Liste der Kulturdenkmäler nachrichtlich übernommen wurden. Die Liste wird fortgeschrieben, sofern neue Erkenntnisse über weitere schützenswerte Bauten vorliegen und diese auf Denkmalqualität geprüft wurden. Der Eintrag in die Liste ist jedoch nicht zwingend für eine Unterschutzstellung. Wenn das Gebäude aus sich heraus die oben genannten Kriterien für die Einschätzung als Kulturgut erfüllt, ist es ein Kulturdenkmal im Sinne des Gesetzes. Das Verzeichnis dient lediglich zur Transpa-

rentmachung behördlicher Entscheidungen. Durch einen feststellenden Verwaltungsakt ist aber die Verwaltungsgerichtsbarkeit gewährleistet. Gemessen an der Zahl von ca. 85 000 Bauwerken auf Mannheimer Gemarkung betreffen 1600 Kulturdenkmäler nur 2% der gesamten Bausubstanz. Ca. 100 Gebäude oder Erinnerungsmale sind davon im städtischen Besitz, ein weiterer Teil in dem des Landes, des Bundes und der Kirchen; der überwiegende Rest ist im Privatbesitz. Bei dem auch in Mannheim häufig zitierten Hinweis auf das Investitionshindernis „Denkmalschutz“ möge man die prozentuale Geringfügigkeit im Verhältnis zum Gesamten nicht verkennen.¹⁷

Baden-Württemberg hat als einziges Bundesland den zusätzlichen Schutz bei einem Kulturdenkmal von besonderer, überregionaler oder internationaler Bedeutung im Gesetzestext mitaufgenommen (§ 12). Hierfür ist allerdings ein eigenes konstitutives Eintragsverfahren notwendig, das vom Regierungspräsidium als Höhere Denkmalschutzbehörde vorgenommen wird. Ca. 30 Gebäude

Mannheims sind in diesem sogenannten Denkmalsbuch vermerkt. Das älteste Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in der Quadratestadt ist das nach Plänen Johann Georg Hagenmiller errichtete Rathaus in F 1 aus dem Jahre 1700 – zugleich ältestes Gebäude der Innenstadt; das nach der Bauzeit jüngste Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ist die 1956–1959 von Helmut Striffler konzipierte evangelische Trinitatiskirche in G 4. Neben dem besonderen Schutz, der hier besteht, wird auch

gemeinderätlichen Satzungsbeschlusses.¹⁹ Der Gesamtanlagenschutz²⁰ beinhaltet allerdings keinen Substanzschutz, sondern den immateriellen Schutz des Erscheinungsbildes. Auch bei geplanten Neubauten müssen die Denkmalschutzbehörden über gestalterische Fragen mitentscheiden. In Mannheim steht der historische Ortskern des Stadtteils Seckenheim als Gesamtanlage unter Schutz. Charakteristisch sind besonders die straßenseitigen giebelständigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die frän-



Mannheim-Seckenheim, geschützte Gesamtanlage, Luftaufnahme 1927

Photo: Stadtarchiv Mannheim

an Neubauten oder baulichen Veränderungen in der unmittelbaren Umgebung im Rahmen denkmalrechtlicher Entscheidungen eine höhere Gestaltungsanforderung zugrundegelegt.¹⁸

Eine andere Möglichkeit der Unterschutzstellung ist gegeben, wenn das Bild eines Ortes, einer Straße oder eines Platzes erhaltenswert ist (§ 19). Bis 1983 durch Verordnung des Regierungspräsidiums erlassen, erfolgt im Zuge der Kommunalisierung dieser Zuständigkeit seitdem die Unterschutzstellung in Form eines

kischen Hofeinfahrten mit den großen hölzernen Toren sowie die hohen Tabakscheunen als rückwärtige Querriegel der bäuerlichen Anwesen.

Die Erweiterung des Kulturdenkmalbegriffs durch das Schützen historischer Ortsbilder ist nichts Neues in der Entwicklung der Denkmalpflege. Bereits das hessische Gesetz von 1902 kannte die Erhaltung von charakteristischen Straßen- und Platzbildern. Hier treffen sich im übrigen auch die Belange der Denkmalpflege

mit denen der Stadtbildpflege. Das bis zum Zweiten Weltkrieg staatliche, danach kommunale Baupflegeamt hat seine Anfänge in der Landesverschönerungsbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts sowie seine Weiterentwicklung in der Heimatschutzbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Es zog seine gesetzlichen Grundlagen aus dem Gestaltungsrecht der Landesbauordnung. Der Verschandelung der Ortsbilder sowie der Zersiedelung der Landschaft sollten durch sogenannte

Sind in einem größeren Bereich Bodenfunde zu vermuten, so kann die Gemeinde auf Vorschlag des Landesdenkmalamts diese Fläche durch Rechtsverordnung zum Grabungsschutzgebiet erklären (§ 22). In Mannheim befinden sich nördlich des Ortsteils Sandhofen Gräber der Latène-Zeit (500 v. Chr.), Siedlungsreste aus römischer Zeit und ein ausgedehntes Reihengräberfeld der Merowingerzeit. Diese außerordentliche Häufung bedeutender archäologische Funde erforderte



Neckarkanal bei Mannheim mit Riedbahnbrücke und der im Bau befindlichen, von Paul Bonatz entworfenen Hubschleuse, Luftaufnahme 1927

Photo: Stadtarchiv Mannheim

Verunstaltungsgesetze entgegengewirkt werden - wengleich nicht immer mit dem erhofften Erfolg. In der Bevölkerung werden oftmals die rein stadtbildnerischen Ansätze mit denen der Denkmalpflege verwechselt. Während die Stadtbildpflege sich nur mit der äußeren, öffentlichen Seite eines Gebäudes beschäftigt, erfassen denkmalpflegerische Belange das Bauwerk als einheitliches Gesamtwerk, dessen kulturelle Bedeutung sich nicht nur auf die Fassade beschränkt.

eine besondere Sicherung des Kulturdenkmalbestands, die durch die Ausweisung eines Grabungsschutzgebietes im Jahre 1997 erfolgte.

Weit über den klassischen Begriff des Kulturdenkmals hinaus geht der vor einigen Jahren in die Diskussion gebrachte Begriff der Kulturlandschaft. Diese umfaßt in der Regel eine größere, territorial übergreifende Fläche, in der hochrangige Kultur- und Naturdenkmäler in ungewöhnlicher Dichte und einmaliger Vielfalt in einer Wechselbeziehung zueinander stehen.

Hierzu gehören insbesondere Flußlandschaften, Pilgerstraßen oder militärische Schutzwälle wie der römische Limes.²¹ Die Bedeutung hierfür liegt in der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur; der emotionale Wert liegt in religiösen, spirituellen, künstlerischen oder geschichtlichen Assoziationen. Der nach dem Ersten Weltkrieg begonnene und 1968 fertiggestellte Neckarkanal zwischen Mannheim und Plochingen steht mit seinen Schleusen, Wasserkraftwerken und Uferbefestigungen als Sachgesamtheit unter Denkmalschutz.²² Beachtenswert erscheint aber, daß die Bauten des Neckarkanal mit besonderer Rücksicht auf die Landschaft geplant wurden und daß sie sich harmonisch in diese einbetten. Als weitere Bestandteile der Kulturlandschaft Neckartal können die bewaldeten Hänge, Weinberge, Burgen und historischen Ortssilhouetten charakterisiert werden.

Warum nun ist die Denkmalpflege für die Bürger einer Stadt wichtig? Wenn man einer

Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach vom Mai 1994 Glauben schenken darf, halten 66% der Westdeutschen und 63% der Ostdeutschen Denkmalschutz für besonders wichtig. Alte Häuser und große alte Bäume rangieren gleich hintereinander. Nie war eine Gegenwart vergangenheitsbezogener als die unsere, meinen Sozial- und Kulturphilosophen. Geschichte wird möglicherweise Ersatz für eine ungeliebte Gegenwart. Diese Tendenz ist besonders auffällig seit dem Europäischen Denkmalschutzjahr im Jahre 1975. Der modernen Architektur wird zunehmend mit starkem Mißtrauen begegnet. Möglicherweise gibt es jedoch einen Gegensatz zwischen privatem Massenkonsum des einzelnen und dem öffentlichen Interesse der Allgemeinheit. Der Vertrautheitsschwund wird nämlich besonders im öffentlichen Raum empfunden. Das Alte braucht aber offensichtlich nur den flüchtigen Eindruck von Alter zu vermitteln, gerade für den Moment, in dem man



N 1, Modell des historischen Kaufhauses mit der Nachkriegsbebauung am Paradeplatz 1985, nicht ausgeführt

Photo: Stadtplanungsamt Mannheims



Mulihalle im Herzogenriedpark, erbaut von Carlfried Mutschler und Joachim Langner 1975, jüngstes Kulturdenkmal Mannheims, Luftaufnahme um 1980

Photo: Albrecht Brugger

mit der oberflächlichen Neugierde eines Fla-neurs an ihm vorübergeht. Das Alte kann ansonsten völlig entfernt, runderneuert oder neu hergestellt sein. Das Vortäuschen von Kontinuität in der Geschichte ist jedoch äußerst problematisch.²³

Das Schreiben einer neuen Stadtgeschichte, die die erlittenen Zerstörungen großen Ausmaßes wieder rückgängig machen will, kann aus der Sicht des Historikers kaum mitgetragen werden. Ob jeweils der Wunsch nach Wiederherstellung von architektonischen Symbolen aus kommunalpolitischen Blickwinkeln weiterverfolgt werden sollte, kann nicht durch die Denkmalpflege beantwortet werden. Die wohl größte Bürgerbewegung für die Rekonstruktion eines historischen Gebäudes in Mannheim war in den achtziger Jahren die Aktion Altes Kaufhaus. Für die Bebauung des Quadrats N 1 kam man nach zwei nicht weiterverfolgten Wettbewerben nunmehr zu der Überlegung, das im Krieg zerstörte und in der Nachkriegszeit restlos abgetragene Barockgebäude wieder-

erstehen zu lassen. Die Denkmalpflege war aus Gründen des Umgebungsschutzes miteinbezogen, denn in unmittelbarer Nähe des Grundstücks steht die barocke Grupello-Pyramide als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung. Zum historisierenden Nachbau nahm das Landesdenkmalamt wie folgt Stellung: „Ein Neubau mit nachgebildeten ‚historischen‘ Fassaden ist ein Neubau, dessen Substanz nach einer Planung unserer Zeit gestaltet und geordnet wird, gleich ob hierfür die Formensprache unserer Zeit oder die Sprache vergangener historischer Fassaden den Gesamtcharakter bestimmt. Das Kulturdenkmal Kaufhaus ist nicht mehr erhalten. Ein Neubau mit den Kopien historischer Fassaden ist kein Thema für den Denkmalschutz und die Denkmalpflege.“²⁴ Allenfalls als Beweis für das, was heute technisch machbar ist, als Beispiel der technischen Reproduzierbarkeit von Kunstwerken und Kulturgütern, können solche Neubauten im alten Gewand angesehen werden. Ob eine spätere Zeit die historisierenden Nachbauten als

beispielhaft in Hinblick auf den Zeitgeist des ausgehenden 20. Jahrhunderts wertet und sie mit den Mitteln der Denkmalpflege schützen wird, ist eine Frage, die heute ebenfalls noch nicht beantwortet werden kann.

Mannheims Anfänge einer Großstadt und sein Bedeutungszuwachs liegen in der Industrialisierungswelle des letzten Jahrhunderts. Um 1920 zählte die Stadt schon mehr als 200 000 Einwohner, viele davon waren dem Ruf nach Arbeitskräften gefolgt. Handel und Industrie hinterließen ihre Spuren in großflächigen Firmenarealen mit unzähligen, teilweise im Zweiten Weltkrieg allerdings verlustig gegangenen Bauten. Eine der vordringlichsten Aufgaben der Denkmalpflege in Mannheim wird sein, diese vornehmlich aus der Kaiserzeit stammenden Industriebauten (Verwaltungsgebäude, Produktionshallen oder soziale Einrichtungen) vollständig zu erfassen und auf Denkmaleigenschaft zu überprüfen. Für einige der technischen Kulturdenkmäler konnte erfreulicherweise eine Umnutzung gefunden werden. Die Vortort-Wassertürme wurden zu exklusiven Wohntürmen umgebaut,²⁵ für das Abwasserpumpwerk Neckarau liegen Pläne für die Einrichtung einer Gaststätte vor, und die Kläranlage auf der Friesenheimer Insel wird derzeit von einem Verein, der dort historische Baumaterialien einlagert und verkauft, sorgfältig restauriert. Nicht unerwähnt bleiben soll die Alte Feuerwache am Neckar, die seit zwanzig Jahren als Kulturzentrum dient. Eine neuere vom Denkmalschutzamt Hamburg in Auftrag gegebene Studie zu gewerblich genutzten und gesetzlich geschützten Denkmälern in Hamburg, die auf eine systematische Befragung von Eigentümern und Nutzern beruht, kommt zu einem weitestgehend positiven Ergebnis in nutzungsrelevanten Fragen einer längerfristigen und nachhaltigen Wirtschaftlichkeit des betroffenen Objekts.²⁶

Die Liste der Kulturdenkmäler wurde in den letzten Jahren durch Bauten der zwanziger und dreißiger Jahre fortgeschrieben. So zählen in Mannheim zur „unbequemen“ Hinterlassenschaft des Dritten Reichs das Rathaus in E 5, zwei Bunkerbauten, eine Schule und ein Altenheim. Mittlerweile richtet sich der Blick der Denkmalpflege verstärkt auch auf die Nachkriegsarchitektur als Zeugnis der Gründungs-

jahre der Bundesrepublik, des Wiederaufbaus und des Wirtschaftswunders. So wurde unlängst bei einigen Kirchenbauten, dem Nationaltheater, dem Hauptpostamt am Paradeplatz und einem Verwaltungsgebäude die Kulturdenkmaleigenschaft bestätigt. Trotz ihres relativ jungen Alters hat auch die anlässlich der Bundesgartenschau 1975 errichtete Multihalle im Herzogenriedpark bereits Dokumentationswert als Meisterwerk der Ingenieurbaukunst in statischer Hinsicht. Sie ist deshalb ein Kulturdenkmal im Sinne des Gesetzes.²⁷

Aus der Liste der Kulturdenkmäler erfolgten in den letzten Jahren in Mannheim leider auch einige Abgänge, begleitet teilweise mit großen Emotionen in der Öffentlichkeit. Beim sogenannten Laurentiusblock waren vier Kulturdenkmäler betroffen, die 1998 dem öffentlichen Personennahverkehr weichen mußten; der Universitätserweiterung mußte ebenfalls ein Gebäude des Historismus geopfert werden, und eine Jugendstil-Villa ist aufgrund einer verwaltungsgerichtlichen Entscheidung dem zukünftigen Abriß freigegeben. Diese Fallbeispiele belegen, daß auch die institutionalisierte Denkmalpflege nicht autark entscheidet. Der Denkmalschutz ist immer so stark wie ihm von politischer Seite Gewicht zukommt. Er ist eingebunden – wie im übrigen jede öffentliche Aufgabe – in einem freien Spiel der jeweils bestimmenden gesellschafts-, wirtschafts- oder kulturpolitischen Kräfte und muß auch der juristischen Überprüfung standhalten. Dies verdeutlicht insbesondere die vom Regierungspräsidium im Bebauungsplanverfahren vorgenommene Abwägung der öffentlichen Belange zu Abriß und Neubebauung des Laurentiusblocks in Mannheim.

Auch eine zukünftige Kommunalisierung der Denkmalpflege wird das Landesdenkmalamt als Fachbehörde zur Beurteilung der Kulturdenkmaleigenschaft miteinbeziehen. Die Inventarisierung, d. h. die Bestandsaufnahme von Bau-, Kunst- und archäologischen Denkmälern ist eine der ureigensten Aufgaben dieser Behörde.²⁸ Bei einem Gebäude, das nach Überprüfung durch die oberste fachliche Instanz nicht die Qualitäten eines Kulturdenkmals aufweist, wird man schwerlich von einem solchen im Sinne des Gesetzes sprechen können, auch wenn das entsprechende Bauwerk wie z. B. das

mittlerweile abgebrochene ehemalige Heinrich-Lanz-Krankenhaus in der Öffentlichkeit eine hohe Wertschätzung genoß.

Der Denkmalschutzgedanke wurde seit dem Denkmalschutzjahr 1975 getragen von einem veränderten Bewußtsein in der Bevölkerung – offensichtlich wiederum als Reaktion auf die Abrißmentalität der fünfziger und sechziger Jahre.²⁹ Im vereinigten Deutschland dominiert jedoch eine marktwirtschaftlich orientierte, nach immer neuen Werten suchende Gesellschaft mit zunehmender Individualisierung und einem latenten Rückzug ins Private. Imagebildung in allen Lebensbereichen ersetzt die vormalige Konsensfähigkeit in der Gemeinschaft. Die Zersplitterung der Gesellschaft geht einher mit immer schneller aufeinander folgenden Veränderungen in Politik, Wirtschaft und Kultur. In einer Zeit unablässigen Experimentierens, augenblicklicher Modeströmungen und beschleunigter Innovationsabfolgen erhält aber die Suche nach langfristiger Kontinuität, verlässlicher Solidität, dauerhafter Stabilität und klaren Orientierungsfixpunkten im täglichen Dasein der Menschen ein neues Gewicht. Diese Lücke könnten Denkmalschutz und Denkmalpflege gleichermaßen besetzen. Ob sich beides im 21. Jahrhundert auf hohem Niveau halten läßt, hängt darüber hinaus auch ganz wesentlich davon ab, ob Denkmalschutz und Denkmalpflege den wachsenden politischen Konsens über die Notwendigkeit zukünftiger Ressourcenschonung, Ressourcenverwaltung und Ressourcenproduktivität effektiv für sich verwenden können; denn das Vorhandene mit möglichst geringen Eingriffen in die Ökologie zu nutzen, statt Neues zu beanspruchen kommt dem Denkmalschutzgedanken sehr entgegen und findet seinen Niederschlag in der Forderung nach Weiter-, Wieder- und Zweitverwendung historischer Baustoffe.

Anmerkungen

- 1 Ergänzte und aktualisierte Fassung eines Vortrags, gehalten im Dezember 1994 in der Reihe „Bauen in Mannheim, gestern und heute“, veranstaltet vom Stadtarchiv Mannheim und Mannheimer Architektur- und Bauarchiv.
- 2 Regine Dölling, Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland, in: Denkmal-

pflege in der Bundesrepublik Deutschland. Geschichte – Organisation – Aufgaben – Beispiele. Ein Beitrag zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975, München 1974, S. 9.

- 3 Ebd.
- 4 Zur geschichtlichen Entwicklung des Denkmalrechts vgl. Rudolf Stich/Wolfgang Burhenne, Denkmalrecht der Länder und des Bundes, Berlin 1983. 1980 wurde vom Deutschen Bundestag das Gesetz zur Berücksichtigung des Denkmalschutzes im Bundesrecht beschlossen. Dieses Gesetz änderte das Raumordnung-, Bundesfernstraßen-, Bundeswasserstraßen-, Flurbereinigungs-, Bundesnaturschutz-, Telegraphenwege- und Bundesbahngesetz insofern, als hier jeweils auch die Belange des Denkmalschutzes mitaufgenommen wurden, vgl. Bundesgesetzblatt vom 7. Juni 1980.
- 5 Alexander Demandt, Vandalismus. Gewalt gegen Kultur, Berlin 1997, S. 52.
- 6 Georg Dehio verwendete allerdings den Begriff „Restauration“ anstelle von „Rekonstruktion“ – im Sinne der politischen Restauration als eine Zeit nach dem Wiener Kongreß 1815, die Vorvergangenes, nicht mehr Bestehendes wiederherzustellen versuchte, vgl. Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert, eine Rede von Georg Dehio, gehalten anlässlich des Kaisergeburtstags an der Universität Straßburg am 27. 1. 1905, abgedruckt in: Stadtbauwelt 1975, H. 48, S. 218 ff. Bereits im Jahre 1825 hatte der französische Schriftsteller Victor Hugo den vandalisme destructeur und den vandalisme restaurateur als Feinde des Denkmalschutzes angeprangert, vgl. Stich/Burhenne (wie Anm. 4), Einführung S. 11.
- 7 Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt vom 10. September 1949. Als Kulturdenkmäler galten darin Werke oder Gebilde von Menschenhand, die der Allgemeinheit erhalten zu werden verdienen, insofern sie Erkenntnisquellen für Wesen, Werden, Leben, Schaffen oder Schicksale einer menschlichen Gemeinschaft bilden oder indem sie Gefühl und Gemüt zu beeindrucken und vorbildhaft oder sonst erzieherisch zu wirken vermögen (§ 2). Neben der staatlichen Denkmalschutzbehörde, nämlich dem Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz, waren kommunale Denkmalschutzbehörden nicht vorgesehen.
- 8 Unter Vorsitz des Regierungspräsidiums tritt mindestens einmal im Jahr der Denkmalrat als beratendes Gremium zusammen. Er setzt sich zusammen u. a. aus Vertretern des Landesdenkmalamts, der Oberfinanzdirektion, des Landkreistags, des Städtetags, der Kirchen, Privateigentümer, Architekten und Kunstwissenschaftler.
- 9 Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz fördert die Zusammenarbeit von Bund, Ländern und Gemeinden bei der Erhaltung des baulichen Erbes. Dem Komitee gehören Vertreter der Politik, der Wirtschaft, der Kirchen, der kommunalen Spitzenverbände, der Medien und der Vereinigungen und Organisationen, die mit Denkmalschutz und Denkmalpflege im weitesten Sinne befaßt sind, an. Es ist nicht identisch mit dem Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) in München.

- 10 Vergleicht man die einzelnen bundesrepublikanischen Denkmalschutzgesetze, so entsprechen allerdings nur vier von sechzehn Bundesländern dieser Regelung nicht, nämlich Nordrhein-Westfalen (Benehmen), Bayern (Anhörung), Niedersachsen (das Landesamt für Denkmalpflege wirkt beratend und unterstützend mit) und Hamburg (keine organisatorische Trennung von Fach- und Genehmigungsbehörde), vgl. Denkmalschutzgesetze, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 1998. Aufgrund eines Kabinettsbeschlusses soll noch in dieser Legislaturperiode durch die Novellierung des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes eine Änderung der Einvernehmensregelung erfolgen. Das Landesdenkmalamt würde damit seiner starken Position im Genehmigungsverfahren zugunsten einer Kommunalisierung der Denkmalpflege verlustig gehen. Zusätzlich soll die denkmalrechtliche Zuständigkeit bei Gebäuden im Landesbesitz von den Regierungspräsidien auf die Unteren Denkmalschutzbehörden verlagert werden.
- 11 Vittorio Hösle, *Moral und Politik, Grundlagen einer politischen Ethik für das 21. Jahrhundert*, München 1997, S. 806 ff. („Wer hat Rechte?“). Konsequenterweise fordert der Autor ein eigenes Staatsorgan, „das gleichsam als Vormund die Interessen zukünftiger Generationen vertritt“.
- 12 Man kann z. B. vermeiden, ein Buch zu lesen, Musik zu hören, eine Theateraufführung zu besuchen oder ins Museum zu gehen.
- 13 Deutsche Bauzeitung 1907, S. 355 ff.
- 14 Helmut Engel, *Märkisches Viertel: ein Baudenkmal?*, in: *Bauwelt* 1989, H. 43, S. 2054 ff. Das Märkische Viertel in Berlin, eine unter städtebaulichen und ästhetischen Gesichtspunkten aussagekräftige Siedlung der sechziger Jahre, trägt zwar das Tatbestandsmerkmal „abgeschlossene Kulturepoche“, allerdings steht nach Auffassung des Autors die fachliche Überzeugungsarbeit in der Öffentlichkeit, hier speziell bei den betroffenen Mietern, für die Zukunft noch aus. Die Unterschutzstellung konnte somit nicht erfolgen.
- 15 Z. B. durch Vordächer, Parabolantennen oder Werbeanlagen. Im Zusammenhang mit Werbeanlagen sei auf folgende Verfügung im Babylonischen Reich verwiesen: „Wer seine Ware schreiend anpreist, muß sie dem Kunden um die Hälfte billiger lassen, denn gute Ware läßt sich auch leise verkaufen“, Immer mehr Außenreklame?, in: *Schriftenreihe der Wilhelm-Münker-Stiftung* H. 38, 1996, S. 12.
- 16 Weil auch erhaltenswerte Originalbauteile im Innern des Gebäudes von denkmalpflegerischem Interesse sind, haben einige Bundesländer die Berechtigung des Zutritts zu Kulturdenkmälern durch die Öffentlichkeit im Denkmalschutzgesetz festgeschrieben, so in Brandenburg, Bremen, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern, Rheinland-Pfalz, Sachsen und Schleswig-Holstein.
- 17 Die 480 000 Einwohner starke Stadt Leipzig verfügt über ca. 14 000 Kulturdenkmäler und kommt damit der Zehn-Millionen-Stadt New-York-City mit einem Denkmälerbestand von 20 000 Gebäuden erstaunlich nahe.
- 18 Wie weit der Umgebungsschutz (§ 15) reicht, ist allerdings nicht zu pauschalisieren, sondern hängt jeweils vom Einzelfall des Sichtbezugs ab. So hat aus Gründen des Umgebungsschutzes seinerzeit das Landesdenkmalamt den geplanten Steg zwischen dem Kongreßzentrum Rosengarten und dem Kongreßhotel mit Blick auf den Wasserturm am Friedrichsplatz nicht akzeptiert, konnte mit dieser Beurteilung allerdings im Bebauungsplanverfahren nicht bestehen. In Frankreich z. B. beträgt die Festsetzung des Umgebungsschutzes (*périmètre*) 500 m, vgl. Stich/Burhenne (wie Anm. 4), Einführung S. 13.
- 19 Die Kommunalisierung dieses Teilaspektes des Denkmalschutzes läßt erahnen, wie sich die politisch gewünschte Kommunalisierung des ganzen Denkmalschutzes auswirken wird. In Heidelberg und Karlsruhe-Durlach wurden 1998 erstmals wieder nach fünfzehn Jahren im Regierungsbezirk Karlsruhe Gesamtanlagenschutz-Satzungen von den Gemeinden verabschiedet, wobei die in Heidelberg auf sechs Jahre befristet ist.
- 20 In anderen Landesdenkmalschutzgesetzen auch bezeichnet als Schutz von Denkmalbereichen, Ensembles, baulichen Anlagen, Denkmalzonen, Denkmalschutzgebieten.
- 21 Zum Weltkulturerbe werden Kulturlandschaften seit 1992 erklärt. Derzeit laufen Bemühungen, das Rheintal zwischen Koblenz und Bingen von der UNESCO als ein solches bestätigt zu bekommen. Mit der Novellierung des schleswig-holsteinischen Denkmalschutzgesetzes 1996 wurden im übrigen auch Erhaltung und Pflege kulturlandschaftsprägender Elemente im nördlichsten Bundesland festgeschrieben.
- 22 Vgl. Hanspeter Rings, *Als die Groß-Schiffahrt das Neckartal eroberte. Die Neckarkanalisierung von 1919–1935*, in: *Monika Ryll* (Bearb.), *Architektur in Mannheim 1918–1939*, Mannheim 1994, S. 148 ff.; Bernd Stier, *Politik – Landschaftsschutz – Architektur*. Kontroversen um den Bau des Neckarkanal in den Jahren 1920–1935, in: *Staatsanzeiger für Baden-Württemberg* (Beilage), Februar 1995, S. 1 ff.; *Das technische Kulturdenkmal in der Landschaft*, Vorträge eines Arbeitsgespräches veranstaltet vom Museumsverein für Technik und Arbeit e. V. im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 1996 in Weil der Stadt (Manuskript).
- 23 In Hildesheim versank 1945 das Knochenhauer-Amts-haus in Schutt und Asche. An seine Stelle setzte man einen Hotel-Neubau im Stil der fünfziger Jahre, der aber 1986 schon wieder abgerissen wurde. Denn mit Hilfe der Computertechnik konnte das Amtshaus wieder hergezaubert, der tiefe Riß in der Geschichte gekittet werden. Auch die Kaiserpfalz in Goslar, eine sehr freie Rekonstruktion der frühmittelalterlichen Burg, will 100 Jahre nach der Wiedererrichtung durch die Hohenzollernkaiser dem staunenden Betrachter kaum vermitteln, daß sich 600 Jahre lang überhaupt kein Kaiser nach Goslar verirrt hatte, nachdem die Burg nämlich schon im Jahre 1289 abgebrannt war, sondern die Auftraggeber, die preußischen Kaiser, wollten unmittelbar an Größe, Ruhm und Glorie der Salier anknüpfen und sich in die Tradition jener mächtigen mittelalterlichen Kaiser einbinden lassen – ein Nachweis, der ihnen durch die Dynastiegeschichte freilich verwehrt blieb.

- 24 Kathrin Ungerer-Heuck, Mannheim: Stadthaus N 1. Moderner Neubau oder historisierender Nachbau. Eine Chronologie, in: Rekonstruktion in der Denkmalpflege. Überlegungen – Definitionen – Erfahrungsberichte, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 1997, S. 128; vgl. auch Monika Ryll, Kaufhaus – Rathaus – Stadthaus in Mannheim. Bauten im Widerspruch zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft, Mannheim 1991; aus der Sicht der Bürgerinitiative vgl. Volker Keller/Hansjörg Probst, Das Alte Kaufhaus in Mannheim, Mannheim 1986.
- 25 Albert Gieseler/Monika Ryll, Wassertürme in Mannheim. Ein kunst- und technikgeschichtlicher Führer, Mannheim 1997.
- 26 Die Untersuchung aus dem Jahre 1996 wurde von dem renommierten Immobilienberatungsunternehmen Jones Lang Wootton GmbH begleitet und verdeutlicht, daß
- Denkmäler häufig Standortvorteile gegenüber anderen Gebäuden besitzen
 - historische Architektur häufig ein Qualitätsgarant ist
 - das Denkmal einem Unternehmen hilft, seine corporate identity nach außen darzustellen
 - sich hinter einer denkmalgeschützten Fassade häufig ein Ausstattungsstandard verbirgt, der modernsten technischen Anforderungen genügt
 - Denkmäler besser vermietet werden können als Neubauten
 - Mietpreise in denkmalgeschützten Objekten höher liegen können als in Neubauten
 - Nutzer länger in einem denkmalgeschützten Gebäude verweilen, weil sie sich mit ihrer Arbeitsstätte identifizieren
 - ein Denkmal eine gewinnbringende wirtschaftliche Investitionsgrundlage sein kann.
- Für die freundliche Überlassung der Studie möchte ich mich an dieser Stelle beim Denkmalschutzamt Hamburg recht herzlich bedanken.
- 27 Am Tag des offenen Denkmals 1998 konnte mit der 1979 fertiggestellten Autobahnkirche St. Christo-

phorus in Baden-Baden sogar ein noch jüngerer Teilnehmer besichtigt werden. Und in Burgtiefe (Schleswig-Holstein) wurde mittlerweile auch das dortige Schwimmbad des Architekten Arne Jacobson aus dem Jahre 1970 unter Schutz gestellt, wengleich derart frühe Einschätzungen der Kulturdenkmaleigenschaft aus der Distanz nur weniger Jahre bundesweit die absolute Ausnahme bleiben. Die Diskussion über einen möglichst hoheitlichen Schutz auch jüngerer Bauwerke – z. B. innerhalb der Architektenschaft lebhaft geführt – macht allerdings deutlich, wie sehr gleichfalls zeitgenössische Architektur in immer kürzeren Intervallen vom Veränderungsdruck betroffen sind.

- 28 Das badische Denkmalschutzgesetz von 1949 legte bereits fest, daß das Landesamt für Denkmalpflege „in Zweifelsfällen mit bindender Wirkung für Gerichte und Verwaltungsbehörden bestimmt, ob ein Gegenstand als Kulturdenkmal anzusehen ist“ (§ 2).
- 29 Die erkennbare Distanz weiter Kreise der deutschen Nachkriegsbevölkerung zu denkmalpflegerischen Aufgaben und Leistungen resultiert aus einer unreflektierten Fortschrittseuphorie, die zudem den Schutz und die Pflege der heimatlichen Bauweise und Landschaft in die vermeintliche Nähe nationalsozialistischer Ideologie rückte; zur Denkmalpflege im Dritten Reich vgl. Thomas Scheck, Denkmalpflege und Diktatur im Deutschen Reich zur Zeit des Nationalsozialismus, Berlin 1995.

Anschrift der Autorin:

Dr. Monika Ryll

Amt für Baurecht und Umweltschutz

Untere Denkmalschutzbehörde

Postfach 10 00 35

68133 Mannheim

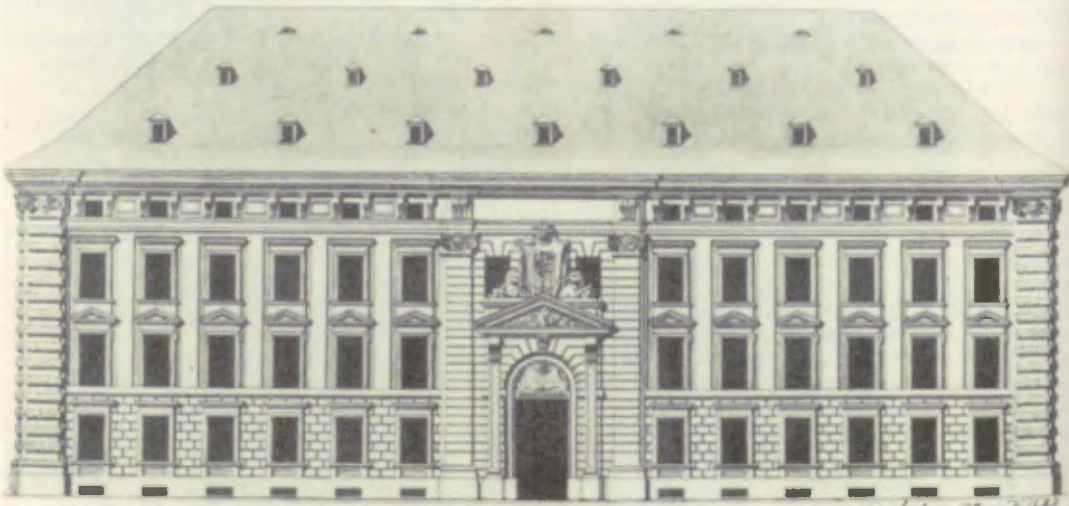
Das Reiss-Museum vor der Jahrtausendwende

Rückschau und Ausblick

Mit den Sammlungen des Reiss-Museums besitzt die Stadt Mannheim einen Schatz, dessen Bewahrung, Erforschung und Präsentation sowohl Verpflichtung als auch Chance bedeutet. Nicht nur die Kunst-, Stadt- und Theatergeschichtlichen Sammlungen, sondern auch die der Archäologie, Völkerkunde und Naturkunde beinhalten viele bemerkenswerte Exponate und auch im internationalen Vergleich einmalige Sammlungskomplexe. Daher lohnt es sich, dafür einzutreten, daß diese Objekte nicht nur Teil eines zu bestaunenden, leicht exotischen „Wunderhauses“ sind, sondern daß sie als Ausgangspunkt für die lebendige Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft begriffen werden.

Nach den Landesmuseen in Stuttgart und Karlsruhe ist das Reiss-Museum Mannheim das drittgrößte kulturhistorische Museum in Baden-Württemberg. Die besondere Bedeutung des Museums liegt in der Vielfalt und Qualität seiner Sammlungen. So sind zum Beispiel nirgends sonst im deutschen Südwesten qualitativere Exponate der berühmten Benin-Kultur, eine vergleichbare Theatersammlung, eine bedeutendere Sammlung zur Altsteinzeit oder eine in Qualität und Quantität an die Mannheimer Bestände heranreichende Sammlung von Frankenthaler Porzellan zu finden.

Die Vielfalt und Qualität der Sammlungen sind nicht zuletzt Ausdruck der Geschichte Mannheims - einer Stadt, die von einer kur-



Das Kurfürstliche Zeughaus zu Mannheim

Zeughaus Peter Anton Verschaffelt (1710-1793)



Anna Reiss (1836–1915) Hist. Porträtphotografie, Reproduktion 1913

Reiss-Museum Mannheim, Theatersammlung



Carl Reiss (1843–1914) Öl auf Leinwand, 1906, Reiss-Museum Mannheim, Kunstgeschichtliche Sammlungen

fürstlichen Residenz des 18. Jahrhunderts zu einem wichtigen Industriestandort wurde und heute dabei ist, sich zu einer Dienstleistungsmetropole zu entwickeln. Insbesondere im sogenannten „Zweiten Goldenen Zeitalter“ Mannheims, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, förderte das wohlhabende Mannheimer Bürgertum Kunst- und Kulturgeschichte und trug

selbst bedeutende Sammlungsbestände zusammen, die anschließend nicht selten der Stadt übereignet wurden. Dieser guten Tradition wissen sich die Mannheimer auch heute noch verpflichtet – eine Tatsache, die sich unter anderem im vielfältigen Engagement der Bürger in den verschiedenen Fördererkreisen der Kulturinstitute zeigt. So zum Beispiel darin, daß 1998 dem Reiss-Museum eine bedeutende

Sammlung von historischen Musikinstrumenten aus Privatbesitz übereignet wurde und zwei Mäzene den Ankauf einer umfangreichen, äußerst wertvollen Sammlung von historischen Kostümen aus dem 18. Jahrhundert ermöglichten.

Trotz der für eine Stadt von der Größe Mannheims geradezu erstaunlichen Qualität der kulturhistorischen Sammlungen waren diese Schätze nach dem Zweiten Weltkrieg der breiten Öffentlichkeit kaum bekannt. Zwar existierten seit den 1920er Jahren dieses Jahrhunderts im Schloß und im Zeughaus prachtvolle kulturhistorische Museen, doch nach den Verheerungen des Zweiten Weltkrieges brauchte es lange, bis diese Tradition wieder auflebte.

Erst 1957 konnte im Zeughaus das nach den Mannheimer Mäzenern und Ehrenbürgern Carl und Anna Reiss benannte Museum eröffnet werden. Schon damals war allen Beteiligten klar, daß dies nur ein erster Neuanfang, ja, nicht viel mehr als eine Übergangslösung darstellen konnte: für eine angemessene Präsentation im historischen Zeughaus waren die kulturhistorischen Sammlungen der Stadt viel zu umfangreich.

Insofern war es nur folgerichtig, daß die Direktoren des Reiss-Museums von Beginn an nicht allein vehement für die Verbesserung der Zustände „hinter den Kulissen“ des Museums kämpften, sondern auch für die Erweiterung der Ausstellungsflächen. Erst Erich Gropengießer, dem vierten Direktor des Reiss-Museums, war es vergönnt, Ende 1988 die Eröffnung des Erweiterungsbaus erleben zu können: damit war die Grundlage geschaffen, auf der das Reiss-Museum zu einem modernen kulturhistorischen Museum entwickelt werden konnte.

Was bisher auf Grund der unzureichenden Platzverhältnisse nur einem kleinen Kreis von Fachleuten, Sammlern und Liebhabern bekannt war, konnte nun nach und nach einer größeren Öffentlichkeit präsentiert werden.

In Abstimmung mit dem für Kultur zuständigen Mannheimer Bürgermeister Lothar Mark wurde daher 1990 zusammen mit den überaus engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses ein Konzept entwickelt, mit dem das Reiss-Museum zu einem dem Rang seiner Sammlungen entsprechenden kulturellen Zen-

trum geformt und das Museum neben dem Nationaltheater und der Kunsthalle als „dritte Kraft“ in der Mannheimer Kulturszene etabliert werden konnte.

Das Konzept beinhaltete die Erarbeitung eines abwechslungsreichen Programms von Sonderausstellungen, die Herausgabe von Publikationen zur Sammlung sowie die Durchführung von vielen Einzelveranstaltungen, angefangen mit Konzerten über Lesungen bis hin zu Familienfesten und Spektakeln, wie der Organisation eines mittelalterlichen Marktes und von „Römerlagern“ auf dem Platz vor dem Museum.

Wichtige, ja unverzichtbare Partner bei der Ausweitung der Aktivitäten des Museums waren die verschiedenen Freundeskreise rund um die Institution: der Fördererkreis für das Reiss-Museum e. V., die Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz - Mannheimer Altertumsverein von 1859 sowie die beiden in Mannheim aktiven Naturkundevereine.

Besonderen Anteil an der Entwicklung des Museums hatten in den letzten acht Jahren neben seinem hauptamtlichen Team die mittlerweile über 200 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in fast allen Abteilungen mithelfen, die große Arbeitsfülle zu bewältigen. Besonders groß war und ist dabei die Gruppe derer, die ehrenamtlich im Bereich der Denkmalpflege und des seit September 1997 unter der Regie der „Reiss-Museum-Service GmbH“ stehenden Museumsshops tätig sind. Die vielen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bilden darüber hinaus eine wichtige Lobby des Museums gegenüber den politischen Gremien und in der Öffentlichkeit.

Nachdem es in den vergangenen Jahren in gemeinsamer Anstrengung gelang, das Reiss-Museum zu einem beliebten Kulturtreffpunkt des Rhein-Neckar-Dreiecks werden zu lassen, stellt sich nun - Ende der 1990er Jahre - die Frage, wie dieser Status erhalten und weiter ausgebaut werden kann. Ausstellungs- und Publikationsprojekte, die verwirklicht werden sollen, gibt es in großer Zahl. Immer schwieriger wird jedoch die Finanzierung dieser Aktivitäten. Zwar gilt für fast jede Ausstellung, daß ihr kommerzielles Ergebnis mit einem Risiko behaftet ist, dennoch bereitet die Finanzierung



Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz (1724/43–1799) mit Kurfürstenmantel und Großkreuz mit Kette des Obersten Ordensmeisters des hochadeligen Hubertus-Ritterordens. Gemalt zu seinem zwanzigjährigen Regierungsjubiläum 1763. Öl auf Leinwand, signiert und datiert, 1763. Anna Dorothea Therbusch-Lisiewska (Berlin 1721– Berlin 1782, tätig vor allem in Berlin und für den preußischen Königshof, 1761–63 in Stuttgart und Mannheim, 1765–69 in Paris, Brüssel und den Niederlanden. 1763 Ernennung zur Kurpfälzischen Hofmalerin). Reiss-Museum Mannheim, Kunstgeschichtliche Sammlungen

der großen Projekte – wie zum Beispiel der 1999/2000 geplanten Ausstellung „Lebenslust und Frömmigkeit – Kurfürst Carl Theodor und

seine Zeit“ oder der internationalen Präsentation „Europas Mitte um 1000“, die vom Deutschen Historischen Museum Berlin und dem

Präsidium der Deutschen Altertumsverbände erarbeitet und im Jahr 2001 im Reiss-Museum präsentiert wird – fast weniger Sorge als die Finanzierung der kleineren Ausstellungen, die natürlich ebenso sehr zu einem lebendigen Museum gehören. Die Praxis der letzten Jahre hat gezeigt, daß es einfacher ist, für spektakuläre Projekte Sponsoren zu finden als für kleine „Orchideen“-Ausstellungen.

Auch die vielen Einzelveranstaltungen, die in den letzten Jahren wesentlich dazu beigetragen haben, daß das Reiss-Museum zu einem beliebten Kulturtreffpunkt geworden ist, müssen in Zukunft noch mehr als bisher unter dem Gesichtspunkt ihrer Finanzierbarkeit gesehen werden. Im Klartext heißt dies, daß im Grunde für jede Veranstaltung ein Sponsor gefunden sein muß, bevor sie angekündigt werden kann. Auch hier gilt, daß es für Projekte mit mittlerweile überregional anerkannten Künstlern – wie zum Beispiel dem Geiger Friedemann Eichhorn und dem Pianisten Peer Findeisen in der Reihe „Musik genießen“ – leichter ist, Sponsoren zu finden als für Konzerte mit jungen, noch unbekanntem Nachwuchskünstlern, die gerade ihr Studium abgeschlossen haben. Eine langfristige Absicherung der Konzertaktivitäten wird daher wohl nur dann gelingen, wenn ein Veranstaltungsfonds eingerichtet wird, dessen Kapitalerträge für die Finanzierung der Veranstaltungen zweckbestimmt sind. Eine Institution, in der ein derartiger Fonds gut aufgehoben wäre, ist die „Stiftung für das Reiss-Museum“, die 1996 gegründet wurde. Die Kapitalerträge der Stiftung werden zur Zeit dazu genutzt, eine Volontärstelle für das Reiss-Museum zu finanzieren, aber bei Aufstockung der Stiftung wäre natürlich Raum für weitere zweckbestimmte Förderungen.

Ein anderes Instrument zur Förderung und finanziellen Absicherung des Reiss-Museums ist die „Gemeinnützige Förderungsgesellschaft mbH“, die für große Sonderausstellungen Ausfallbürgschaften bereitstellt. Da die Erfahrungen der vergangenen Jahre gezeigt haben, daß Ausstellungen trotz hoher Besucherzahlen aus den unterschiedlichsten Gründen notleidend werden können, ist gerade diese Form der För-

derung unverzichtbar, um das Risiko bei Ausstellungen zu minimieren. Die Aufstockung des Kapitals der Förderungsgesellschaft ist daher ein Ziel, das in den nächsten Jahren nachdrücklich verfolgt werden sollte.

Um Anreize für die Förderung des Reiss-Museums zu geben, wurde in den vergangenen Monaten das Konzept „Paten für Projekte gesucht“ entwickelt. Gestaffelt nach der Höhe der Förderung, die dem Veranstaltungsfonds oder der „Gemeinnützigen Förderungsgesellschaft“ zur Verfügung gestellt wird, wird dem „Paten“ die Möglichkeit eingeräumt, einen bestimmten Raum des Museums auf zehn Jahre mit seinem Namen zu verbinden. Dieses Konzept, das übrigens in ähnlicher Form beim Städel in Frankfurt zu Einnahmen in geradezu beneidenswerter Höhe geführt hat, ist möglicherweise auch ein guter Ansatzpunkt für die größte Aufgabe, die es in den kommenden Jahren für das Reiss-Museum zu bewältigen gilt: die Sanierung des Zeughauses. Das Gebäude, das nach Plänen von Peter Anton von Verschaffelt in der Regierungszeit von Kurfürst Carl Theodor errichtet wurde, wäre nach seiner Sanierung und der damit verbundenen Wiederherstellung des historischen Daches ein Schmuckstück und damit der denkbar würdigste Rahmen für die Präsentation der Kunst-, Stadt- und Theatergeschichtlichen Sammlungen der Stadt Mannheim.

Es ist zu hoffen, daß die Pläne realisiert werden können, diese Sanierung des Gebäudes bis zum Stadtjubiläum im Jahr 2007 zu verwirklichen. Denn es gäbe wohl keinen schöneren und geeigneteren Rahmen für eine Jubiläumsausstellung der dann 400 Jahre alten Stadt Mannheim als ihr in neuem Glanz wiederhergestelltes Zeughaus.

Anschrift der Autorin:
Prof. Dr. Karin von Welck
Generalsekretärin
KulturStiftung der Länder
Kurfürstendamm 102
10711 Berlin

Mannheim und der badische Thronwechsel von 1830

Zu einer Neuerwerbung des Reiss-Museums Mannheim

Im Oktober 1995 konnte in Baden-Baden auf der Versteigerung der Sammlung von Kunstschätzen der Markgrafen und Großherzöge von Baden ein besonderer Pokal für das Reiss-Museum gesichert werden: der Huldigungspokal der Stadt Mannheim von 1830. Die Neuerwerbung ergänzt und bereichert im Museum eine Sammlung von Bildern, Büchern, Zeitungsberichten und Dokumenten vom Mai 1830, die sich auf den ersten offiziellen Besuch von Großherzog Leopold

(1790–1852) in Mannheim bezieht. Diese Sammlung veranschaulicht die zahlreichen Aktivitäten, die Mannheim aus diesem Anlaß veranstaltet hat, und die Hoffnungen, die in der Stadt an den badischen Thronwechsel von 1830 geknüpft wurden.

DER HULDIGUNGSPOKAL

Der silberne, teilvergoldete Huldigungspokal von 1830 (Abb. 1) wiegt gut 620 Gramm



Der Mannheimer Huldigungspokal von 1830



Gezeichnet von H. Weidmann

Gravirt von J. G. Schmitt

LEOPOLD

*Großherzog
Herzog von
Baden im Grand Duché*



*von Baden
Zähringen
und im Großherzogthum*

M. A. V.

1852

Leopold, Großherzog von Baden (1790–1852)

und ist 22 cm hoch. Er trägt auf der Außenwandung seiner Kupa das Mannheimer Stadtwappen, die Wolfsangel im Schild, sowie den Dreizeiler:

„Mannheim begrüßte den LANDESVATER
am 6 Mai 1830“

Zwei Stempelmarken befinden sich am Rand des Fußes: der Name „Keller“ und die Zahl „13“. „Keller“ verweist auf den Mannheimer Gold- und Silberwaren-Händler Johann Georg Keller, der ein Geschäft in E 2,17 besaß. Die eingestempelte Zahl bedeutet 13-lötig, was etwa unserem 800er Silber entspricht¹.

Das eigens für diesen Pokal gearbeitete Futteral besteht aus zwei Hälften, die durch vier Haken und Ösen zusammengehalten werden. Als Material diente Pappmaché, das innen mit weißem Baumwoll-Samt ausgekleidet und außen mit rotem Maroquin-Papier überzogen wurde. In Goldprägung erscheint auf der einen Seite das Großherzoglich Badische Wappen und auf der anderen das Mannheimer Stadtwappen. In die umlaufende Ornamentborte ist der Name „C. May/Mannheim“ eingefügt, ein Hinweis auf den Mannheimer Buchbindermeister Carl May.

Dieser Silberpokal wurde – die Gravur hat das genaue Datum festgehalten – Großherzog Leopold (Abb. 2) bei seinem ersten offiziellen Besuch der Stadt Mannheim am 6. Mai 1830 feierlich überreicht. Leopold, der fünf Wochen zuvor seinem Halbbruder Ludwig (1763–1830) auf den badischen Thron gefolgt war, machte anlässlich seines Regierungsantritts eine Rundreise durch Baden, begleitet von Großherzogin Sophie und seinen beiden Brüdern, den Markgrafen Wilhelm und Maximilian.

Der Huldigungspokal stellte das Begrüßungsgeschenk der Mannheimer dar: Beim Betreten der Stadt hielt Oberbürgermeister Möhl eine Ansprache. Danach nahm der Großherzog diesen „neuen silbernen Pokal“ gefüllt mit „über 100 Jahre altem vaterländischen Ehrenwein“ von den zehn ältesten Mannheimer Bürgern entgegen. Gleichzeitig durften die zehn jüngsten Bürgerkinder Großherzogin Sophie einen Blütenkranz reichen. Eines der Kinder, der vierjährige Franz Carl Stein

(1826–1874), wurde damals porträtiert, wie er – in die badischen Landesfarben gekleidet – seine Mütze schwenkend die neue Landesherrschaft begrüßt (Abb. 3).

DIE MANNHEIMER FESTWOCHE

Über den Verlauf der Mannheimer Feierlichkeiten vom 6. bis 13. Mai 1830, die nur von einem Besuch in Heidelberg unterbrochen wurden, sind wir relativ gut unterrichtet: Denn von der festlichen Einholung des „ersehten Fürstenpaares“ am 6. Mai 1830 an der Gemarkungsgrenze bis zum „Schmerzgefühl beim Scheiden des geliebten Regenten“ am 13. 5. 1830 berichten gedruckte Programme, Extrablätter des Mannheimer Tageblatts und eine aus diesem Anlaß gedruckte Broschüre ausführlich über das gesamte umfangreiche Festprogramm². Dieses enthielt in bunter Folge repräsentative und volkstümliche Feierlichkeiten. So wechselten Paraden, Empfänge, Ehrenbankette und Wohltätigkeitsveranstaltungen mit „angeordneten Volksfesten“ bei Tage und festlicher Beleuchtung und Feuerwerk bei Nacht. Militärsalut folgte auf Bürgerjubiläum, Festfahrten zu Land und zu Wasser wetterferten mit Veranstaltungen im Schloß und auf den Straßen und Plätzen der Stadt. Zur Begleitung der Gäste wurde eigens eine „Bürger-Ehrgarde zu Pferd“ aufgestellt, deren Statuten sich – in roten Samt gebunden – im Reiss-Museum erhalten haben.

Die Berichterstattung über alle diese Veranstaltungen bemüht sich sehr, ein möglichst farbenprächtiges Bild vom festlich geschmückten Mannheim zu vermitteln. Geschildert werden die zahlreichen gelb-roten badischen „Fahnen, die aus allen Häusern wehten“, die vielen „Blumengewinde, blühenden Sträucher, die Teppiche (und) Tapeten, die die Fenster schmückten“ und nicht zuletzt die zahlreichen Transparente mit Glückwünschen für das Herrscherpaar oder mit patriotischen Sinsprüchen.

Aber auch bildlich wurden Höhepunkte der Festwoche für Zeitgenossen und Nachwelt festgehalten. So das „Weinspringen auf dem Paradeplatz“, dem die Steindruckerei C. Lamina ein Gedenkblatt widmete (Abb. 4). Bei diesem großen Volksfest hatte man auf



Der vierjährige Franz Carl Stein (1826–1874) bei der Begrüßung des neuen Landesherrn

dem Paradeplatz das „Monument mit Blumen und Laubwerk verziert“ und in einen Weinbrunnen verwandelt: „Vier Röhren entströmte der Wein, weisser sowohl als rother, und lud alles Volk ein, auf das Wohl des angebeteten Fürsten, alter Sitte gemäss, den Becher zu leeren.“ In einem der zahlreichen in die Berichterstattung eingestreuten vielstrophigen Huldigungsgedichte und „Jubelgesänge“ in Versform reimte man:

„Mannheim soll der Landesvater nennen
Die gute Stadt am Rhein

Am Rhein, am Rhein, da lebt die
wahre Treue,
Nicht Heuchelei noch Schein,
Geläutert, wie des Himmels heitre Bläue,
Voll Kraft, wie unser Wein.
Am Rhein, am Rhein herrscht
jubelndes Entzücken,
Die Brunnen geben Wein;
Am Freudenborn darf jeder sich erquicken,
Gesegnet sey der Rhein!“

Wort und Bild erwecken den Eindruck, daß
Mannheim in dieser Festwoche alles aufgeboten

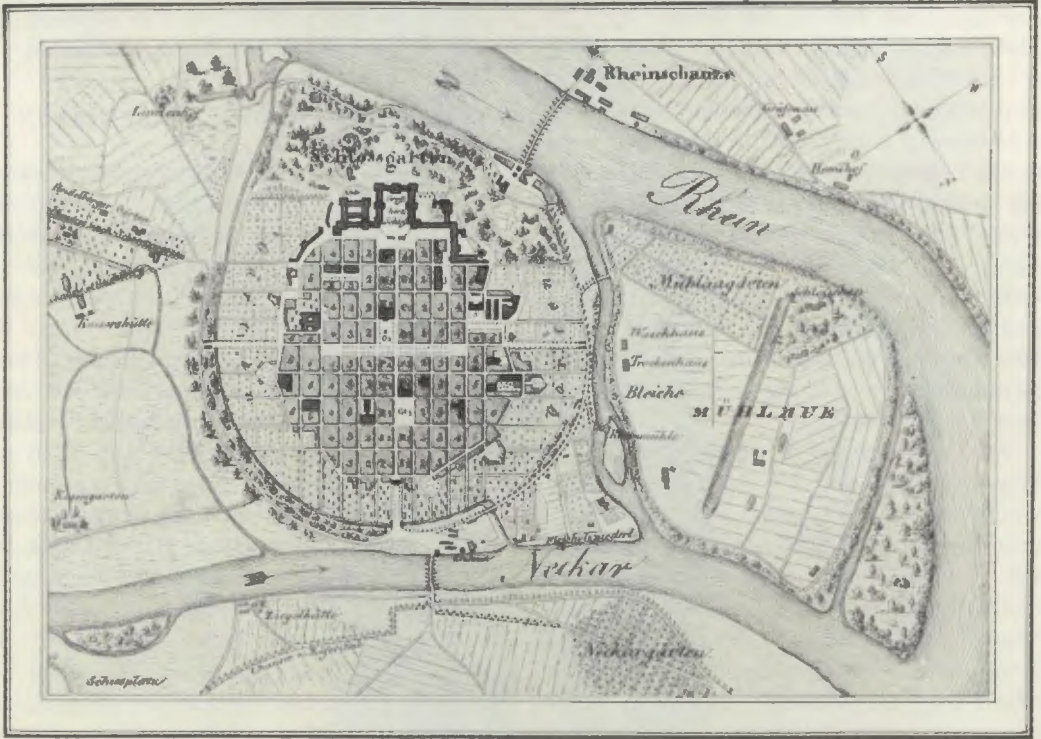


*Das Weinspringen auf dem Paradeplatz in Mannheim in Gegenwart
Ihrer Königlichen Hoheit des Großherzogs und der Großherzogin von Baden
den 7ten. Mai 1830.*

Das „Weinspringen auf dem Paradeplatz“. Lithographie von Franz Anton Wüstner, gedruckt bei Carl Lamina 1830

PLAN

von der Stadt Mannheim und den nächsten Umgebungen 1830.



ERKLÄRUNG.

Concordia Kirche	R 2	1 Harmonie	D 2	6 Tuchthaus	Q 8	11
Dreimigkats Kirche	G 4	18 Kaufhaus	N 1	4 Paradeplatz	O 1	-
Jesuiten Kirche	A 4	3 Zeughaus	C 6	1 Infanterie Caserne	C 6	1, 2
Entene Pfarrkirche	F 1	8 Sternwarte	A 4	6 Cavallerie Caserne	M 5	4
Capuciner Kirche	N 5	1 Rathhaus	F 1	5 Artillerie Caserne	O 6	1
Wönnenkirche	L 1	1 Lyceum	A 4	1 Theater	B 3	1
Spitalkirche	E 6	1 Irrenhaus	R 5	1		

Plan der Stadt Mannheim aus der Festschrift von 1830

hatte, was bei solchen Anlässen üblich war – und vielleicht sogar ein wenig mehr. Dabei hatte man in der Stadt für die Vorbereitung der zahlreichen Aktivitäten relativ wenig Zeit. Denn erst am 5. April 1830, als Stadtdirektor Wundt und Oberbürgermeister Möhl sich in Karlsruhe aufhielten, wurde ihnen eröffnet, daß der neue Landesherr gedenke, der Quadratesstadt Anfang Mai einen mehrtägigen Besuch abzustatten. Dieser frühe Besuchstermin war zwar äußerst ehrenvoll, stellte aber zugleich das Organisationstalent der Stadtverwaltung und die persönliche Einsatzbe-

reitschaft der Mannheimer Bürger auf eine harte Probe – ließ er doch nur rund vier Wochen für die Vorbereitungen alles dessen, was man vorhatte – und das war eine ganze Menge.

DIE FESTSCHRIFT

Außer einem Huldigungspokal schien eine Festschrift mit einer Selbstdarstellung der Stadt unverzichtbar. Die Gestaltung dieser „Historisch-topographisch-statistischen Skizze von Mannheim“ wurde dem Mannheimer Litho-

graphen Rudolf Schlicht übertragen. Schlicht galt damals als Experte für Gelegenheitsdrucke dieser Art. Ein Jahr zuvor hatte er den Besuch Ludwigs I. von Bayern am 7. Juni 1829 im „Handlungsetablisement in der Rheinschanze“ im Bilde festgehalten. Als 1830 nun ein ansprechendes Porträt auch der Stadt Mannheim benötigt wurde, wandte man sich erneut an den Lithographen Schlicht, dem es tatsächlich gelang, den Auftrag fristgerecht auszuführen: Am 7. Mai 1830 konnte Stadtdirektor Wundt dem neuen Landesherrn die Festgabe feierlich überreichen. „Seine Kgl. Hoheit“, so wird berichtet, „nahmen dieses elegant gebundene Werkchen gütigst an, und ertheilten dabei die huldvolle Versicherung, daß Sie solches mit Interesse lesen würden“.

Sehr unterhaltsam dürfte die Lektüre allerdings nicht gewesen sein, denn die Festgabe enthält nach einer Dedikation in Goldschrift, einem kurzen Abriß der Geschichte Mannheims und einer Übersicht über die hier tätigen Militär- und Zivilbehörden sowie einer Zusammenstellung der „Kunst-, Lehr- und Wohltätigkeitsanstalten“ vor allem statistische Daten. So erfährt man beispielsweise, daß es in Mannheim damals 1600 Häuser gab, in denen 4452 Familien wohnten. Zur Garnison gehörten 2199 Personen, was sich zu einer Gesamtbevölkerung von 21 535 Personen summierte. Mannheims Gemarkung umfaßte nach diesen Angaben damals 5805 Morgen. Häuser und Straßen beanspruchten davon nicht einmal 4%, während rund 82% als Äcker, Wiesen und Gärten genutzt wurden, ein Faktum, das in den Stadtplänen jener Zeit eindrucksvoll zum Ausdruck kommt (Abb. 5): Die Stadt ist umschlossen von ausgedehnten Grünflächen, die auf dem Gelände der einstigen Festungsanlagen entstanden waren und Mannheim als „Stadt im Gartenkranz“ erscheinen ließen.

Als bildlichen Schmuck enthielt diese Festgabe drei Pläne und eine Ansicht von Mannheim (Abb. 6). Bei dieser Ansicht handelt es sich um eine Lithographie auf gewalztem Chinapapier, die den Blick vom Rhein auf die Stadt zeigt. Allerdings wird nicht – wie früher durchweg üblich – die gesamte Stadt vor dem Betrachter ausgebreitet, sondern vor der Turmsilhouette Mannheims erscheint nur jene Partie am Rhein, zu der die Schiffsbrücke hinführt. Neuer Mittel-

punkt der Darstellung ist der 1828 in Betrieb genommene Mannheimer Freihafen am Rhein. Eine ganze Reihe von Schiffen sind hier vor Anker gegangen, Waren werden entladen, am Ufer stapeln sich Kisten, Fässer und Ballen.

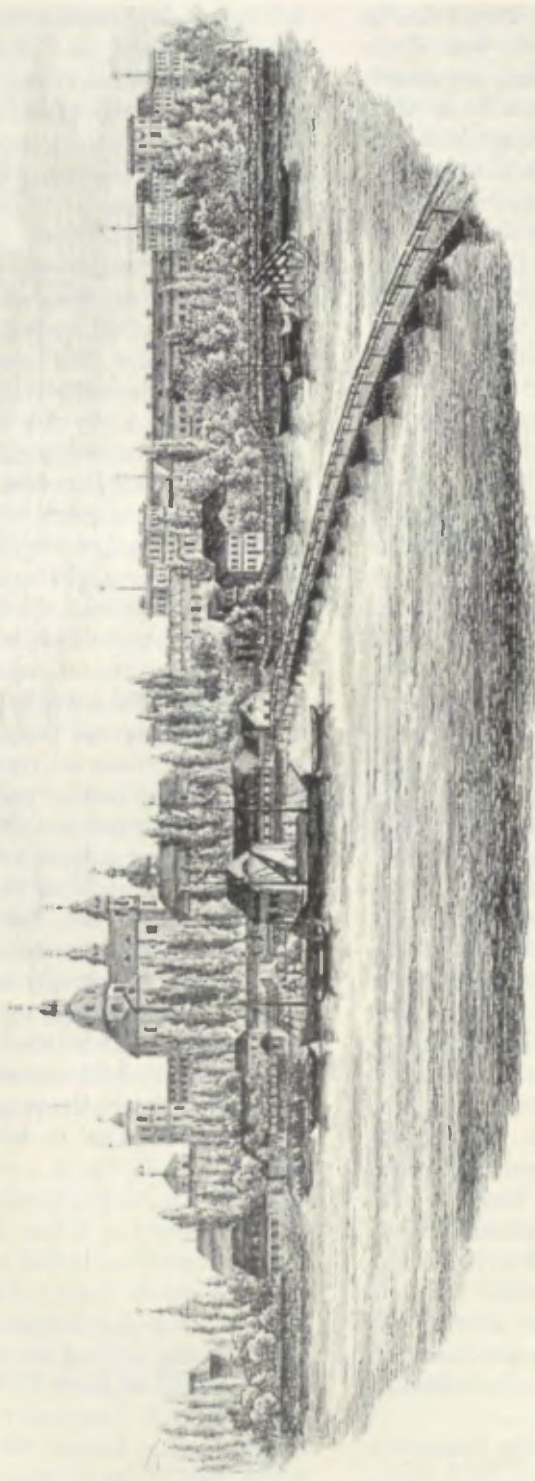
DER MANNHEIMER FREIHAFEN

Diese „Ansicht Mannheims von der Rheinsseite“ zählt zu den frühesten bildlichen Darstellungen des knapp zwei Jahre zuvor eröffneten Mannheimer Rheinhafens. Deutlich läßt sie erkennen, daß dieser Hafen kaum mehr als eine provisorische Schiffslandestelle war. Denn die Ausstattung dieses ersten Mannheimer Hafens dicht unterhalb der Schiffsbrücke war recht bescheiden – trotz aller Beteuerungen der Mannheimer, er sei wohl versehen mit „Lagerhaus und allen zum Ein- und Ausladen nöthigen Requisiten“. Bei der Eröffnung hatte er nicht einmal einen Kranen, so daß man sich zunächst mit einer Wippe behelfen mußte³. Wie zeitgenössische technische Zeichnungen und auch diese Darstellung erkennen lassen, hat man sich die Wippe (bzw. später den Kranen) auf einer von Pontons getragenen Plattform schwimmend vorzustellen. Eine andere Lösung wäre wegen des damals noch weitgehend unbefestigten Mannheimer Rheinuferes und der stark wechselnden Wasserstände des Rheins ungleich schwieriger gewesen. Die schwimmende Plattform war durch einen Steg mit dem Ufer verbunden.

Aber so bescheiden der Schiffslandeplatz auf den heutigen Betrachter auch wirken mag, er war immerhin Mannheims erster Hafen am Rhein! Mehr als zwei Jahrhunderte lang hatte der Neckar als Wasserstraße dem städtischen Handel gedient. Um einen Hafen am Rhein hatte Mannheim jahrzehntelang hartnäckig kämpfen müssen. Erst am 1. September 1828 war es soweit: Die Schiffslandestelle am Mannheimer Rheinufer wurde zum Freihafen deklariert.

DER FREIHAFEN IM FESTPROGRAMM VON 1830

Verständlich also, daß man in Mannheim mit Genugtuung auf das Erreichte verwies und daß man diesen Hafen im Mai 1830 beim Besuch des Großherzogs auch zum Schauplatz für zentrale Veranstaltungen des Festpro-



*. Ansicht der Stadt Mannheim
von der Rheinseite aufgenommen.*

„Ansicht Mannheims von der Rheinseite aufgenommen“. Lithographie aus der Festschrift von 1830

gramms wählte. So wurde beispielsweise für den Großherzog eine Fahrt auf dem Rhein organisiert, bei der ein großes, mit einem Ehrenzelt ausgestattetes und reich mit Blumen- girlanden und badischen Flaggen geschmücktes Schiff in Begleitung von festlich dekorierten Booten und unter den Klängen einer Wassermusik die dargestellte Stromstrecke passierte. Im Freihafen salutierte man mit Böllerschüssen und Flaggen, zehn Frachtschiffe grüßten mit „Lebehoch“, und die Menge jauchzte Hurra. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde mit erheblichem pyrotechnischen Aufwand ein Feuerwerk auf dem Rhein gezündet, das in einem Schauspiel besonderer Art gipfelte: Viertausend Lämpchen ließen im Freihafen die Konturen eines stattlichen Frachtschiffes wie eine Lichtgestalt vor den Zuschauern erstehen, langsam bewegte es sich in der Strömung des Rheins, der – wie man damals gern und voller Hoffnung formulierte – „die Stadt Mannheim mit dem Weltmeer in Verbindung“ bringen werde.

Rhein und Freihafen, die auf diese Weise im Mai 1830 zum Schauplatz offizieller Feierlichkeiten wurden, waren aber auch noch in anderer Weise im Festprogramm präsent. Am ersten Abend des großherzoglichen Besuchs in Mannheim gab es eine große Illumination der Stadt, bei der keineswegs nur die öffentlichen Gebäude geschmückt und beleuchtet waren. Auch Bürger wetteiferten mit einer dem Anlaß entsprechenden aufwendigen Dekoration ihrer Häuser, wobei Zahl und Größe der angebrachten Transparente allenfalls durch den Geldbeutel Grenzen gesetzt wurde. Viele der im Festbericht geschilderten Dekorationen zeigten erwartungsgemäß überlieferte Motive, vor allem solche, die sich auf die Person des neuen Landesvaters beziehen ließen: Wappen, traditionelle Glücksymbole oder allegorischen Figurenschmuck, wie er bei öffentlichen Bekundungen der Verbundenheit von Dynastie und Volk seit langem üblich war und auch zwei Monate vor Ausbruch der Julirevolution durchaus noch zu den unreflektierten Selbstverständlichkeiten des Festrepertoires gehörte.

Allerdings fällt auf, daß als Dekoration offenbar auch immer wieder Ansichten Mannheims von der Rheinseite Verwendung fanden, „wobei“, das hat die Berichterstattung ausdrücklich vermerkt, „insbesondere die Rhein-

brücke und der Freihafen ins Auge fallen“. Dieser Freihafen war im Mai 1830 offenbar das Thema des Tages in Mannheim, und sein Bild war allgegenwärtig in jener Festwoche.

DIE ERWARTUNGEN DER MANNHEIMER

In Mannheim war man auf den Freihafen offensichtlich sehr stolz – aus heutiger Sicht durchaus berechtigt, vollzog sich durch diesen Hafen doch die Wendung der Stadt vom Neckar zum Rhein, ein für die Zukunft Mannheims höchst folgenreicher Vorgang. Allerdings war man in Mannheim realistisch genug zu erkennen, daß die damalige bescheidene Anlage bestenfalls ein erster Schritt war und daß der badische Staat für einen konsequenten weiteren Ausbau gewonnen werden mußte. Denn schon zeichneten sich durch die Nutzung der Dampfkraft als Schiffsantrieb grundlegende Veränderungen in der europäischen Binnenschifffahrt ab. Und wenn auch auf der Darstellung der Mannheimer Festschrift im Freihafen noch ausschließlich die traditionellen Treidelschiffe zu sehen sind, so war doch zum damaligen Zeitpunkt bereits absehbar, daß das Dampfschiff seinen auf dem Niederrhein begonnenen Siegeszug bald auch auf dem Oberrhein fortsetzen würde. Schon 1825 hatte hier das Dampfschiff „De Rijn“ eine erste Stromunternehmung unternommen⁴. Bereits vier Wochen nach dem Besuch des Großherzogs in Mannheim, am 5. Juni 1830, konnte der regelmäßige Dampfschiffdienst zwischen Mannheim und Mainz mit dem Dampfboot „Ludwig“ aufgenommen werden, wobei die Passagiere Anschluß an die Boote nach Frankfurt, Köln, den Niederlanden und London hatten.

Für Mannheim schien die Teilnahme am weiträumigen Rheinhandel zwingende Notwendigkeit, hatte die Stadt mit der Auflösung des kurpfälzischen Staatsverbands doch ihre zentrale Stellung verloren, die sie nach dem Wegzug des Hofes im Jahre 1778 als Landeshauptstadt immerhin – wenn auch mit Mühe – noch hatte behaupten können. Mit dem Übergang an Baden 1802/3 war die Stadt in eine Randlage geraten und von weiten Teilen ihres natürlichen Hinterlandes abgeschnitten, behinderten die rigiden Zollschranken doch zeitweise selbst den

Kleinhandel über den Rhein. Mannheim war 1830 zwar weit und breit die größte Stadt, aber es war eine Grenzstadt mit allen daraus resultierenden wirtschaftlichen Nachteilen. Eine Stadt also mit ungewisser Zukunft, aber keineswegs mutlos, sondern mit weitreichenden Plänen, für die man den badischen Großherzog zu gewinnen suchte. „Mannheim“ formulierte man, „ist vermöge seiner Lage für eine Handelsstadt zu sehr geeignet, als daß man nicht zuversichtlich auf bessere Zeiten hoffen sollte... und wenn unser jetzt regierender hochverehrter Landesvater, Großherzog Leopold... den Handel durch zweckmäßige Einrichtungen und Verordnungen begünstigt, wenn gar endlich einmal mehr Freiheit des Verkehrs gestattet würde... die Stadt Mannheim würde... bald wieder freudig emporblühen zum Heil ihrer Bürger und zu Badens Ehre“.

Damit sind deutlich die Hoffnungen ausgesprochen, die Mannheim damals an die Gunst seiner verkehrsgeographischen Lage und den freien Rheinhandel knüpfte, gleichzeitig aber auch die Erwartungen, die man beim Regierungsantritt des von Liberalen in ganz Baden begrüßten Landesherrn hegte. Offenbar im Vertrauen auf die appellative Kraft der Wiederholung hat man diese Erwartungen beim Besuch Leopolds in Mannheim auf sehr verschiedene Weise zum Ausdruck gebracht. Großherzog Leopold begegnete bei seinem Besuch in der Quadratesstadt den Mannheimer Wünschen sozusagen auf Schritt und Tritt. Es waren Vorstellungen und Erwartungen, die bekanntlich wenige Jahre später tatsächlich Wirklichkeit wurden, als man 1834 mit dem Bau eines

modernen, auf Dampfschiffverkehr zugeschnittenen Hafens begann, dessen Größe und hervorragende Ausstattung bei seiner Eröffnung 1840 gerühmt wurde. 1830 war all dies erst eine kühne Hoffnung, aber es war eine Hoffnung, die sich mit einem Huldigungspokal „voll vaterländischem Ehrenweins“ trefflich als Trinkspruch formulieren ließ.

Anmerkungen

- 1 Vgl. die Vorstellung des Pokals im Reiss-Museum Mannheim am 17. 1. 1996 durch Dr. Franz Swoboda.
- 2 Dieser ausführlichen Berichterstattung sind die folgenden Zitate entnommen.
- 3 Vgl. Friedrich Facius, Hafenbau und Flußkorrektur. Zur Entstehungsgeschichte der Schiffslandestellen und Hafenanlagen in Mannheim von 1607 bis 1845. In: Mannheimer Hefte 1981/2, S. 78.
- 4 Vgl. Grit Arnscheidt, Das erste Dampfboot auf dem Oberrhein. Die „Strom-Untersuchungs-Reise“ des Jahres 1825 und ihre Bedeutung für Mannheim. In: Mannheimer Hefte 1990/1, S. 38–50.

Grit Arnscheidt:
Mannheim und der badische Thronwechsel von 1830.
Zu einer Neuerwerbung des Reiss-Museums Mannheim

Anschrift der Autorin:
Grit Arnscheidt
Reiss-Museum Mannheim
Zeughaus C 5
68159 Mannheim

Lebenslust und Frömmigkeit – Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz und seine Zeit

Das Ausstellungsprojekt des Reiss-Museums Mannheim
zum Carl-Theodor-Jahr 1999

Am 16. Februar 1999 jährt sich der 200. Todestag von Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz und am 11. Dezember 1999 sein 275. Geburtstag. Anlaß genug, dieses bedeutenden Barockfürsten in einer großen Sonderausstellung zu gedenken. Das Reiss-Museum Mannheim und die „Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz – Mannheimer Altertumsverein von 1859“ würdigen damit das Lebenswerk und die faszinierende Persönlichkeit des für Mannheim, die Kurpfalz sowie den gesamten deutschen Südwesten so bedeutenden Kurfürsten. In Kooperation mit dem Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg und dem Stadtmuseum Düsseldorf dokumentieren sie zugleich den neuesten Stand der historischen wie kunstgeschichtlichen Forschung. Viele der von Carl Theodor während „Mannheims goldenem Zeitalter“ von 1742 bis 1778 initiierten Projekte und Baumaßnahmen prägen noch heute die gesamte Region. Dabei spielen die Kultur- und Bildungspolitik ebenso eine Rolle wie die Wirtschafts- und Sozialpolitik des Kurfürsten sowie seine Wissenschaftsförderung und seine Beziehung zu den Kirchen. Ein besonderes Augenmerk verdienen auch die Denkmalpflegeprojekte des Kurfürsten, denen ein Teil der heutigen Bestände des Reiss-Museums ihr Vorhandensein verdankt. Mit einer Regelung zum Schutz der archäologischen Denkmäler in der Kurpfalz erließ der Kurfürst im Jahre 1749 eines der ersten Denkmalschutzgesetze Deutschlands, dessen 250jährige Wiederkehr auch im Jahre 1999 begangen werden soll.

Im einzelnen wird die Ausstellung folgenden Themenbereiche umfassen:

Der erste Teil der Ausstellung beleuchtet die Kindheit und Jugend des Kurfürsten sowie sein verwandtschaftliches Netzwerk. Die Feierlichkeiten anlässlich der Doppelhochzeit des



Reiss-Museum Mannheim, *Lebenslust und Frömmigkeit*
Kurfürst Carl Theodor und seine Zeit. 26. Oktober 1999
bis 30. April 2000. Schnupftabakdose, vermutlich Frankenthaler Porzellan, um 1760. Innen: Elisabeth Augustine mit dem Bild Carl Theodors. Reiss-Museum, Kunst- und Stadtgeschichte Slg.

Photo: Reiss-Museum



Reiss-Museum Mannheim, Lebenslust und Frömmigkeit. Kurfürst Carl Theodor und seine Zeit. 26. Oktober 1999 bis 30. April 2000. Galantes Paar mit Drehleier und Dudelsack vor einer Rocaille-Duftvase. Modell von Johann Friedrich Lück, Frankenthal, um 1758/60.

Photo: Reiss-Museum

Jahres 1742 sind dabei von besonderem Interesse.

Die Rolle Carl Theodors im Kontext der deutschen und europäischen Mächte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Hauptthema des zweiten Teils, wobei seine diplomatischen Beziehungen und Verflechtungen exemplarisch an den Beispielen Frankreich, Preußen und Sachsen vorgestellt werden sollen. Um zu verdeutlichen, wie es bei offiziellen Empfängen anlässlich repräsentativer Ereignisse zugeht, ist die Inszenierung eines höfischen Festes mit Ordensroben vorgesehen.

Im Gegensatz zum „offiziellen“ Bereich des Hoflebens der zweiten Abteilung steht im dritten Block das private Leben in der Mannheimer Residenz im Mittelpunkt. Dazu gehören die

Themenbereiche Ehefrauen, Mätressen und Kinder, eine Inszenierung der privaten Garderobe bei Hof sowie Vergnügungen wie Reisen und Jagdgesellschaften.

Den Mannheimer Musenhof behandelt der vierte Teil der Ausstellung. Ausführlich werden die Themen Kunst als Mittel der Politik, Förderung von Musik und Theater, die Sammelleienschaft des Kurfürsten, die Frankenthaler Porzellanmanufaktur, die für den Kurfürsten tätigen Hofkünstler sowie die Zeichnungsakademie untersucht. Eine Inszenierung des Antikensaals mit den antiken Statuen der Abgusammlung des Archäologischen Seminars der Universität Mannheim rundet diesen Ausstellungsbereich ab.

Der Förderung der geistes- und naturwissenschaftlichen Forschung durch Kurfürst Carl Theodor ist die fünfte Abteilung der Ausstellung gewidmet. Schwerpunkte bilden Denkmalpflege und Akademie der Wissenschaften, das Verhältnis Carl Theodors zu Voltaire sowie seine ethnographischen, naturkundlichen und numismatischen Sammlungen. Eine Inszenierung mit den Beständen der ehemaligen Hofbibliothek sowie mit Globen und naturwissenschaftlichen Instrumenten soll die wissenschaftlichen Interessen des Kurfürsten vor Augen führen.

Carl Theodors Verdienste als „Landesvater“ beleuchtet ein weiterer Themenbereich der Ausstellung. In ihm sollen als Pendant zur Darstellung des höfischen Lebens sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte, darunter u. a. die Sozialtopographie der Stadt Mannheim, das Manufakturwesen, die medizinischen Schulen, die Pflege der Landwirtschaft, das Militärwesen sowie sein Engagement für das Schul- und Bildungswesen vorgestellt werden.

Ausgehend vom Verhältnis Carl Theodors zur Kirche und speziell zu den Jesuiten werden in der folgenden Abteilung liturgische Gegenstände und Paramente gezeigt, die sich in Mannheim und Umgebung aus der Kurfürstentzeit erhalten haben. Historische Paramente aus den Beständen der Jesuitenkirche sowie der Wallfahrtskirche in Oggersheim zeigen die Prachtentfaltung liturgischer Gewänder der Barockzeit.

Der Schluß der Ausstellung umreißt in großen Zügen die Münchner Zeit Carl Theodors,



Reiss-Museum Mannheim, *Lebenslust und Frömmigkeit. Kurfürst Carl Theodor und seine Zeit*. 26. Oktober 1999 bis 30. April 2000. Kurfürstin Elisabeth Auguste, mit ihren Schwestern musizierend. Ölgemälde von Jan Philips van Schlichter, um 1744.

Photo: Reiss-Museum

wobei die Schwerpunkte auf seine zweite Ehe, seinen Tod und sein Nachleben gelegt werden.

Ausgehend von der Person des Kurfürsten Carl Theodor gibt die Mannheimer Ausstellung einen repräsentativen Überblick über das höfische Leben in Süddeutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie vereint neben den Beständen des Reiss-Museums Mannheim und des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg eine Fülle bislang in dieser Zusammenstellung und Vollständigkeit nie gezeigten Anzahl von Leihgaben, die aus mehr als fünfzig Museen und öffentlichen Sammlungen des In- und Auslandes sowie aus Adels- und Privatbesitz zusammengetragen wurden.

Die Ausstellung wird von 26. Oktober 1999 bis 30. April 2000 in den Häusern D 5 und C 5

(Zeughaus) des Reiss-Museums Mannheim gezeigt. Parallel dazu wird im Hofgebäude des Museums eine große Sonderausstellung zum Thema Musik und Theater zur Carl-Theodor-Zeit zu sehen sein. Das Ausstellungsprojekt ist begleitet von einer Reihe von Konzert- und Theaterveranstaltungen, die über die Jahre 1999/2000 verteilt, an verschiedenen Stellen in Mannheim zur Aufführung gelangen, ferner ist eine Reihe begleitender Exkursionen zu Bauwerken und Denkmälern der Kurfürstenezeit vorgesehen.

Einen glanzvollen Höhepunkt der Präsentation werden die historischen Kostüme einer bedeutenden Sammlung des 18. Jahrhunderts bilden, die das Reiss-Museum im Jahre 1998 durch die Vermittlung seines Fördererkreises



Reiss-Museum Mannheim, Lebenslust und Frömmigkeit. Kurfürst Carl Theodor und seine Zeit. 26. Oktober 1999 bis 30. April 2000. Carl Theodor mit dem Großkreuz des Obersten Ordens-Meisters des Hohen Ritter-Ordens Sancti Huberti. Ölgemälde von Anna Dorothea Therbusch, 1763. Reiss-Museum, Kunst- und Stadtgeschichtliche Slg.

Photo: Reiss-Museum

mit Hilfe eines Mäzens erwerben konnte. Auch Exponate einer wertvollen Sammlung von Musikinstrumenten des 18. Jahrhunderts, die

im Jahr 1998 durch eine Schenkung in das Reiss-Museum gelangten, werden in die Ausstellung integriert werden.

Zur Ausstellung erscheint ein zweibändiger Katalog mit einem etwa 40 Beiträge umfassenden Aufsatzteil zu zahlreichen historischen und künstlerischen Aspekten der Carl-Theodor-Zeit sowie einem Katalogteil, für den die vollständige Dokumentation und Abbildung sämtlicher ausgestellter Objekte vorgesehen ist.

Parallel zur Mannheimer Carl-Theodor-Ausstellung wird das Kurpfälzische Museum der Stadt Heidelberg ab 3. November 1999 eine große Sonderschau zur Kulturgeschichte der Jagd von der Renaissance bis in die Gegenwart veranstalten, wobei der Schwerpunkt auf die höfischen Jagden des 18. Jahrhunderts gelegt wird.

Nach Abschluß der Schau in Mannheim wird die Carl-Theodor-Ausstellung ab Mai 2000 im Stadtmuseum Düsseldorf gezeigt werden.

Photos: Jean Christian

Anschrift des Autors:
Dr. Heinz-Joachim Schulzki
Reiss Museum Mannheim
Postfach 10 30 51
68030 Mannheim

Die Hochzeitsfeier des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz anhand der sächsischen Gesandtschaftsberichte

Am 17. Januar 1742 feierte man in der kurpfälzischen Residenzstadt Mannheim eine Doppelhochzeit. Der regierende Kurfürst Carl Philipp aus dem Hause Pfalz-Neuburg verheiratete seine beiden ältesten Enkeltöchter, seine einzigen Blutsverwandten. Die älteste Enkelin, Elisabeth Augusta, wurde mit dem Nachfolger Carl Theodor, Herzog von Pfalz-Sulzbach und Marquis von Bergen op Zoom, verheiratet. Dadurch wollte Carl Philipp einem Mitglied seiner Familie, wenn auch nur über den weiblichen Zweig, die Herrschaft über die Kurpfalz sichern. Die zweitälteste Enkelin des pfälzischen Kurfürsten, Maria Anna, vermählte man mit Herzog Clemens Franz von Bayern. Somit wurden die einander entfremdeten Linien der Wittelsbacher in Bayern und der Pfalz wieder angenähert. Standen sich doch beide Wittelsbacher Linien noch im Dreißigjährigen Krieg feindliche gegenüber und waren auch konfessionell verschieden. Die Doppelhochzeit, welche am 21. Geburtstag von Elisabeth Augusta stattfand, war eine große Machtdemonstration des Hauses Wittelsbach. Kurfürst Carl Albrecht von Bayern strebte die Deutsche Kaiserwürde an und hatte sich zuvor schon zum König von Böhmen proklamieren lassen. Die Kaiserwahl in Frankfurt am Main wartete man in Mannheim ab. Dabei waren fast alle damals lebenden Wittelsbacher in der kurpfälzischen Residenzstadt versammelt. Die Stadt Mannheim, die zwar 1720 von Carl Philipp zur neuen kurpfälzischen Residenzstadt bestimmt worden war, hatte durch den frühen Tod der einzigen Tochter des Kurfürsten und ihres Mannes sowie

durch das hohe Alter von Carl Philipp kaum ein barockes Festleben gekannt. Dies wurde nun in wenigen Tagen überaus prächtig, aber auch teuer für die Stadt, nachgeholt. Schon 1738 begann man mit dem Bau eines Opernhause durch Alesandro Galli da Bibiena aus der berühmten Theaterarchitektenfamilie. Zur Doppelhochzeit wurde der Bau eingeweiht.

Als Quellen über „das gedoppelte hohe Beylager“ dient einmal als gedruckte Quelle das „Vollständiges Diarium von den Merckwürdigsten Begebenheiten, Die sich vor, in und nach der Höchst=Beglückten Wahl und Crönung Des Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Carls des VII. Erwehlten Römischen Kayser, zu allen Zeiten Mehrern des Reichs, in Germanien und Boheim Königs, in Ober= und Nieder=Bayern, auch des Oberen Pfaltz Hertzogs, Pfaltzgrafen bey Rhein, Ertzhertzogen zu Oesterreich, Landgrafen zu Leuchtenberg, ... Im gantzen Heil. Röm. Reichs, und sonderlich in dieser Freyen Reichs=und Wahl=Stadt Franckfurt am Mayn zugetragen. Nebst umständlicher Beschreibung der Ein=und Aufzüge, Freuden=Feste, und übrigen feyerlichen Handlungen sammt vielen Urkunden, Portraits, und andern Kupferstichen; auch einen Anhang von Beylagern / und ausführlichen Register.“¹ aus dem Jahr 1742. Das Diarium listet chronologisch die Festereignisse vom 13. bis 20. Januar 1742 in Mannheim auf. Als weitere Quelle befinden sich im Stadtarchiv Mannheim² die Tagebuchaufzeichnungen von Felix Andreas Oefele (1706–1780). Er war Erzieher des Her-



*Der Hofstaat im Rittersaal des Mannheimer Schlosses.
Fest anlässlich der Hochzeit des Kurfürsten am 17. Januar 1999.*

zogs Clemens Franz von Bayern und begleitete ihn nun auf seiner Hochzeitsreise. Als dritte bisher unveröffentlichte Quelle dienen die Gesandtschaftsberichte an den sächsischen Hof in Dresden. Alle drei Quellen differieren etwas in der Chronologie der Festereignisse. So legte der Chronist Oefele teils persönliche Schwerpunkte und schien nicht überall dabeigewesen zu sein, da bei ihm völlig die Eröffnung des neuen Opernhauses mit einer Festoper anlässlich der Hochzeit fehlt. Da der kunstsinnige sächsische Hof großes Interesse an kulturellen Ereignissen anderer Höfe hatte, sind die Gesandtschaftsberichte, die über die Hochzeit nach Dresden gelangten, sicher die aufschlußreichsten. Sie lagern heute geschlossen im Sächsischen Hauptstaatsarchiv³ in Dresden und sind als bisher wenig verwendete Quelle über die Kurpfalz des 18. Jahrhunderts ein kaum erforschter Schatz. Der damalige „Legations-Sekretär Scheffer“ war für die Höfe in Mannheim und Mainz zuständig. Er schrieb in der damaligen Diplomatensprache auf französisch, wobei er sich lateinischer Buchstaben bediente, in die sich ab und zu Buchstaben der deutschen Schreibschrift des 18. Jahrhunderts mischten. Insgesamt handelt es sich um drei Briefe, die über die Feierlichkeiten der Doppelhochzeit in Mannheim informieren.

Im Brief vom 13. Januar 1742 schrieb Scheffer nach Dresden, daß die Hochzeit nicht vor Mittwoch, den 17. Januar, stattfinden kann, da es der König von Böhmen nicht rechtzeitig schafft, vor Dienstag in Mannheim einzutreffen. Der König von Böhmen (Kurfürst Carl Albrecht von Bayern) wird mit seiner Ehefrau, dem Thronfolger (der spätere Kurfürst Max III. Joseph), und der ältesten Prinzessin (Maria Antonia Walpurgis, später vermählt mit Friedrich Christian von Sachsen) sowie einem Gefolge von 181 Personen in Mannheim erwartet. Am 13. Januar traf schon Kurfürst Clemens August von Köln mit einem Gefolge von 36 Kavaliern seines Hofes ein.

Dieser nahm die Trauung der Brautpaare vor sowie später die Krönung seines Bruders Carl Albrecht zum Deutschen Kaiser in Frankfurt.

Am 14. Januar erwartete man als weitere Gäste den Prinzen Theodor von Bayern (Bischof von Lüttich, Regensburg und Freising)

und Monsignor Doria (?) (das Original ist an dieser Stelle über den Rand beschrieben und wurde dadurch unleserlich), als Gesandter des Papstes. Nicht sicher ist, ob der Marschall Belle-Isle von Frankreich aus Frankfurt kommen kann, da er noch indisponiert war.

Als Vorausschau berichtete der sächsische Gesandte, daß man in Mannheim am Tag nach der Hochzeit zum ersten mal eine Oper geben wird und am folgenden Tag eine Illumination der Stadt vom kurfürstlichen Schloß bis zum Neckartor stattfinden soll.

Im Brief vom 18. Januar 1742 schilderte Scheffer nach Dresden, daß am Vortag um sechs Uhr der Kurfürst Carl Philipp seine bayerischen Gäste vor Freude weinend empfangen hatte. Es folgt eine detaillierte Darstellung über die Hochzeit am 17. Januar 1742. Scheffer berichtete sehr ausführlich den Einzug der Brautpaare in die Hofkirche, denen 20 Hofkavaliere mit brennenden Kerzenleuchtern vorausgingen. Beim Eintritt in die Hofkirche rührte das angetretene Militär die Trommeln. Kurfürst Carl Philipp wohnte der Trauungszeremonie in seinem Oratorium in der Hofkirche bei, hinter einem Paravant vor Zugluft geschützt. Die Trauung selber nahm Kurfürst Clemens August von Köln vor. Während des anschließenden Te Deums feuerte man Salut mit sämtliche Kanonen auf den Wällen der Festung. Danach nahmen die Frischvermählten die Glückwünsche des Hofes entgegen, worauf man eine öffentliche Tafel an vier Tischen abhielt. Am Tisch des Königs von Böhmen speisten 14 Personen, darunter als weiterer Gast ein Prinz von Nassau. An den drei weiteren Tischen waren jeweils 24 Gedecke aufgelegt. Interessanterweise wird der Hausherr Carl Philipp hier nicht erwähnt. Darüber gibt uns nun der Chronist Oefele Auskunft. Er schrieb, daß der 80jährige pfälzische Kurfürst „...so zu einer genauen Diät sich angewehnet, nicht etwan dero Gesundheit einer Gefahr aussetzen möchte, ...“⁴, so ergänzen sich die Berichte ausgezeichnet. Nach dem „Soupper“ gab es einen Ball, der mit einer Polonaise begann. Dabei führte Kurfürst Carl Philipp die Tanzenden an, wobei er in einem Rollstuhl von zwei Kammerherren geschoben wurde. Die Hofkavaliere trugen dazu wiederum brennende Kerzenleuchter in der Hand⁵. Anschließend tanzte der König von

Böhmen ein Menuett mit Elisabeth Augusta und Carl Theodor mit der Königin von Böhmen.

Hinterher tanzten jeweils die Prinzen und Prinzessinnen miteinander bis Mitternacht, danach zogen sich alle zurück.

Erst am 23. Januar informierte Scheffer den sächsischen Hof über die weiteren Feste in Mannheim.

Am 18. Januar gab man die beiden ersten Akte der Oper, die er dem Bericht beilegte. Es handelt sich dabei um die Festoper „Meride“, komponiert vom kurpfälzischen Kapellmeister Carlo Grua zu einem Libretto des kaiserlichen Hofpoeten Giovanni Claudio Pasquini. Das Libretto blieb uns erhalten⁶, leider ging die Musik dazu verloren. Auch im Dresdener Archiv findet sich kein weiterer Hinweis auf die Noten.

Am 19. Januar reiste Kurfürst Clemens August nach Frankfurt zur Kaiserkrönung seines Bruders Carl Albrecht. An diesem Tag wurde die Stadt Mannheim festlich illuminiert, wobei man 2000 Wahrzeichen in deutscher und lateinischer Sprache aus Lichtern gestaltete. Im Stadtarchiv Mannheim finden sich dafür Rechnungen über 23 600 irdene Töpfe, welche die Mannheimer Hafnerzunft für die Lichter anfertigte. Abgerechnet wurden 100 Tiegel für einen Gulden und 16 Kreuzer, welche die Stadt bezahlen mußte. Dafür wurden auch 70 Zentner Unschlitt (Talg) benötigt. Die Kosten von 1750 Gulden bürdete man ebenfalls der Residenzstadt auf⁷.

Am 20. Januar brach Prinz Theodor von Bayern gleichfalls nach Frankfurt auf, während es am Mannheimer Hof eine Assemblée (festliche Versammlung des Adels) gab, die sehr zahlreich besucht war. Scheffer erwähnte auch die zauberhafte Ausstattung der Feste, auch bedingt durch die Galakleidung der Gäste, deren Liste er versprach nach Dresden zu schicken. Leider ist diese Liste ebenfalls nicht mehr vorhanden. Jeden Tag wurde öffentliche Hoftafel gehalten.

Am 21. Januar kam als weiterer Gast Prinz Wilhelm von Hessen-Kassel an, und an diesem Tag erst führte man den dritten Akt der Festoper „Meride“ auf. Scheffer ist bisher der einzige, der von dieser Zerteilung der Oper berichtet. Als Erklärung sind wir auf Vermutungen angewiesen. Vielleicht wollte man den Gästen

keinen vierstündigen Opernbesuch im winterlich kalten Opernhaus zumuten, da dieses nicht heizbar war. Auch in späteren Tagen wurde die berühmte „Karlsoper“ im November einigemal wegen Kälte verschoben, wie der damalige sächsische Gesandte Graf Riaucour nach Dresden berichtete. Die Oper „Meride“ wiederholte man am 19. November 1742 anlässlich des Namens-tages von Elisabeth Augusta.

Dazu schrieb Oefele: „Weilen aber die fürstliche Loge dem größten Wind exponiert und die Opera 4 Stund gedauert, auch ein ziemlich kaltes Wetter eingefallen, so haben sich Ihre Churfürstliche Durchlaucht das davon Ihnen zugetragene Ungemach zwar nit anmerken lassen, dabey aber vor vielen nicht verbergen können“⁸. An dieser Erkältung verstarb am 31. Dezember 1742 Kurfürst Carl Philipp von der Pfalz.

Am 22. Januar 1742 veranstaltete man einen Maskenball, der bis Mitternacht dauerte. Es trafen noch weitere auswärtige Gesandte in Mannheim ein, nun nicht mehr als Hochzeitsgäste, sondern um eine Audienz beim frischgewählten Kaiser Carl Albrecht zu erhalten. Die Festivitäten erhielten durch dessen Wahl am 24. Januar 1742 noch einmal Auftrieb und gingen bis zum 30. Januar weiter. An diesem Tag reiste der Kaiser mit seinem Gefolge nach Frankfurt ab. Ihm schlossen sich auch beide Brautpaare an.

Anhand der Gesandtschaftsberichte des sächsischen „Legations:Sekretär“ Scheffer wird deutlich, daß eine fürstliche Hochzeit ein Staatsereignis im 18. Jahrhundert war. Für uns heute sehr befremdlich ist die Ausführlichkeit, mit der beschrieben wurde, wer wen an der Hand geleitete, wer mit wem tanzte, am gleichen Tisch sitzen durfte usw.. Diese Etikettefragen waren in der Zeit des höfischen Absolutismus überaus wichtig. Durch die Schilderungen der pfälzischen Festlichkeiten konnte der sächsische Hof bei Rangstreitigkeiten darauf Bezug nehmen. Auch die Festlichkeiten selbst dienten der fürstlichen Selbstdarstellung und der Repräsentation. So war es wichtig, das neueste Opernereignis des Nachbarlandes zu erfahren, um über den dortigen „Kulturbetrieb“ unterrichtet zu sein. Ebenso war die Gästeliste, auch für einen fremden Hof, von größter Wichtigkeit. Es ist ein großer Verlust, daß diese Dokumente den sächsischen Gesandtschaftsbe-

richten entnommen wurden und nicht mehr auffindbar sind.

Anmerkungen

- 1 Universitätsbibliothek Heidelberg, Handschriftenabteilung, Signatur J 6764.
- 2 Stadtarchiv Mannheim, Bestand kleiner Erwerbungen 690.
- 3 „Die von dem Legations:Sekretär Scheffer aus Mannheim und Mainz erstattete Relationen vom Jan: 1742 bis Aug: 1743.“ Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Cabinet, Loc 2618. Folio III.
- 4 Bericht Oefele, Stadtarchiv Mannheim, Bestand kleine Erwerbungen 690, Seite 337.
- 5 Ein solcher zeremonieller Lichtertanz wurde noch 1913 bei der Hochzeit der einzigen Tochter von Kaiser Wilhelm II. im Weißen Saal des Berliner Stadtschlusses getanzt.

- 6 Das deutsche Libretto in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Heidelberg. Signatur B 5054=1 III, 1; das italienische Libretto liegt in Washington, Library of Congress, Albert Schatz Collection, Signatur ML 48 S 8167.
- 7 Als Vergleich dazu: das zweistöckige Haus des Hofmalers Franz Bernadini in N 3,8 kostete nur 50 Gulden mehr als der Talg für die Illumination.
- 8 Oefele, Stadtarchiv Mannheim, kleine Erwerbungen 690 unter 19. 11. 1742.

Anschrift des Autors:
Ralf Richard Wagner
Ziegelstraße 9
68809 Neulußheim

Der Tritonenbrunnen vor dem Mannheimer Wasserturm

Sie lächeln wieder, tanzen im Reigen, halten mit spielerischer Gebärde ihre bizarren Fischgefährten im Zaum. Lange stand das Brunnenbecken vor dem Wasserturm leer. Die Stadtverwaltung hatte die Figuren eingelagert, das Wasser abgeschaltet. Nun schießen wieder die Fontänen, beleben die anmutigen Meerestritonen und Nereiden, erneuert die Anlage vor der Kulisse des Mannheimer Wasserturms.

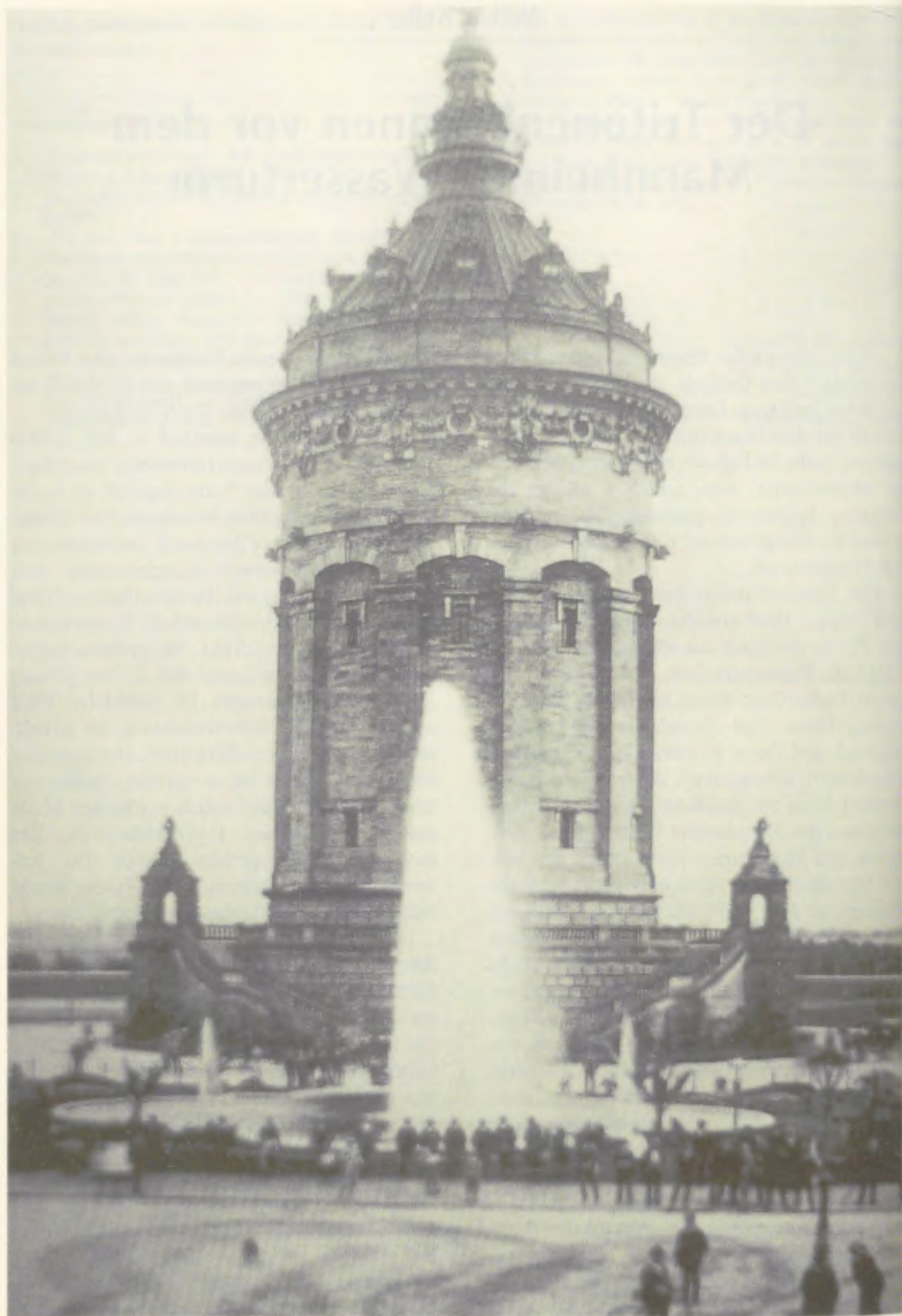
Die Rekonstruktion des Figurenbrunnens im Frühjahr 1999 erweckte einen der zentralsten Plätze der Stadt aus seinem Dornröschenschlaf. Die Figurengruppen, die mit wasserspeienden, fischartigen Wesen spielenden Sagengestalten Triton und Nereide, jeweils doppelt angelegt, auf ihren in zwei Flossen geteilten Unterleibern balancierend, gehörten knapp einhundert Jahre zur gewohnten Ansicht des Wasserturms, des Mannheimer Wahrzeichens. Korrosion und Vandalismus hatten sie in den letzten Jahrzehnten so stark beschädigt, daß die Tritonen im Jahr 1989, die Nereiden 1993 entfernt werden mußten. Ihre Abwesenheit schien viele Jahre niemand als bedauernswerte Lücke zu bemerken. Die oft leerstehende Brunnen-schale wurde von Rollschuhfahrern und Skateboardern benutzt. Der jährlich rund um den Wasserturm abgehaltene Weihnachtsmarkt dehnte sich über die Brunnenfläche aus, ohne daß man auf die „störenden“ überlebensgroßen Gestalten Rücksicht nehmen mußte. Erst ein Diavortrag in der Volkshochschule im März 1996 und der Einsatz des Vereins Stadtbild e. V. machte auf den trostlosen Zustand des Brunnens aufmerksam. Bürgerschaftliches Engagement und eine breit angelegte Spendenaktion ermöglichten schließlich seine getreue Wiederherstellung, zeitgleich mit der Fertigstellung

der darunterliegenden Tiefgarage. Die Rekonstruktion des Zierbrunnens soll als Anlaß für eine Rückschau in seine Geschichte dienen.

Der Wasserturm entstand in den Jahren 1886–89. Im Grunde ein technischer Zweckbau, war der Mannheimer Turm zugleich als repräsentativer Schmuckbau konzipiert. Das Gebäude war der sichtbare Ausdruck des damals neu angelegten Wasserversorgungssystems. Seit der Stadtgründung war das Mannheimer Trinkwasser denkbar schlecht und die Wasserversorgung völlig unzureichend. Mit großem technischen Aufwand hatte man nun in den 1880-er Jahren das Wasserwerk im Käfertaler Wald angelegt und die Rohrvernetzung der Grundstücke und Häuser sichergestellt. Der Stolz der Stadt, nach außen hin unsichtbar, mußte nur noch an einer städtebaulich markanten Stelle dokumentiert werden. Dafür eignete sich das monumentale Wasserturmgebäude. Der aufwendige Fassadenschmuck des Turms bezog sich auf den Leitgedanken, das Thema Wasser.

Die Spitze krönte seit 1889 eine bronzerne Amphitrite, in der griechischen Mythologie die Gattin des Poseidon. Die Gestalter des Turms, Architekt Gustav Halmhuber, Bildhauer Johannes Hoffart (Amphitrite) und der Berliner Bildhauer Ernst Westpfahl (Puttenfries) hatten sich von antiken Vorbildern, von der ägyptischen, besonders aber von der römischen und griechischen Kunst inspirieren lassen.

Nach seiner Fertigstellung stand der neue Wasserturm etwas verloren im Gelände. Die ersten Planungen aus den 1890er Jahren projektierten auf seinem Vorplatz ein Reiterstandbild, vermutlich ein Denkmal für Kaiser Wilhelm I. Dieser glücklicherweise unausgeführte Plan zeigt die Vorrangigkeit, die man dem Platz



Wasserturm um 1893; das Becken noch ohne Figuren



Tritonenbrunnen, 30er Jahre. Blick in die Planken. Ansichtskartensammlung Werner Albrecht

im Stadtbild schon damals zubilligte. Auf dem Friedrichsplatz im Osten des Wasserturms waren ein Wasserbecken mit Kaskade, ein Musikpavillon, Blumenbeete, Ziersträucher und Bosketts vorgesehen. Dieses vom damaligen Hochbauamt ausgearbeitete Projekt wurde jedoch als „kleinliche Spielereien“ kritisiert und verworfen.

Man entschied sich für die großzügigere Lösung, den Wasserturm mit stilvollem Mobiliar zu umgeben, das Bezug auf seine Funktion nimmt und dem Thema Wasser verpflichtet ist. Die sich westlich anschließende Platzanlage, der Friedrichsplatz, ist heute noch eine der schönsten Jugendstilanlagen. Etwas früher gewann der Platz an der der Stadt zugewandten Seite des Wasserturms Gestalt. Vor dem Turm wurde ein Wasserbecken mit Granitumfassung und vier Ausbuchtungen angelegt. Seit dem 9. September 1893 war der Springbrunnen in Form einer zentralen hohen Fontäne in Betrieb. Auf niedrigen Steinhügeln wurden 1895 die vier Figurengruppen aufgestellt. Aus

den vier weit aufgesperrten Fischrachen sprudelten nun bogenförmige Fontänen. Mit der bereits vorhandenen Mittelfontäne ergoß sich damit ein fünffacher Wasserstrahl in der Brunnenanlage.

Die paarweise identischen Figurengruppen thematisieren in spielerisch-barocker Form Wassermotive. Aus der griechischen Sagenwelt stammt der Meeresherr Triton, der Sohn der Amphitrite und des Poseidon. Eigentlich gibt es den Triton nur in der Einzahl, seine mehrmalige Existenz ist eine Mannheimer Spezialität. Bereits im Brunnen zweimal vorhanden, ist er an den seitlichen Zierpavillons des Wasserturms nochmals doppelt dargestellt. Auch unter den Hoffartschen Brunnenfiguren auf dem Paradeplatz befinden sich Tritonen. Der Sohn der Amphitrite und des Poseidon hat viele Gesichter. Oft ist er als schöner Jüngling dargestellt. Er trat auf, als die Argonauten, die Helden, die mit dem Schiff Argo im Schwarzen Meer fuhren und das von einem Drachen bewachte Goldene Vlies nach Griechenland hol-



Tritonenbrunnen, 60er Jahre

ten, von einer Woge bis zum Tritonischen See geschleudert wurden. Das war im heutigen Tunesien. Da erschien ihnen der schöne Triton und erklärte ihnen den Weg zurück.

Eine andere Rolle spielt Triton als Bösewicht. Einmal erschreckte er in Tanagra in Böotien Frauen beim Baden. Unglücklicherweise hat er sich den Zorn eines anderen Gottes dabei zugezogen, nämlich den des Weingottes Dionysos. Die Frauen waren nämlich allein, weil ihre Männer gerade ihm Opfer brachten. Dionysos ließ sich die Zudringlichkeiten von Triton seinen Anhängern gegenüber nicht gefallen. Es kam zum Zweikampf der Götter, aus dem Triton wohl als Verlierer hervorging. Auf die Mannheimer Tritonen scheint diese Geschichte eher zuzutreffen als die des schönen Jünglings. Aber Triton hat immer auch gute Eigenschaften. Oft wird er mit einer Spiralmuschel dargestellt, die er als Trompete benutzt. Mit ihr glättet er das stürmische Meer. Solche Tritonen sind an den seitlichen Zierpavillons des Wasserturms aus Stein dargestellt.

Berühmte Tritonen gibt es besonders in barocken Darstellungen. Als Brunnenfiguren befinden sie sich im Bassin des Schloßparks von Versailles, in Rom, auf Malta und an vielen anderen Orten.

Eine Nereide ist eine Tochter des greisen Meeresherrn Poseidon. Dieser, nicht zu verwechseln mit Poseidon, besaß die Gabe der Weissagung. Die Nereiden, insgesamt fünfzig an der Zahl, waren in der griechischen Sage freundliche Meeresnympfen. Die anmutigen Wesen bewegten sich im geschlossenen Reigen tanzend und singend durch das Wasser, stets im Gefolge des Meeresherrn Poseidon und seiner Gattin Amphitrite. Sie standen den in Seenot geratenen Seefahrern hilfreich zur Seite. Die Nereiden blieben in der griechischen Sagenwelt meist anonym. Nur wenige von ihnen werden namentlich aufgezählt, vor allem Thetis oder Galateia. Vielleicht sind dies gerade die beiden Mannheimer Nereiden.

Die Gottheiten spielen mit Wassertieren, die der Phantasie des Bildhauers entsprungen

sind. Ob dieser an einen Delphin dachte, ein beliebtes Brunnenmotiv, ist unbekannt. Die Tiere erinnern eher an einen Hecht. Wahrscheinlich war das dekorative Element ausschlaggebend.

Die Meerjungfrauen und Tritonen stehen in direktem Bezug zum Figureschmuck des Wasserturms, denn auch hier kommen Tritonen und Amphitrite, ihre Mutter vor. Die wasserspeienden Meeresmänner an den seitlichen Trinkbrunnen sind ebenfalls ein das Wasser thematisierendes Schmuckmotiv.

Die Tritonen und Nereiden des Bassins wurden nicht als Bronze-guß, sondern im Galvanoverfahren hergestellt. Hierbei wird ein Modell aus einer Gips-Masse durch Auftragen von Metall- oder Graphitstaub elektrisch leitend gemacht. In einem galvanischen Bad, einer Kupfersalzlösung, wird dann im Elektrolytverfahren eine Kupferhaut aufgetragen. Die sich bildende Metallschicht fällt hierbei wesentlich dünner aus als die Wand eines Gusses.

Dieses Verfahren war entscheidend billiger als ein Bronze-guß. Es war die Imitation eines

Gusses, mit der sich Plastiken in Serien und damit zu einem günstigen Preis herstellen ließen. Man nahm in Kauf, daß Galvanoplastiken aufgrund ihrer nur ca. 1–2 mm dicken Metallschicht weniger stabil und widerstandsfähig ausfielen. Nach Jahrzehnten, wenn der Gipskern durch chemische Veränderung weich wird, ist die Metallschicht noch leichter verformbar. Heute wird das Verfahren der Galvanoplastik auch wegen der großen Umweltbelastung kaum mehr angewandt.

Die physikalische Grundlage hatte 1826 der Kölner Physiker Georg Simon Ohm formuliert, der auch die galvanischen Gesetze entdeckte. Sein Name ist bekannt als Maßeinheit für den elektrischen Widerstand. In St. Petersburg erfand 1837 der kaiserlich-russische Hofrat Jakobi die Galvanoplastik. Sie wurde ständig weiterentwickelt und anfangs zur Herstellung von Münzen, Clichés und kleiner Bildwerke verwendet. Mit der Möglichkeit, größere Stromstärken zu erzeugen, war der Weg zur Großgalvanoplastik eröffnet. Man experimentierte mit Holz- und Gipskernen. Die Mannheimer Ori-



Tritonenbrunnen 1997



Triton, um 1885

ginalfiguren enthalten ein Gips-Guttapercha-Gemisch. Guttapercha wird aus dem Saft des Guttapercha-Baumes gewonnen. Später war es auch möglich, Hohlgalvanos in einer Hohlform herzustellen. In der Produktion von galvanoplastischen Figuren war seit 1889 die Geisslinger Württembergische Metallwarenfabrik (WMF) tätig und führend.

Die Mannheimer Figuren stammen jedoch aus der Augsburger Maschinen- und Bronzewarenfabrik L. A. Riedinger. Wir wissen dies aus Ratsprotokollen, dem Verwaltungsbericht und der Ausstellungszeitung von 1907. Auf den Plastiken selbst gibt es keine Hinweise auf den Hersteller oder Künstler, etwa in Form einer Signatur. Der Bildhauer ist unbekannt. Es ist jedoch anzunehmen, daß Johannes Hoffart bei der Auswahl beteiligt war.

Die 1887 entstandene „L. A. Riedinger Maschinen- und Bronzewarenfabrik AG“ war aus der 1857 in Augsburg gegründeten

„Mechanische Werkstätte am Senkelbach“ hervorgegangen. 1927 erfolgte die Fusion mit M. A. N. und die Gründung des „L. A. Riedinger Bronzewarenfabrik“, die 1971 aufgelöst wurde. Der Firmenname wurde durch die Firma Gebrüder Ludwig, Mering weitergeführt. Seit ihrer Gründung produzierte die Firma Beleuchtungskörper und kunstgewerbliche Arbeiten. 1893 wurde beispielsweise der riesige Kronleuchter für den Reichstags-Sitzungssaal in Berlin geliefert. 1901 goß L. A. Riedinger die Statue des Augsburger Prinzregentenbrunnens, die erhalten ist.

Theater, Schlösser und Regierungspaläste im In- und Ausland waren mit Produkten von Riedinger ausgestattet. Der Kaiserliche Palast in Addis Abeba oder die Regierungspaläste in Mexiko, die Reichskanzlei Berlin, der Deutsche Pavillon auf der Weltausstellung 1937 in Paris, das Stadttheater in Augsburg gaben hiervon Zeugnis.



Nereide, 1997

Mannheims Meereshgötter stellen damit ein Produkt eines sehr renommierten Herstellers dar. Gleichwohl machte man nie viel Aufhebens von den Tritonen und Nereiden. Nirgends tauchen sie in Stadtführern auf, in fast keinem Buch werden sie erwähnt. Sie waren einfach da, gehörten wie selbstverständlich dazu.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bot die Brunnenanlage einen trostlosen Anblick. Das Bassin lag verwaist, die Figuren waren zur Renovierung entfernt worden. Auftretende Schäden wurden auch später immer nur punktuell durch Flickarbeiten aus Kupfer- oder Bronzeblech behoben. Ersatzmetall wurde aufgenietet bzw. durch Weichlöten angebracht. Mehrmals behandelte die Spenglerei Transier die Meereshgötter in ihrer Werkstatt in der Schwetzingenstadt, zuletzt im Jahr 1976.

In den Jahren 1962–63 wurde das Dach des Wasserturms originalgetreu wiederhergestellt. Seit dem 6. November 1963 zierte auch die Amphitrite wieder die Spitze des rekonstruierten Turmdaches. Anstelle des im Krieg zerstör-

ten Hoffartschen Originals stellte der Bildhauer Hayno Focken eine Replik her.

Die Wasserspiele des Tritonenbrunnens sprudelten auch in der nüchternen Aufbauphase der 50-er bis 70-er Jahre zur Freude wahrnehmungsfähiger Passanten und der Kinder. Übrigens hieß die Anlage immer „Tritonenbrunnen“, obwohl er doch eigentlich Nereiden- und Tritonenbrunnen heißen müßte.

Während anfangs das Wasserspiel fünfstrahlig plätscherte, wurde später die Mittelfontäne abgestellt, die Fische spien ins Leere. Bis 1987 funktionierte die Brunnenanlage mit Trinkwasser. Um Kosten zu sparen, wurde sie 1988 auf behelfsmäßigen Umwälzbetrieb umgestellt.

Rollschuhfahrer, Betrunkene und Vandalen setzten den Kupferfiguren in den letzten Jahren immer mehr zu. Korrosion, Feuchtigkeit und Frost trugen weiter zum Verfallsprozeß bei. Feuchtigkeit drang in den Gipskern ein, durch den Kapillareffekt saugte sich der Kern voll Nässe. Die Ausdehnung bei Frost führte zu Ris-



Triton, 1997

sen und zur Abspaltung der Metallschicht. Während die Figuren äußerlich einen stabilen Eindruck machten, schritt der Verfallsprozeß von innen und von außen weiter fort.

Um weiterem Zerfall und Beschädigungen vorzubeugen, mußten die verwundeten Kupfergestalten aus dem Becken entfernt und zwischengelagert werden. Im Februar 1989 wanderten die Nereiden in ein Depot auf der Friesenheimer Insel, im Februar 1993 folgten ihnen die Tritonen nach. In den verwaisten Figurensokkeln, den Steinhügeln, wurden im März 1993 provisorisch vier Wasserfontänen installiert. Ohne die Figuren wirkte das Becken natürlich öde und leer.

In den Mittelpunkt des Interesses rückte der Tritonenbrunnen erst wieder im Frühjahr 1996. Der technische Ausschuß des Gemeinderats befaßte sich im März mit der Frage einer Wiederherstellung des Brunnens. Es war von 670 000 DM Gesamtkosten die Rede, wovon auf den Neuguß ca. 270 000 DM und der Rest auf eine neue Wasserumwälzanlage und die

Erneuerung des Brunnens entfielen. In jene Zeit fiel auch ein Diavortrag, den die Volkshochschule veranstaltete. Da von Seiten der Stadt als Eigentümerin des Brunnens von diesem Zeitpunkt an nichts mehr geschah, mußten sich andere Gremien der Tritonen annehmen. Der Verein „Stadtbild e. V.“ (damals noch Verein zur Pflege des historischen Stadtbildes) setzte sich mit großer Energie für die Rekonstruktion des Brunnens ein. Unter seinem Vorsitzenden Hans Freiländer rief er, durch die Presse wirksam unterstützt, Initiativen für den Tritonenbrunnen ins Leben und sammelte eifrig Spenden. Offene Ohren fand er beispielsweise bei der Leitung des benachbarten Kongreßzentrums Rosengarten. In dessen Foyer wurde im Oktober 1996 einer der beschädigten Tritonen aufgestellt und zwar der mit dem fehlenden Daumen. Am 24. Oktober 1996 erbrachte ein Benefizkonzert zugunsten der Brunnenfiguren mit dem bekannten Altus-Sänger Jochen Kowalski im Musensaal des Rosengartens eine fünfstellige Summe. Als Spenden-Bau-



Restaurierter Triton in der Kunstgießerei Rincker, Besichtigung durch Mitglieder des Vereins Stadtbild e. V. Von links nach rechts: Herr Ranft, Leiter der Kunstgießerei, Herr Rincker (Firmeninhaber), ein Former, Herr Freiländer, Herr Transier.

steine ließ der Verein verkleinerte, bronzene Nachbildungen der Tritone und der Nereiden herstellen. Die Anzahl der Güsse war für die Nereiden und die Tritonen auf jeweils 100 limitiert. Der Verkauf dieser dekorativen Kleinmodelle, die als begehrte Objekte für Kunst- und Mannheimia-Sammler rasch Abnahme fanden, erwies sich als gute Einnahmequelle für Spenden. Eine Vielzahl von Mannheimer Bürgern und Firmen kamen den Bitten des Vereins um Spenden gerne und merklich nach. Der Spendenaufruf wurde durch weitere Gruppen unterstützt. So führten etwa das in den Räumen der Kunsthalle beheimatete Oststadt-Theater und das Hotel Bismarck auf Initiative des CDU-Ortsverbandes Oststadt-Schwetzingenstadt Benefiz-Veranstaltungen durch.

Eine Wende trat durch den Beschluß des Gemeinderats 1997 ein, den Bau einer weiteren Tiefgarage unter dem Wasserturmvorplatz auszuschreiben. Der Brunnen und seine Figuren, deren Finanzierung durch den Verein inzwi-

schen zugesichert war, war als krönender Abschluß der Bauarbeiten eingeplant. Die Grundsteinlegung zum Bau der Garage erfolgte am 26. Mai 1998. Der Verein vergab nach sorg-



Kleine Nachbildung eines Tritons, ein Spendenbaustein

fältiger Prüfung mehrerer Angebote den Auftrag zur Restaurierung und zum Nachguß aller vier Brunnenfiguren in Bronze an die Firma Rincker in Sinn/Dillkreis. Auf Fahrten zu dieser Kunstgießerei konnten sich Interessierte und Vereinsmitglieder vom Fortgang der Arbeiten überzeugen.

Die Einweihung der rekonstruierten Brunnenanlage war zum Redaktionsschluß dieses Heftes noch nicht erfolgt. Sie ist für die Osterfeiertage 1999 geplant. Zwei der Originalfiguren sollen in der zur Zeit sich im Bau befindlichen unterirdischen Vario-Halle des Rosengartens aufgestellt werden.

Voraussichtlich im März 1999 wird die Tiefgarage eingeweiht. Derzeit, Ende Januar, sind Bauarbeiter damit beschäftigt, die 70 Teile der Graniteinfassung des Brunnens mit schweren Gabelstaplern zu montieren. Sie wiegen jeweils rund 1,2 Tonnen. Eine kleine Grünfläche soll darum angelegt werden. Wie zu Beginn des Jahrhunderts wird ein 60 cm hohes Eisengitter diese Grünanlage schützen. Teile des Originals fand man in einem Abstellraum im Wasserturm. Sie können als Vorlage für das rekonstruierte Gitter dienen. Ende März 1999 ist die Aufstellung der Figuren vorgesehen.

Literatur und Quellen:

Christmut W. Präger: Viehweide, Wasserturm und Schmuckplatz. Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte des Mannheimer Friedrichsplatzes und seiner Bauten. In: Jugendstil-Architektur um 1900 in Mannheim, Ausstellungskatalog, Mannheim 1985.

Hans Weckesser: Geliebter Wasserturm, Mannheim 1991

Württembergische Metallwarenfabrik Geislingen-Steige (Hrsg.): Die Galvanoplastik in der Kunst, 1913

Auskünfte des Städtischen Hochbauamts Mannheim

Mitteilungen der Firma MAN Aktiengesellschaft Augsburg, Historisches Archiv

Mitteilungen von Herrn H. Freiländer, Stadtbild Mannheim e. V.

Berichte in der Mannheimer Lokalpresse

Bildnachweis:

S. 68 aus H. Weckesser: *Geliebter Wasserturm*

S. 69 *Ansichtskartensammlung Werner Albrecht*

S. 70 *Verkehrsverein Mannheim*

S. 71, 73, 74 V. Keller

S. 72 *Hochbauamt Mannheim*

S. 75 *Stadtbild Mannheim e. V.*

Anschrift des Autors:

Volker Keller

S 1, 16

68161 Mannheim

Das Mannheimer Musikleben in den Jahren 1848/49¹

Die Revolution, die am 27. Februar 1848 in Mannheim begann und anderthalb Jahre später im badischen Rastatt blutig endete, hinterließ Spuren im Musikleben der Stadt. Diesen anhand der Konzert- und Theaterzettel nachzugehen erscheint insofern sinnvoll, als die Institutionen und Vereine auf die politischen Ereignisse der Jahre unterschiedlich reagierten. Diese Beobachtung ermöglicht einen Zugang zu der Vielfältigkeit des Musiklebens, und in der Verbindung von Bürger und Mitglied eines Gesangsvereins, von Kapellmeister und Dirigent der Liedertafel, von Dirigent und Komponist wird je nach deren Überzeugung die Durchdringung und Beeinflussung von Politik- und Musikgeschichte deutlich.

Diese Überzeugungen beeinflussen die Menschen und ihre Handlungen. Damit wirken sich die individuell gewonnenen Meinungen und Ansichten auf die Institutionen und deren Außendarstellung aus. Die hier herangezogene Außendarstellung von Großherzoglichem Hof- und Nationaltheater, von Musikverein und Liedertafel sind die Konzertzettel, die über Ort und Zeit, Programmfolge und aufgeführte Werke und deren Interpreten sowie Anlaß der Veranstaltung Auskunft geben. Aus der Untersuchung dieser Konzertzettel und nach der Einordnung in den historischen Kontext ergibt sich ein differenziertes Bild des Mannheimer Musiklebens in den Jahren 1848/49.

DAS GROSSHERZOGLICHE HOF- UND NATIONALTHEATER

Das Großherzogliche Hof- und Nationaltheater stand seit 1839 unter kommunaler Verwaltung. Das Besondere des Theaters war die Lei-

tung durch ein Komitee von drei Bürgern der Stadt. Bis zum Mai 1848 leiteten Oberbürgermeister Ludwig Jolly, Friedrich Daniel Bassermann und Obergerichts-Advokat Friedrich Esser das Theater. Im Juni diesen Jahres kam es zu einem Wechsel, und Obergerichts-Advokat Heinrich Welker und Particulier Carl Engelhorn, Bataillonchef der Bürgerwehr, ersetzten Jolly und Bassermann. Sie führten mit Esser das Theater durch die Wirren der Zeit. Der Spielplan berücksichtigte zum einen die Bedürfnisse des bürgerlichen Publikums, indem man Opern von Wolfgang Amadeus Mozart, Gaetano Donizetti und André-Ernest-Modeste Grétry und Stücke des Sprechtheaters von William Shakespeare und Friedrich Schiller neben zeitgenössischen Dichtern wie der oft gespielten Charlotte Birch-Pfeiffer oder Karl Friedrich Gutzkow spielte. Zum anderen aber wurden Autoren aufgenommen, die das Repertoire erweiterten; so etwa im Bereich der Oper, wenn Kompositionen Giacomo Meyerbeers aufgeführt wurden, die in Paris durch Ausstattung und Anforderungen an die Sänger und das Orchester neuartige Konzepte der Dramaturgie vorführten.

Auf Anschlagzetteln benachrichtigte das Theaterkomitee die Bürgerschaft über Veränderungen im Ablauf des Theateralltags. Da die Veranstaltungen in der Regel um 18.00 Uhr begannen, lasen die Mannheimer am 9. April des Jahres folgendes: „Theater-Nachricht. Aus Veranlassung der Begrüßung des Präsidenten der Fünfziger in Frankfurt, von Soiron, und der heute von demselben auf dem Rathause beabsichtigten Ansprache an die Bewohner Mannheims ist der Anfang der heutigen Opern-Vorstellung auf 7 Uhr festgesetzt“. Bemerkenswert ist diese Verschiebung deshalb, weil an diesem

Tag die Premiere von „Martha“ von Friedrich von Flotow auf dem Programm stand. Der Grund dieser ungewöhnlichen Maßnahme von Jolly und Bassermann lag wohl hierin, daß ein Tag zuvor Karl Mathy den radikalen Redakteur Josef Fickler verhaftete und dies zu Unruhen in Mannheim führte. Die Aufgabe des gemäßigt Konservativen Alexander von Soiron könnte es also gewesen sein, die aufgebrachtten Teile der Bevölkerung zu beruhigen.

Am 26. April des Jahres verkündete ein Theaterzettel: „Heute bleibt das Theater geschlossen“; die geplante Aufführung des Dramas „Die Dänen in Holstein. Ein Historisch-romantisches Original-Drama“ von J. Priem - Musik von Ludwig (Louis) Hetsch - entfiel. Mit dieser Nachricht reagierte das Komitee auf die Unruhen in der Stadt, die seit einigen Tagen anhielten und an diesem Tag in dem Barrikadenbau und -kampf an der Rheinbrücke gipfelten.

Auf ein überregional bedeutendes Ereignis reagierte das Komitee anlässlich der „Feier der Eröffnung der deutschen National-Versammlung“ in Frankfurt am 21. Mai. Die Stadt war zu diesem Anlaß in den Farben der deutschen Trikolore geflaggt, und die Mannheimer Gesangsvereine begleiteten musikalisch einen Festzug, der durch die Straßen ging. Dazu erklangen die Glocken aller Kirchen, Kanonendonner ertönte und ein ökumenischer Festgottesdienst gab diesem Tag und Ereignis seinen kirchlichen Segen.² Vor der Aufführung von Mozarts „Die Hochzeit des Figaro“ im Großherzoglichen Hof- und Nationaltheater wurde das Finale der 5. Symphonie Ludwig van Beethovens gespielt. Diesem eindrücklichen Beispiel des Eindringens von französischer Revolutionsmusik in die Kunstmusik folgten zwei Texte, die das deutsche Vaterland besangen: „Das deutsche Vaterland“ von Ernst Moritz Arndt und „Der Deutschen Freiheitsang“ von einem unbekanntem Autor³. Eine Rede eines Mitglieds des Theaterkomitees, die zwischen den Gesängen vorgetragen wurde, ergänzte die Feierstunde.

Die Wahl des Finales aus Beethovens 5. Symphonie lag angesichts der bereits angesprochenen Rezeption revolutionärer Tonfälle nahe. Hinzu kam der in dieser Symphonie so deutlich wie noch nie auskomponierte Wechsel des Tongeschlechts. Das Moll des ersten und dritten Satzes wird von einem triumphalen Dur abgelöst: Das

„Licht“, die „Sonne“ (Dur) besiegt „Nacht“ und „Finsternis“ (Moll). Diese Metaphern, die im 18. Jahrhundert die Aufklärung charakterisierten und in Texten dieser Zeit vielfältige Verwendung fanden, wurden von den zeitgenössischen Hörern des Abends in diesem Sinn verstanden. Auch die Oper Mozarts, die auf ein Schauspiel Pierre Augustin Caron de Beaumarchais zurückgeht, das eindeutig die Verkommenheit des Adels aufzeigt, kann unter bestimmten Gesichtspunkten als „Revolutions-Oper“ gedeutet werden. In ihr werden moralische Dekadenz und politischer Dünkel des Adels kritisiert, und der Schluß faßt in einer ungeheuren „Versöhnungs-Musik“, die alle Beteiligten miteinschließt, die Utopie einer Gemeinschaft aller Menschen - Adelige und Diener - in Klang.

Ganz anders gestalteten sich die Tage im Juni 1849. Die Revolution war am Ende, die preußische Armee eroberte Baden. Die Situation des Angriffs auf Mannheim von den Hessen vom Nordosten und von den Preußen von Ludwigshafen her beschrieb der Hofschauspieler Stephan Grua⁴. Das Theater blieb wegen der Kämpfe bis zum 24. des Monats geschlossen; Erst am Abend dieses Tages, nachdem die Stadt von den Preußen besetzt war, wurde das Großherzogliche Hof- und Nationaltheater wieder bespielt. Bezeichnenderweise wählte man „Alessandro Stradella“, eine Romantische Oper Friedrich von Flotows, die über die Wirksamkeit der Musik handelt. Die die Ermordung des Sängers Stradella planenden Verbrecher werden von dessen Gesang zu Tränen gerührt und bitten um Vergebung. Daß diese Verbrecher mit den Revolutionären gleichzusetzen sind, diese also vor einer transzendenten, gleichsam von Gott gegebenen Kunst zurückweichen müssen, verdeutlicht die Aufführung dieser Oper am 15. Oktober 1849: „Zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs von Preußen“. Diese vielgespielte Oper begründete den Ruhm des Komponisten, wobei die leicht sentimental-tonfälle in Handlung und Musik wohl die Bedürfnisse des zeitgenössischen Publikums zufrieden stellten, und sie somit ideal zur Begehung des Geburtstags von Wilhelm IV. diente.

Das Orchester des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters veranstaltete seit 1809 „Musicalische Akademien“ im großen Saal des Nationaltheaters. Die Programmgestaltung der

Großherzogl. Hof- und National-Theater in Mannheim.

Sonntag, den 16. April 1848.

(Bei aufgehobenem Abonnement.)

Zum Vortheile der Pensions-Anstalt.

Großes Concert im Theatersaale.

Erste Abtheilung.

FANTASIE von Mozart,
für das Orchester bearbeitet von Seyfried.

Zweite Abtheilung.

1. **„Schlesswig-Holstein meerumschlungen“**, Volkslied, gesungen von dem gesammten Männerpersonale der Oper.
2. **Scene und Lied** aus der Oper *„Prinz Eugène“* gesungen von Herrn Wainhardt und dem Männerchore.
3. **Solo** für die Violine, Fantaisie von de Beriot, vorgetragen von Herrn Kettenuß.
4. **Arie**, gesungen von Frau Sundy.
5. **„Die deutschen Bundesstaaten“**, Männergesang von Zöllner und **„Des Deutschen Vaterland.“**
6. **Ouverture** zu „Egmont“, von Beethoven.
6. **Monolog** des Egmont, gesprochen von Herrn Schöpe, mit der Beethoven'schen Schlußmusik.

Anfang 6 Uhr, Ende gegen halb 9 Uhr. — Kasseneröffnung 5 Uhr.

Alle Freibillette ohne Ausnahme sind für heute aufgehoben.

Preise für ganze Logen:

Logen des mittleren Ranges (zu 7 bis 10 Plätzen), pr. Platz	— 48 fr.
Logen des unteren Ranges	— 36 fr.
Logen des dritten Ranges	— 30 fr.

Eintrittspreise:

Reserve-Logen des mittlern Ranges	1 fl. 20 fr.	Loge des vierten Ranges	— 24 fr.
Reserve-Loge des untern Ranges	1 fl. —	Gallerie	— 18 fr.
Reserve-Logen des dritten Ranges	— 48 fr.	Seitenbänke daselbst	— 12 fr.
Parterre	— 36 fr.		

Diejenigen Abonnenten, welche ihre Logen für diesen Abend behalten wollen, werden ersucht, ihre befalligen Bestellungen Sonntag, den 16. April, Vormittags von 9 bis 1 Uhr, bei Herrn Postkassierkassier Walther, Lt. O. 3. Nr. 12, zu machen. Nach dieser Zeit, bis eine Viertelstunde vor Eröffnung der Kasse, werden die noch freien Logen ebendasselbst zu den nämlichen Preisen auch an Nicht-Abonnenten abgegeben, und Bestellungen darauf können schon vorher gemacht werden.

Abends 10 Uhr geht der letzte Eisenbahnzug nach Heidelberg.

Krant: Hr. Pfeiffer.

Während der Charwoche bleibt die Bühne geschlossen.

vier Abonnement-Konzerte teilte sich in eine „1. Abtheilung“ auf, in der ein großes symphonisches Werk aufgeführt wurde, und nach der Pause – „2. Abtheilung“ – kam eine Ansammlung verschiedener Stücke unterschiedlichen Charakters, in denen die Solisten ihre Virtuosität zeigten. Diese Art des Konzertablaufs überrascht ebensowenig wie die Vorherrschaft der Symphonik Ludwig van Beethovens. So wurde die 3. Symphonie („Eroica“) – im zweiten Satz, einem Trauermarsch, übernimmt Beethoven deutlich Tonfälle der Musik der Französischen Revolution – in jeder Saison ab dem Jahr 1843, mit Ausnahme von 1846, als Abschluß der Konzertsreihe als Hauptwerk gespielt.

Kamen in den regulären Konzerten des Orchesters keine Werke zur Aufführung, die zeitgeschichtliche Ereignisse aufgriffen, so betonte das Konzert „Zum Vortheile der Pensions = Anstalt“ am 16. April 1848 die Nähe zu der bürgerlichen Revolution (Abb. 1). Erklang vor der Pause in einer Bearbeitung für Orchester wahrscheinlich die Phantasie in c-Moll von Wolfgang Amadeus Mozart⁵, so zog der zweite Teil des Konzerts die Verbindung zu den Geschehnissen. Von dem „gesamten Männerpersonale der Oper“ wurde, wie der Programmzettel verkündet, das „Volkslied“ „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ gesungen. Dieses Lied, 1844 in Schleswig von Matthäus Friedrich Chemnitz geschrieben und vertont von Karl Gottlieb Bellmann, thematisierte eine Forderung der bürgerlichen Revolution. Die Idee der Einheit Deutschlands wurde in der Forderung nach einem ungeteilten Schleswig-Holstein verfochten, dessen Einheit das dänischen Königshaus bedrohte. Die Zugehörigkeit des Landes zu Deutschland betonte der Text⁶, die einfache, leicht nachzusingende Melodie führte mit dem marschartigen Rhythmus zu großer Popularität in ganz Deutschland⁷, die nicht nur viele Aufführungen und Nachdrucke nach sich zog, sondern auch Autoren zu zahlreichen Neutextierungen reizte⁸.

Weitere Männerchöre, darunter die ‚heimliche‘ Nationalhymne des deutschen Bürgertums und der von ihr getragenen Sängerbewegung „Was ist des Deutschen Vaterland“⁹ und „Die deutschen Bundesstaaten“ von Männerchordirigent und Komponist Karl Friedrich Zöllner, gaben diesem Konzert einen demokratisch-nationalen Charakter. Zu diesem fügten sich sowohl

die Szene und das Lied aus der Oper „Prinz Eugen“ von Gustav Schmidt – dieses Stück wurde am 3. November des Jahres zugunsten des Pensions-Fonds im Theater aufgeführt – als auch die Musik zu „Egmont“ von Ludwig van Beethoven. Vor allem die Ouvertüre und die Schlußmusik dieser von Beethoven als Schauspielmusik konzipierten Komposition nehmen, wie die 5. Symphonie, im Wechsel von Moll nach Dur und in den Fanfaren der Siegesmusik revolutionäre Tonfälle auf¹⁰.

Dieses Konzert stellte in der Aufführung von Revolutions-Liedern und Kompositionen, die Freiheit mit musikalischen Mitteln forderten, eine Ausnahme dar. Bereits ein Jahr später, am 1. April 1849, setzte man – wiederum zum „Vortheile der Pensions-Anstalt“ – ein Programm zusammen, das mit Kompositionen von Joseph Haydn (Schlußchor aus der „Schöpfung“), Mozart (Arie aus „Davidde penitente“) und Beethoven (7. Symphonie und einem Chor aus den „Ruinen von Athen“) den Wiener Klassikern huldigte, aber sich jedes revolutionär gesinnten Stücks enthielt.

DER MUSIKVEREIN

1829 gründete sich die Gesang- und Musikgesellschaft in Mannheim, die sich 1834 den Namen Musikverein gab. In den veranstalteten Konzerten kamen Vokal- und Instrumentalmusik geistlicher und weltlicher Provenienz zur Aufführung. Dem Musikverein war für eine kurze Zeit – von 1838 bis 1846 und von 1852 bis 1859 – eine Singschule angeschlossen, die den Nachwuchs förderte. In den ersten Jahrzehnten des Bestehens gab es einen Gemischten Chor und ein Orchester, die die Konzerte bestritten. Proben und Konzerte leiteten zunächst Hofmusiker, bis Simon Anton Zimmermann, ein Musiklehrer, 1840 den Chor und 1842 das Orchester übernahm. Zimmermann¹¹ blieb bis 1847 Dirigent des Musikvereins, ihm folgte Kapellmeister Vinzenz Lachner nach, der den Chor – wie die Programme zeigen, trat nur noch ein Männerchor auf – wieder zu einem Gemischten Chor aufbaute und sich erneut mit Geistlicher Musik beschäftigte. Den Wechsel in der musikalischen Leitung des Vereins veranlaßte ein unerklärbarer Schwund der Chormitglieder, der den Verein an den Rand der Auflö-

sung brachte, und erst mit „dem Eintritt Lachners in die musikalische Direktion [trat] der entscheidende Wendepunkt“ ein¹². Die Programmgestaltung in den Jahren der Revolutionszeit

zeigte sich von den Ereignissen um Mannheim und den – im wahrsten Sinn des Worts – brennenden Fragen um nationale Einheit unbeeindruckt. Fanden 1847 vier Konzerte statt – die

MANHEIMER LIEDERTAFEL.

Samstag den 19. Febr. 1848

Musikalische Abend - Unterhaltung

im

AULA - SAALE

zum

Besten der armen Schlesier.

I.

1. **Des Harfners Lied.** Männerchor von ZIMMERMANN.
2. **Declamation.** Vorgetragen von Fräul. Emilie Heusser.
3. **Solo-Quartett.**
4. **Lieder mit Clavierbegleitung,** von ZIMMERMANN.
a) »Ob du mir nah, ob fern.«
b) »An Sie.«
5. **Die deutschen Bundesstaaten.** Chor von ZELLNER.

II.

6. **Das Kirchlein.** Chor von BECKER.
7. **Lieder mit Clavier-Begleitung** von ABT.
8. **Schneiderlied.** Solo-Quartett von SCHAEFER.
9. **Der Seeräuber.** Lied mit Clavierbegleitung von ADHEMAR.
10. **Des Deutschen Vaterland.** Chor von REICHARDT.

Anfang Abends 7 Uhr.

Der Saal wird um 6 Uhr geöffnet.

BILLETTE, à 24 kr., sind zu haben bei den Herren: Musikalienhändler *Heckel*, *Guido Zeiler*, Buchhändler *Löffler*, Kaufmann *Quilling*, Kaufmann *Gschwindt* und Abends an der Kasse.

Druck von Fr. Moritz Hähner.

Zusammenstellung mischte instrumentale Stücke mit vokalen Werken für Männerchor unterschiedlicher Komponisten –, so trat der Musikverein im darauffolgenden Jahr am 23. November mit der Vertonung von Psalm 95 von Felix Mendelssohn Bartholdy¹³ auf, dem instrumentale und vokale Kammermusik vorangingen. 1849 sang der Chor am 15. Februar und am 3. Mai mit Kompositionen Giovanni di Palestrinas und Georg Friedrich Händels ‚alte‘ Musik. Die bemerkenswerte Hinwendung zur geistlichen Musik im Jahr 1848, die eine radikale Gegenposition zu den ‚Revolutionsliedern‘ darstellte, betonte in einer auffallenden Weise den besonderen Eigenwert dieser Musik und vergewisserte sich damit gleichsam der Tradition und der Geschichte einer Kunst, die sich über alle Zeiten und Ereignisse zu stellen vermag.

DIE LIEDERTAFEL

Die Liedertafel gründete sich im Frühjahr 1840, indem Jakob W. Rauscher, Hofsänger am Großherzoglichen Hof- und Nationaltheater, ein Rundschreiben veröffentlichte. In diesem Aufruf hieß es: „Von mehreren Musikfreunden zur Gründung einer Liedertafel, d. i. eines Vereins von Männern zur musikalischen Unterhaltung und Ausbildung durch Aufführung mehrstimmiger Gesänge aufgefordert, habe ich Statuten entworfen, welche ich zur gemeinschaftlichen Beratung vorlegen werde, sobald sich wenigstens 12 Teilnehmer zu obigem Zwecke mit mir vereinigt haben“¹⁴. Diesen Aufruf unterschrieben 18 Personen, darunter Vinzenz Lachner. Die konstituierende Versammlung fand am 16. April im Spielraum des Theatergebäudes statt, und die erste Probe konnte am 29. April gehalten werden. Am 11. Mai erhielt der Verein vom Geheimen Rat und Stadtdirektor Riegel die amtliche Genehmigung zur Gründung der Liedertafel.

Die Aufnahme in den neu gegründeten Verein regelte Paragraph 2: „Als Mitglied der Mannheimer Liedertafel kann niemand aufgenommen werden, der nicht ein Lied entweder dichten oder componieren oder singen kann“. Mit dieser hochgesteckten Bedingung schieden von vornherein diejenigen aus, die weder schreiben noch lesen konnten. Von den Unterschichten abgegrenzt versuchte das Bildungsbürgertum das Ideal der

nationalen Einigung, das in den Befreiungskriegen entstand, im Vormärz weiter zu pflegen. Der Chorgesang erschien insofern geeignet hierfür zu sein, weil die Sänger sich einem Text, einer Vertonung und damit einer Idee unterordneten, und zugleich jeder zu dem Gelingen der Aufführung beitrug. Dieser Gedanke fand ihren Grund in einer Beschreibung des Chorgesangs des Züricher Musikpädagogen, Verleger und Komponisten Hans Georg Nägeli: „Nehmt Scharen von Menschen, nehmt sie zu Hunderten, zu Tausenden, versucht sie in humane Wechselwirkung zu bringen, eine Wechselwirkung, wo jeder einzelne seine Persönlichkeit sowohl durch Empfindungs- als Wortausdruck freitätig ausübt, wo er zugleich von allen übrigen homogene Eindrücke empfängt, wo er sich einer menschlichen Selbständigkeit und Mitständigkeit auf das intuitivste und vielfachste bewußt wird, wo er Liebe ausströmt und einhaucht, augenblicklich, mit jedem Atemzug – habt ihr etwas anderes als den Chorgesang?“; und Nägeli fügt die politische Intention hinzu: „Das Kunstwesen der Musik ist in der Ausübung seiner Natur demokratisch“¹⁵.

Ein Jahr nach seiner Gründung wählten die Mitglieder des Vereins Vinzenz Lachner zum 1. und zum 2. Vorsitzenden Simon Anton Zimmermann¹⁶. Unter Zimmermann, der somit die Leitung des Musikverein-Chors und die der Liedertafel – bis 1863 – innehatte, reüssierte die Liedertafel auf dem 2. Badischen Sängerkongress, das in Mannheim vom 11. bis zum 13. Mai stattfand und auf dem neben der Liedertafel die Mannheimer Vereine Concordia und Singverein auftraten¹⁷. Unter der Mitwirkung von Männerchören auch aus Württemberg – Esslingen und Stuttgart¹⁸ – wurden in einem Konzert am Montag Vormittag, den 12. Mai, Kompositionen aufgeführt, die weit hin bekannt waren und von „sämtlichen Vereinen“ gesungen wurden: „Gebet“ von Carl Maria von Weber¹⁹, „Hymne an Odin“ von Konrad Max Kunz, „Liedesfreiheit“ von Heinrich Marschner und – als programmatischer Abschluß – „Des Deutschen Vaterland“ von Gustav Reichardt; dieses Lied sang die Liedertafel bereits in einem Konzert am 20. August 1841, wiederum am Ende des Konzertes. Die politischen Implikationen eines solchen Sängerkongresses, die zumindest gedanklich die Einheit Deutschlands vorwegnahmen, betonte August Schnezler in einem „Dichtergruß“, dessen letzte Strophe die Sphäre des

MANNEKIM.

Dienstag, den 18. Juli 1848

grosses

CONCERT

im

SAALE DER HARMONIE.

Die Einnahme ist als Beitrag zur Gründung der deutschen Flotte bestimmt.

-
1. **Ouverture** zu Iphigenia in Aulis, ausgeführt vom Hoftheater-Orchester.
 2. **Prolog**, gesprochen von Herrn Pfeiffer.
 3. **Ständchen** von Schubert und
Der Kabaïlle von Adhémars, } gesungen von Herrn Meinhardt.
 4. **Frühlingslieder**, von Mendelssohn:
 1. Frühlings-Ahnung,
 2. Die Primel,
 3. Frühlings-Feier, } vorgetragen vom Musik-Verein.
 5. **Solo** für das Pianoforte, vorgetragen von Musikdirektor Herrn E. Pauer aus Mainz.
 6. **Zurufan's Vaterland**, von S. A. Zimmermann, vorgetragen durch die Liedertafel.
 7. **Arie** aus der Oper „Der Pirat“, von Bellini, gesungen von Frau Wiczek.
 8. **Gute Nacht**, Männerchor von E. Kuhn, vorgetragen vom Singverein.
 9. **Solo** für das Pianoforte, vorgetragen von Herrn E. Pauer.
 10. **Wanderer's Nachtlied**, von Hauptmann, } vorgetragen vom Musikverein.
Abend-Empfindung, von V. Lachner, }
 11. **Das deutsche Vaterland**, vorgetragen von den vereinigten Männerchören.
 12. **Ouverture**, von C. M. v. Weber.

Anfang 7 Uhr. — Kassen-Eröffnung 6 Uhr.

EINTRITTS - KARTEN

in den Saal zu 48 kr., auf die Gallerie zu 56 kr.

sind bei den Herren Heckel, Geschwindt, bei Frau Billé und Abends an der Kasse zu haben.

Abends 10 Uhr geht der letzte Eisenbahnzug nach Heidelberg.

Buchdruckerei von Fr. Moritz Häner.

Sakralen mit der Frage nach der nationalen Einigung verbindet.²⁰

Kurz vor Ausbruch der Revolution gab die Mannheimer Liedertafel eine „Musikalische Abend-Unterhaltung im Aula-Saal zum Besten der armen Schlesier“ (Abb. 2). Auf dem Programm standen Kompositionen Simon Anton Zimmermanns, und neben anderen „Die deutschen Bundesstaaten“ von dem oben erwähnten Karl Friedrich Zöllner. Auch diese Veranstaltung schloß mit „Was ist des Deutschen Vaterland?“ in der Vertonung von Reichardt.

„CONCERT IM SAALE DER HARMONIE“

Zu einem Konzert fanden sich die hier erwähnten Institutionen - Solisten und Orchester des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheater, der Musikverein und die Liedertafel - am 18. Juli 1848 zusammen, um mit den Einnahmen die deutsche Flotte zu unterstützen (Abb. 3). Hintergrund dieses Konzertes war, daß der dänische König einen Krieg gegen den Deutschen Bund begann mit dem Ziel, Schleswig-Holstein ganz unter seine Herrschaft zu stellen. Preußen stellte sich als Vorkämpfer einer deutschen Sache den Dänen gegenüber, allerdings verfolgte Wilhelm IV. eigene - preußische - Pläne. Da die preußische Armee über keine Flotte verfügte, die Dänen aber ohne diese nicht wirksam zu bekämpfen waren, gab es überall Unterstützungskonzerte für den Aufbau einer deutschen Flotte. Die europäischen Mächte handelten im Sommer 1848 einen Waffenstillstand zwischen den kriegsführenden Ländern aus, der in der Nationalversammlung in Frankfurt äußerst umstritten war.

Das Programm für dieses Mannheimer Konzert zur Unterstützung der deutschen Flotte sah Auftritte für die einzelnen Ensembles und Stücke Aller vor. So spielte das Orchester Ouvertüren von Christoph Willibald Gluck und Carl Maria von Weber, der Musikverein trug Kompositionen von Felix Mendelssohn Bartholdy und Vinzenz Lachner vor und die Liedertafel sang einen „Zuruf ans Vaterland“ - vertont von Simon Anton Zimmermann. Die „vereinigten Männerchöre“ sangen als vorletzten Programmpunkt - wie schon des öfteren angemerkt - „Das deutsche Vaterland“.

ZUSAMMENFASSUNG

Herkommen und Verständnis der betrachteten Institutionen unterscheiden sich ebenso wie die Personen und ihre Überzeugungen. Die Durchdringung und Beeinflussung von Politik und Musikgeschichte läßt sich für die Revolution von 1848/49 in Mannheim an Simon Anton Zimmermann und Vinzenz Lachner insofern verdeutlichen, als beide in herausgehobener Stellung im Musikleben der Stadt arbeiteten und wirkten. Die Intention ihrer Arbeit differiert jedoch. Vinzenz Lachner, der zwar zu den Gründungsmitgliedern der Liedertafel gehört, aber in der zweiten Hälfte der 40er Jahre dort nicht in Erscheinung tritt, scheint die revolutionären Ereignissen eher zurückhaltend bis skeptisch eingeschätzt zu haben. Deutlich wird dies an der zurückhaltenden Programmpolitik des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters und dem sich revolutionärer Lieder ganz enthaltenden Repertoire des Musikvereins. In beiden Institutionen wirkte Hofkapellmeister Lachner an führender Position und war damit für die Programmauswahl verantwortlich und zuständig. Daß er in zwei Konzerten, dem Konzert „Zum Vortheile der Pensions-Anstalt“ im April und dem Konzert zur „Unterstützung der Flotte“ im Juni 1848, und in der „Feier der Eröffnung der deutschen National-Versammlung“ im April 1848 Männerchöre mit national-revolutionären Inhalten aufführte und sie mit Kompositionen von Beethoven bzw. von Gluck, Weber und Mozart verband, scheint gleichsam eine Verbeugung vor den historischen Ereignissen zu sein. Simon Anton Zimmermann hingegen dirigierte die Liedertafel, komponierte für diesen Männerchor Stücke und führte diesen im Zweiten Badischen Sängerfest zu einem ersten überregionalen Erfolg. Hinzu kam, wenige Tage nach dem Beginn der Revolution, die Komposition und Publikation eines „Revolutions-Marsches“. So kann für Zimmermann wegen seines Engagements in der Liedertafel und seinen Kompositionen eine nachdrückliche Begeisterung für die Ideale der bürgerlichen Revolution geltend gemacht werden.

Literatur

Blastenbrei, Peter: Mannheim in der Revolution 1848/49 (= Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim Band 10), Mannheim 1997.

Coy, Adelheid: Die Musik der Französischen Revolution. Zur Funktionsbestimmung von Lied und Hymne (= Musikwissenschaftliche Schriften Band 13), München-Salzburg 1978.

Dahlhaus, Carl: Die Musik des 19. Jahrhunderts (= Neues Handbuch der Musikwissenschaft Band 6), Wiesbaden 1980.

Dussel, Konrad: Der Weg zum subventionierten Theater. Die Finanzierung des Nationaltheaters im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Homering/Welck, S. 384-393.

Fenske, Hans: Die Revolution von 1848/49 und der Rhein-Neckar-Raum, in: Arbeitskreis der Archive im Rhein-Neckar-Dreieck (Hrsg.): Der Rhein-Neckar-Raum und die Revolution von 1848/49. Revolutionäre und ihre Gegenspieler, Ubstadt-Weiher 1998, S. 7-56.

Günther, Georg: Politisch Lied - kein garstig Lied. Die schwäbische Sängerbewegung im frühen 19. Jahrhundert bis zur Gründung des Schwäbischen Sängerbundes, in: Musik in Baden-Württemberg Band 1 (1994), S. 31-40.

Heréus, Heinrich: 100 Jahre Musikverein Mannheim nach den Akten und unter Benutzung älterer Zusammenstellungen, [Mannheim 1929].

Herrmann, Wilhelm: Musizieren um des musizierens Willen. 125 Jahre Mannheimer Liebhaber-Orchester, Mannheim [1954].

Herrmann, Wilhelm: „Was man schwarz auf weiß besitzt“. Mannheimer Theaterzettel sprechen Bände, in: Homering/Welck, S. 500-511.

Höft, Brigitte/Homering, Liselotte: Artikel „Mannheim“, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2. neu bearbeitete Auflage Sachteil Band 5, Kassel 1996, Sp. 1635-1645.

Homering, Liselotte: Kleiner Schneider - Große Oper. 200 Jahre Mozarts „Die Hochzeit des Figaro“ am Mannheimer Nationaltheater, in: Acta Mozartiana 1992/2, S. 51-66.

Homering, Liselotte: Chronologie zur Vorgeschichte und Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters, in: Homering/Welck, S. 514-603.

Homering, Liselotte/Welck, Karin v. (Hrsg.): Mannheim und sein Nationaltheater. Menschen - Geschichte(n) - Perspektiven (= Schriften zur Mannheimer Theater- und Musikgeschichte Band 1), Mannheim 1998 [= Homering/Welck].

Klenke, Dietmar: Der singende „deutsche Mann“. Gesangvereine und deutsches Nationalbewußtsein von Napoleon bis Hitler, Münster 1998.

Kunze, Stefan (Hrsg.): Ludwig van Beethoven. Die Werke im Spiegel seiner Zeit. Gesammelte Konzertberichte und Rezensionen bis 1830, Laaber 1987.

Leopold, Silke: Von der Hofoper zur West Side Story. Mannheims Musiktheaterrepertoire, in: Homering/Welck, S. 86-105.

Liszt, Franz: Über Beethovens Musik zu „Egmont“, in: Kapp, Julius (Hrsg.): Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Band IV: Ausgewählte Schriften, Leipzig 1910, S. 48-55.

Mannheimer Liedertafel (Hrsg.): 150 Jahre Mannheimer Liedertafel e. V. 1840-1990. Festschrift mit Chronik, Heidelberg 1990.

Meyer, Herbert: Historisches Spectaculum und biedermeierlicher Bilderbogen. Das Mannheimer Nationaltheater in den Jahren 1848/49, in: Mannheimer Hefte 1970, S. 93-100.

Schlage, Karl-Hermann: Geistliche Chormusik im Mannheimer Musikleben des 19. Jahrhunderts (1800-1918) (= Quellen und Studien zur Musikgeschichte von der Antike bis in die Gegenwart Band 35), Frankfurt usw. 1997.

Zweites Badisches Gesangfest in Mannheim am 12. Mai 1845, Mannheim [1845].

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Text geht auf einen Vortrag zurück, der am 29. April 1998 im Rahmen des Kurses „Trotz alledem! Musik und Revolution“ im Mannheimer Reiß-Museum gehalten wurde. Anlaß hierfür war die Ausstellung „Mit Zorn und Eifer. Karikaturen aus der Revolution 1848/49“, die vom 1. März bis zum 21. Juni 1998 im Reiß-Museum gezeigt wurde. Ich danke Frau Dr. Grit Arnscheidt (Reiß-Museum Mannheim, Kunst- und Stadtgeschichtliche Sammlung) für Unterstützung und Organisation des Kurses und für mannigfaltige Anregungen. Frau Homering (Reiß-Museum Mannheim, Theatersammlung) danke ich für die Erlaubnis des Abdruckes von Konzertzetteln aus „Theaterzettel 1848 (Grüne Reihe)“.
- 2 Die Bedeutung der Kirche für die bürgerliche Revolution - diese gab es neben der radikal-demokratischen - gründete in den gleichsam gottesdienstlichen Feiern der - antibürgerlichen - Französischen Revolution. In diesen Festen erklang eine eigens hierfür komponierte Musik: Hymnen und - vor allem - Trauermärsche für verstorbene Revolutionäre. François-Joseph Gossec, der vor 1789 einen eigenständigen französischen Stil in der Symphonik entwickelte, war der offizielle Komponist der Revolution. Die erwähnten Gattungen nahmen zahlreiche Komponisten in ihre Werke auf. Sie sind in Symphonien und Opern zu finden; in Gattungen also, die sich an eine große Zahl von Zuhörern wendeten und damit auf Massenwirkung zielten.
- 3 Der Text dieses Liedes beginnt mit „Es brach ein Frühlingsmorgen an / Fürs deutsche Vaterland“ und zitiert die gängigen Metaphern vergleichbarer Dichtungen des national-revolutionär gesinnten Bürgertums. Wichtig für die politische Interessenlage dieser Gruppierung ist der Beginn der fünften Strophe, die - eine für eine Revolution paradoxe Forderung - auf ordnungspolitische Grundsätze, die mit moralischen vermischt sind, besteht: „Die Freiheit ganz undenkbar ist / Wenn kein Gesetz besteht, / Wer diese Wahrheit jetzt vergißt / Auf falschen Wegen geht.“ Die achte und letzte Strophe spricht einen zentralen Aspekt der Revolution an, der in einer großen Zahl von Publikationen veröffentlicht ist und damit die Meinung des gebildeten Bildungsbürgertums zur Sprache bringt: „An Deutschlands Grenzen haltet Wacht, / Sie müssen heilig sein! / Vom Vaterland

räumt fremder Macht / Nicht einen Zoll breit ein, /
Ob sie die Marseillaise singt, / Ob sie die Sklaven-
knote schwingt! - / [Refrain] Die Hände frei, die See-
len frei! / Hoch wölbt die Brust / Der Freiheit Luft! /
Zertreten liegt die Tyrannei! / Des deutschen kühnes
Auge sprüht, / Weil seiner Heimath Frühling blüht. /
Nicht deutsche Länder gibt es nun, / Nicht deutsche
Völker mehr, / Ein Vaterland, ein freies Volk, / Ein
Führer und ein Heer! (Hervorhebungen original).

4 „Freitag, 15. Juny. Kein Theater, weil heute bei Kä-
ferthal die Freischaaren von den Hessen angegrif-
fen wurden[,] vom ganzen Gebirge her tönte der
Donner der Kanonen. Gegen Mittag kam es nun
auch von der Rheinschanze herüber von den
Preußen, die zugleich der Zeit vorgedrungen waren.
Die hiesige Besatzung schoß auf Ludwigshafen[,]
so daß gegen Abend Ludwigshafen halb in Brand
stand. Die Hessen zogen sich nach ihrem Angriff
gleich wieder zurück[,] um den Preußen das Neh-
men der Rheinschanze zu erleichtern, denn alle
Freischaaren und abtrünnige Militärs nahmen nun
Käferthal im Sturm. Deshalb mußte nun auch auf
Befehl Miroslawskys wegen dem Sieg bei Käferthal
[!] die Stadt illuminiert werden, wozu der schreckliche
Brand in Ludwigshafen ein fürchterliches
Gleichnis boot. - - -

Auf Befehl des Comité mußten alle Schauspieler
und Orchester Mitglieder den Wachtdienst im Thea-
tergebäude übernehmen. -

Die Bühne bleibt geschlossen bis zum 24ten.

Am 22^{ten} Mittag wollte Trützschler et Compagnie
mit den Kassen durchgehen. Allein unsere ordentli-
chen Bürger arretirten die Betrüger und veranlaß-
ten den Gemeinderath, die Stadt zu übergeben, wel-
ches auch sogleich geschah, die ganze Nacht hin-
durch rückten Preußen ein, und die Freischaaren
waren verschwunden.

Vom 16 bis 22^{ten} wurde fortwährend von hier nach
Ludwigshafen geschossen. Allein am 18^{ten} fingen
nun die Preußen an[,] Kugeln in die Stadt zu
schicken [. . .] ohne Schaden zu thun.“

5 Wolfgang Amadeus Mozart galt in dieser Zeit als
einer der ersten „deutschen“ Komponisten (s. die
Aufführung von „Die Hochzeit des Figaro“ am
Eröffnungstag des Frankfurter Parlamentes). Vor
allem war er der Komponist eines „Bundesliedes“,
das in keiner Sammlung von Gesängen für Männer-
chor fehlte. Die erste Strophe lautet: „Brüder, reicht
die Hand zum Bunde! / Diese schöne Freund-
schaftsstunde / führ uns hin zu lichten Höhn! /
Laßt, was irdisch ist, entfliehen, / unsrer Freund-
schaft Harmonien / dauern ewig fest und schön.“
Die Vertonung Mozarts wirkt mit ihrer einfachen
Harmonik und Melodik sakral und zieht somit die
Verbindung zu einer Spiritualität, die außerhalb
der Kirche ihren Bezugspunkt findet.

6 Die erste Strophe lautet: „Schleswig-Holstein, meer-
umschlungen, / Deutscher Sitte hohe Wacht, /
Wahre treu, was schwer errungen, / Bis ein schöner
Morgen tagt! / Schleswig-Holstein stammver-
wandt, / Wanke nicht, mein Vaterland!“.

7 Die Bedeutung des Liedes als Symbol für die deut-
sche Einheit läßt sich an Berichten ablesen, die
über das Würzburger Sängerfest im August 1845
erschienen sind. Obwohl aus Norddeutschland nur

wenige Sänger nach Würzburg fanden, ist doch die-
ses Lied der ‚Spitzen-Hit‘ des Festes. Unter starkem
Beifall wird es mehrmals auf diesem Fest gesungen:
Die Politisierung der Gesangsvereine wird hier deut-
lich. In der Würzburger Lokalpresse hieß es: „Als
die Schleswiger ihr ‚Wanke nicht, mein Vaterland!‘
vollendet hatten, donnerten die Kanonen, erhob
sich ein ungeheurer Beifallssturm, die Hüte wurden
geschwenkt, und man sah es deutlich, aus Aller Her-
zen sprach die Sympathie für die teuren Brüder im
Norden“ (zitiert nach Klenke, S. 56).

8 So wurde z. B. das bekannteste Hecker-Lied auf die-
se Melodie gedichtet, dessen erste Strophe folgen-
dermaßen den badischen Revolutionär preist:
„Hecker! hoch dein Name schalle / An dem ganzen
deutschen Rhein, / Deine Treue, ja dein Auge /
Flößt uns all Vertrauen ein. / Hecker! der als deut-
scher Mann / Für die Freiheit sterben kann“.

9 Dieses Lied dichtete Ernst Moritz Arndt, der als
Sänger der Befreiungskriege in Deutschland
Berühmtheit erlangte. Die Vertonung als vierstim-
migen Männerchor, so wurde es bekannt und in vie-
len Publikationen gedruckt, schuf Gustav Reich-
ardt. Die letzte Strophe, nachdem rhetorisch immer
wieder die Frage nach dem eigentlichen Wesen
Deutschlands gestellt und geographisch und cha-
rakteristisch beantwortet wurde, lautet: „Das ganze
Deutschland soll es sein! / O Gott vom Himmel,
sieh darein / Und gieb uns rechten deutschen
Muth, / Daß wir es lieben treu und gut! / Das soll
es sein, das soll es sein, / Das ganze Deutschland
soll es sein!“.

10 Für diese Deutung spricht auch eine frühe Rezensi-
on Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns in der Leip-
ziger „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ vom
1813. Dort schreibt Hoffmann über die Schlußmu-
sik: „Die Trompete fällt ein und eine Art kriegeri-
schen Marsches, jedoch in einfachen, gehalteneren
Accorden, drückt mit hohem Pathos die Apotheose
des, siegreich für die Freyheit fallenden Helden
aus“ (zitiert nach Kunze, S. 226). Franz Liszt inter-
pretierte diese Komposition bezeichnenderweise als
ein Bekenntnis Beethovens zur Einheit und Selb-
ständigkeit Deutschlands: den Komponisten „elekt-
trisierte [. . .] die Hingabe an die Freiheit, welche bei
ihm zweifellos mit dem in jener Epoche so sehr
gewekten und in seinem Herzen besonders leben-
digen Gefühl deutsch-nationaler Unabhängigkeit
zusammenraf. Dieses Gefühl erhebt sich besonders
in der herrlichen Apotheose am Schluß der Ouver-
türe“ (Liszt, S. 54 f.).

11 „Unter diesem Dirigenten hatte sich der Musikver-
ein einer fortwährenden Zunahme an Mitgliedern
sowohl als auch an musikalischer Bedeutung zu
erfreuen“ (Herés, S. 9).

12 Herés, S. 11. So hob Vinzenz Lachner „Schätze
der altitalienischen Kirchenmusik“ und brachte
„die anspruchsvollsten Oratorienwerke unserer alten
deutschen Klassiker, sowie Psalmen, Motetten und
Lieder von [Felix] Mendelssohn [Bartholdy], [Niels
Wilhelm] Gade, [Robert] Franz und Vincenz [!]
Lachner, [Moritz] Hauptmann, [Heinrich] Mar-
schner und andere zur Aufführung“ (ebd., S. 12).
Die Personalunion von Leitung des Musikvereins
und Kapellmeister am Großherzoglichen Hof- und

Nationaltheater ermöglichte Aufführungen von Oratorien.

- 13 Die „Erste musicalische Akademie“ am 25. Dezember 1848 fand ebenfalls dieses Werk auf dem Programm.
- 14 Zitiert nach Mannheimer Liedertafel, S. 17; nach derselben Publikation das nächste Zitat, S. 20.
- 15 Zitiert nach Dahlhaus, S. 39.
- 16 Simon Anton Zimmermann war innerlich beteiligt an den Ereignissen der Jahre 1848/49. In der „Mannheimer Abendzeitung“ vom 24. März 1848 erschien folgende Anzeige, die dies nahelegt: „Neues Volkslied. In der Expedition der Mannheimer Abendzeitung ist zu haben: Deutscher Waffenruf. (Mannheimer Marsch.) Gedichtet von Carl Heinrich Schnauffer. In Musik gesetzt von S. A. Zimmermann. Musikdirektor“. Der Text ist publiziert in Schnauffers Veröffentlichung „Neue Lieder für das Teutsche Volk“, Rheinfelden 1848. Zu diesem Druck schrieb Friedrich Hecker ein Vorwort mit der Überschrift „Das politische Lied“, das seine Interpretation der Herkunft des Liedes aus der Antike erläuterte. Vorbildcharakter dabei hätten für die Deutschen die Lieder der Französischen Revolution, allen voran das „Ça ira“, das eigentliche Revolutionslied vor der Marseillaise. Das Vorwort endet mit einer Apotheose: „Das politische Lied ist die Harmonie von Kopf und Herz in Bezug auf die höchsten Ideen der Menschheit. Freiheit, Recht, Vaterland, Menschenwürde, alles Große und Erhabene birgt zauberisch sein Schoos. Das politische Lied ist und muß sein die Quelle der Großthaten, die Quelle der Geschichte der Menschheit oder besser gesagt des Menschenthums.“ (Sperrungen original).
- 17 Über die Concordia, die mit 36 Personen unter der Leitung von Herrn Obermayr teilnahm, konnte nicht mehr als dies ermittelt werden. Der Singverein, dessen 26 Sänger Herr E. Kuhn leitete, trat mit einer Komposition ihres Leiters im Konzert zur Unterstützung der deutschen Flotte am 18. Juli 1848 auf. Am 10. Februar 1849 sang der Chor ein eigenständiges Konzert im großen Theatersaal. Das Programm enthielt neben Solo-Liedern, Instrumentalwerken und vokaler Kammermusik drei Lieder für Männerchor: „Hymne an Odin“ von Konrad Max Kunz, „Rheinweinlied“ von Karl Friedrich Zöllner und „An das Vaterland“ von Conradin [?] Kreuzer.
- 18 Das ProgrammBuch zu dieser Veranstaltung bringt in seinem Vorwort die Freude über die große Teilnahme von Sängern am 1. Badischen Gesangfest 1844 in Karlsruhe zum Ausdruck: „Hieran nahmen

16 Männergesangvereine Theil; die Zahl der angemeldeten Sänger betrug 490, die der erschienenen 510. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß die Stuttgarter Liedertafel, die älteste in dem sangreichen Württemberg, aus freiem Antriebe dieses Fest mit einer Anzahl Sänger beschickte, um dem innig befreundeten Nachbarstaate seine Theilnahme an dem Aufblühen des Männergesanges in Baden zu erkennen zu geben“ (Zweites Badisches Gesangfest, S. 7). Ob es sich bei der erwähnten Stuttgarter Liedertafel um den wohl ersten Männergesangverein überhaupt, den 1824 gegründeten Stuttgarter Liederkranz, handelt, bleibt unsicher, darf aber der Betonung „die älteste“ wegen angenommen werden. Für das Gesangfest in Mannheim verzeichnen die Herausgeber die stolze Zahl von 900 Sängern. Auch in Mannheim nimmt ein Stuttgarter „Gesangverein“ mit 40 Sängern teil.

- 19 Der vollständige Titel dieses Werkes lautet „Gebet vor der Schlacht“ und entstammt einer Sammlung von Männerchorstücken, die auf Gedichte von Theodor Körner unter dem Titel „Leyer und Schwert“ veröffentlicht wurden. Körner fiel 1813 in den Befreiungskriegen und faßte den aufbrechenden Nationalstolz und das kämpferische Selbstbewußtsein, die sich gegen Frankreich und gegen die Kleinstaaterei richteten, in Worte. Carl Maria von Weber galt durch seine Vertonung des „Freischütz“ als einer der ‚deutschen‘ Komponisten, ebenso Heinrich Marschner, dessen Männerchor-Kompositionen weite Verbreitung fanden.
- 20 Die letzte Strophe, die das weithin bekannte Lied „Was ist des deutschen Vaterland“ aufnimmt, lautet: „Welch ein Pfingsten wird dann strahlen / Auf die deutschen Sangvereine! / Wenn zu donnernden Choralen / Einer liebenden Gemeine, / Aus dem tiefsten Herzensgrund / Sich vereinet jeder Mund! / Wenn die Frage längst vergessen, / „Was des Deutschen Vaterland, / Ob es Baden, Franken, Hessen?“ - / Freunde! Hoffen wir indessen! - / Hoch der edle Sängerstand!“ (Hervorhebung original).

Anschrift des Autors:
Thomas Schlage
Carl-Benz-Straße 30
68167 Mannheim

Zwei Mannheimer Musiker im Dienst der geistlichen Musik

in Synagoge und Kirche

Die Gedenkfeier am 9. November 1998 zum 60. Jahrestag der Reichsprogromnacht in der Mannheimer Synagoge erhielt ihren besonderen musikalischen Akzent durch die Kantorei der Melanchthonkirche unter der Leitung von Christiane Brasse-Nothdurft. Daß ein evangelischer Kirchenchor in der Synagoge hebräische Gesänge vortrug, erinnert an frühere Verbindungen zwischen evangelischer Kirchenmusik und jüdischer Gemeinde, die sich – im Rahmen vielfältiger Gemeinsamkeiten im kulturellen Leben der Stadt Mannheim am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts – in der Tätigkeit Albrecht Hänleins und Max Sinzheimers in verschiedener Weise, aber besonders deutlich feststellen lassen.

Albrecht Hänlein, 1846 in München geboren, evangelisch, war 1869 als Pianist und Musiklehrer nach Mannheim gekommen, wurde 1874 Mitbegründer und erster Dirigent des Vereins für klassische Kirchenmusik, veranstaltete seit 1877 regelmäßig Orgelkonzerte in der Trinitatiskirche und erhielt im Juli 1881 die angesehene Organistenstelle dieser evangelischen Stadtkirche.¹

Bereits ein Jahr zuvor aber war ihm als Nachfolger des katholischen Musikdirektors Wilhelm Wlczek die Aufgabe des Organisten in der Hauptsynagoge und die Leitung des Synagogenchors übertragen worden.²

Die Aufstellung einer Orgel in der neuerrichteten Hauptsynagoge im Jahr 1855³ und die Bildung eines gemischten Synagogenchors hing mit dem Bestreben des Rabbiners Moses Präger (1817–1861) zusammen, die Gottesdienste mit ihren Gebeten und Gesängen im religiös-liberalen Sinn zu reformieren und sie in Text und Musik dem Stil seiner Zeit anzunähern,

damit sie für die Glieder seiner Gemeinde ansprechender würden und dadurch eine tiefere religiöse Wirkung erreichen könnten.⁴

Diesem Ziel diente auch Albrecht Hänlein von 1880 bis zu seinem Tod im Jahr 1909 und fand für sein Wirken damals die Anerkennung seitens des Synagogenrats. Dessen Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Synagogenchors im Jahr 1905 bejahte jene Aufgabenstellung und kennzeichnete die intensive musikalische Tätigkeit Hänleins mit den Worten, er habe „es sich zur besonderen Aufgabe gestellt, von den teilweise gehaltlosen Gesängen die gottesdienstlich weniger würdigen auszuscheiden und völlig neue nach überkommenen hebräischen Melodien an deren Stelle zu setzen, und zwar in doppelter Gestaltung, um für Sabbate und Feiertage eine Abwechslung anzubahnen“; es sei ihm dabei gelungen, „jede einzelne Nummer des Ritus mit passenden, feierlichen und erhebenden Melodien auszustatten“. Auch habe er „bei festlichen Veranlassungen die schönsten Kompositionen großer Meister vollendet zur Vorführung“ gebracht, so daß „unter seiner Leitung der Chor zur höchsten musikalischen Ausbildung gelangte“.⁵

Daraus ergibt sich, daß der evangelische Organist und Chorleiter mit dem Synagogenchor sich intensiv, der damaligen Einstellung gemäß, um die Modernisierung der gottesdienstlichen Gesänge bemüht hat. Ebenso war ihm an der Wiedergabe von Kompositionen aus dem allgemeinen Musikleben gelegen. Für zwei solcher festlichen Anlässe sind die Konzertprogramme bekannt:

Zur Einweihung der modernen und größeren Orgel, die wie die erste Synagogenorgel von der Firma Walcker aufgestellt wurde, fand am



Grass
Mannheim
Inhaber Allerhöchster Auszeichnungen



Albrecht Hänlein, 1846-1909

Reiß-Museum Mannheim, Theatersammlung

Sonntag, den 26. Februar 1899, ein Festkonzert in der Synagoge statt. Darin erklangen neben den von Albrecht Hänlein vorgetragene Orgelkompositionen die Hymne „Hör mein Bitten“ für Sopran, Chor und Orgel von Mendelssohn sowie als festlicher Abschluß Händels „Halleluja“; einleitend hatte „der tüchtige, gut geschulte Synagogenchor“ die Vertonung des 100. Psalms von Louis Lewandowsky gesungen.⁶ Das 50jährige Jubiläum des Synagogenchors selbst war der andere Anlaß für ein festliches Konzert am Sonntag, den 21. Mai 1905, im Musensaal. Hier kam mit „Israels Siegesgesang“ von Ferdinand Hiller für Solostimme, Chor, Streichorchester und Orgel ein größeres Werk zur Aufführung, in dem ein biblischer Stoff mit zeitgemäßen musikalischen Mitteln vertont war. Dafür hatten sich unter Hänleins Leitung die Synagogenchöre von Ludwigshafen, Bruchsal und Karlsruhe mit den 75 Mannheimer Chormitgliedern zu einem Chor von ca. 160 Sängerinnen und Sängern vereinigt.⁷ Auch der Festgottesdienst am Samstag, den 1. Juli, bot Gelegenheit, neben den rituellen Gesängen u. a. die Komposition „Gott Israels“ für Chor, Orgel und Blasinstrumente von Nicolas Méhul zu Gehör zu bringen.⁸

Selbstverständlich war es, daß der evangelische Dirigent auch an den geselligen Anlässen des Synagogenchors, z. B. an einem Ausflug nach Baden-Baden im Mai 1903, teilnahm. Von der Verbundenheit des Chores mit seinem Dirigenten zeugt heute noch die Widmungsschrift an dem Schreibtisch, den ihm der Chor zu seinem 25jährigen Dirigentenjubiläum schenkte: „Seinem geliebten Dirigenten A. Hänlein zum 18. Juni 1905 in dankbarer Verehrung der Synagogenchor zu Mannheim.“⁹ Während Hänlein die musikalische Leitung des Vereins für klassische Kirchenmusik im Jahr 1900 abgab, hat er an seiner Doppelaufgabe als Chorleiter und Organist der jüdischen Gemeinde zeitlebens festgehalten.

Die nächstfolgende Generation hat allerdings das musikalische Wirken Hänleins in der Synagoge wesentlich anders beurteilt als der Synagogenrat um die Jahrhundertwende. Zum 75jährigen Bestehen des Synagogenchors im Jahr 1930 erschien im Israelitischen Gemeindeblatt ein Artikel, der in knapper Form auf die Geschichte des Chores einging. Darin wurde

festgestellt, der Chor habe „sich auch immer mehr emanzipiert von den nichtjüdischen Beimengungen der früheren Zeit und ist zum Träger eigengewachsener traditioneller synagogaler Musik geworden“.¹⁰ Daraus spricht eine bewußte Rückbesinnung auf die originale Gestalt der jüdischen Synagogengesänge und die Abkehr von der „abendländischen Harmonik und Melodik“¹¹ nach dem Vorbild Mendelssohns. Diese grundsätzlich veränderte Sichtweise dürfte der Grund dafür gewesen sein, daß in dem Rückblick von 1930 die fast dreißigjährige Tätigkeit Albrecht Hänleins nicht mehr erwähnt worden ist. Sie ist zugleich ein Teil der allgemeinen Rückbesinnung auf die eigenen Ursprünge nach dem 1. Weltkrieg, gerade auch im deutschen Judentum, die sich auch in der evangelischen Kirchenmusik vollzog und hier zu einer Wiederbelebung der Werke alter Meister geführt hat. Dazu hat – nun gewissermaßen in umgekehrter Richtung gegenüber Hänlein – der jüdische Musiker Max Sinzheimer im Rahmen der Kirchenmusik an der Christuskirche einen frühen und beachtlichen, wenn auch nur kurzen Beitrag geleistet.

In Frankfurt 1894 geboren, war er von 1917 bis 1920 Kapellmeister am Nationaltheater und seit 1919 Chorleiter des MGV „Liederkranz“, der einst aus dem Synagogenchor hervorgegangen war. Im Jahr 1921 übernahm er die musikalische Leitung des von ihm mitbegründeten Orchesters der Stamitzgemeinde,¹² dem für seine Proben die Konfirmandensäle der Christuskirche zur Verfügung gestellt wurden. Vermutlich hat diese räumliche Nachbarschaft dazu beigetragen, daß er zu Beginn des Jahres 1922 Dirigent des Bachchors wurde.

Während sich Albrecht Hänlein in der jüdischen Gemeinde an der Modernisierung der gottesdienstlichen Gesänge und Musik beteiligt hatte, ging es Max Sinzheimer darum, die „Barockmusik, deren objektiver, unromantischer Charakter den Nerv der Zeit in den Zwanzigerjahren neu ansprach“,¹³ zur Geltung zu bringen. Dieses Bemühen um die Musik der alten Meister konnte der junge jüdische Musiker in den drei Jahren gemeinsamen Wirkens von Stamitzorchester und Bachchor auch auf den Bereich der geistlichen Chormusik ausdehnen, indem er beispielhaft und zum ersten Mal in der Christuskirche eine Komposition von



Max Sinzheimer, 1894–1977

Stadtarchiv Mannheim

Heinrich Schütz („Der zwölfjährige Jesus“) singen ließ. Zugleich entsprach er den Zielen des Bachchors durch die Aufführung mehrerer Kantaten von Johann Sebastian Bach. Mit den Kantaten Nr. 53 „Schlage doch, gewünschte Stunde“ und Nr. 116 „Du Friedefürst, Herr Jesu Christ“ griff er auf vorangegangene Aufführungen zurück und studierte die beiden Kantaten Nr. 8 „Vergnügte Ruh“ und Nr. 140 „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ neu ein. Außerdem brachte der Bachchor unter Sinzheimers Leitung im Rahmen der Badisch-Pfälzischen Maitage 1922 das Oratorium „Die Auferstehung Jesu“ von Georg Joseph Vogler sowie im Zusammenhang mit den Orgelkonzerten Arno Landmanns im Jahr danach die Choralkantate „Meinen Jesum laß ich nicht“ von Max Reger zu Gehör.¹⁴

Daß Max Sinzheimer den Bachchor als Kirchenchor der Christuskirche auch in den Gottesdiensten der Feiertage dirigiert hat, ist zwar nicht ausdrücklich belegt, aber angesichts der von ihm aufgeführten kirchenmusikalischen Werke durchaus anzunehmen. Jedenfalls war in dem pfarramtlichen Bericht zur Kirchenvisitation des Jahres 1925 rückblickend zu lesen: „Der Kirchenchor (Bachchor) verschönt die Fest- und Feiertage durch Gesang“.¹⁵

Als Höhepunkt der Arbeit Max Sinzheimers mit dem Bachchor ist die Aufführung des Oratoriums „Josua“ von Georg Friedrich Händel am 14. Dezember 1924 anzusehen, die erste und für ein Jahrzehnt einzige Oratorien-Aufführung des Bachchors in der Christuskirche.

Aus welchen Gründen Sinzheimer danach die Leitung des Bachchors abgab, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Zusammenarbeit des von ihm weiterhin geleiteten Stamitzorchesters mit der Gemeinde der Christuskirche wurde jedenfalls in den Jahren 1926 bis 1930 in der Form von Wohltätigkeitskonzerten zugunsten der Krankenschwesternstation an der Christuskirche fortgesetzt. Hier kamen ebenfalls fast ausschließlich Werke alter Meister (Corelli, Vivaldi, Händel u. a.) zur Aufführung. Auch mit seinem 1925 gegründeten Mannheimer Kammerchor wirkte Sinzheimer am 12. Februar 1928 im Rahmen eines Orgelkonzerts Arno Landmanns mit, jetzt aber mit zwei zeitgenössischen Chorwerken: „Die Jahreszeiten“, op. 35, von Ernst Krenek und „Drei Gesänge“ für Kam-

merchor von Ernst Grabner. Schließlich hat er noch einmal im Festgottesdienst zum 20jährigen Bestehen der Christuskirche am 4. Oktober 1931 den Bachchor dirigiert.¹⁶

Von einer Tätigkeit des Stamitzorchesters in der Christuskirche nach 1930 ist nichts bekannt. Max Sinzheimer mußte sich seit 1933 auf die musikalische Arbeit innerhalb der jüdischen Gemeinde beschränken und 1939 in die USA emigrieren. Hier konnte er nochmals im Musikleben Fuß fassen, u. a. wiederum als Musikdirektor an einer evang.-lutherischen Kirche, und wirkte zuletzt als Professor für Musikgeschichte und -literatur in Chicago. Hier verstarb er am 16. Oktober 1977, nachdem ihm im Mai ds. Js. noch die Stamitzplakette der Stadt Mannheim und des Kurpfälzischen Kammerorchesters verliehen worden war.¹⁷

Festzuhalten ist, daß durch die Aktivitäten Max Sinzheimers an der Christuskirche, wenn auch nur für wenige Jahre, das Zusammenwirken von Juden und Christen im Dienst der geistlichen Musik durch beachtliche, vorausweisende Aufführungen seinerzeit die gebührende Anerkennung gefunden hat. Sie verdienen, ebensowenig vergessen zu werden, wie in der Generation vorher die Mitwirkung Albrecht Hänleins an den Gottesdiensten der jüdischen Gemeinde in Mannheim.

Anmerkungen

- 1 Bad. Biographien Bd. 6, S. 554 ff.
- 2 50 Jahre Synagogenchor 1855–1905, S. 10, Reiß-Museum Mannheim, Bibliothek, Sign. 3428.
- 3 Die Disposition der Orgel s. Heinrich Sattler, Die Orgel. Nach den Grundsätzen der neuesten Orgelbaukunst dargestellt, Langensalza 1857, Faksimile: Beltz Verlag Weinheim-Basel, 1996, S. 41 f.
- 4 Israelitisches Gemeindeblatt, 2. Jg. (1924), S. 6 f., Stadtarchiv Mannheim; Volker Keller, Jüdisches Leben in Mannheim, Mannheim 1995, S. 67 f.
- 5 S. Anm. 2.
- 6 General-Anzeiger v. 28. 2. 1899 Nr. 59, S. 4.
- 7 General-Anzeiger v. 22. 5. 1905 Nr. 234, S. 3.
- 8 General-Anzeiger v. 29. 6. 1905 Nr. 295, S. 3 (Vorbericht).
- 9 In Privatbesitz.
- 10 Israelitisches Gemeindeblatt, 8. Jg. (1930), Nr. 6, S. 5.
- 11 Israelitisches Gemeindeblatt, 8. Jg. (1930), Nr. 3, Artur Schloßberg: „Jüdische Musik“, S. 12 f.

- 12 Karl Otto Watzinger, Geschichte der Juden in Mannheim, Stuttgart 1984, S. 135 f.; Wilhelm Herrmann, Musizieren um des Musizierens willen, Mannheim 1954, S. 35 ff.
- 13 Wilhelm Herrmann, Musizieren, S. 35.
- 14 Hier u. im Folgenden: Sammlung der Konzertprogramme an der Christuskirche, Nachlaß Arno Landmann, in Privatbesitz.
- 15 Archiv der Christuskirche-Westpfarrei.
- 16 Neue Badische Landeszeitung v. 5. 10. 1931 Nr. 503.
- 17 K. O. Watzinger, wie Anm. 12, S. 136.

*Bildnachweise: Albrecht Hänlein: Reiß-Museum Mannheim, Theatersammlung
Max Sinzheimer: Stadtarchiv Mannheim.*

Anschrift des Autors:
Karl-Hermann Schlage
Lameystraße 24
68165 Mannheim
Tel. 06 21/41 19 24

Vom Jahrmarkt zur Verbrauchermesse

Zur Geschichte des Mannheimer Maimarktes

Der Mannheimer Maimarkt ist als größte deutsche Verbrauchermesse und bedeutendste Regionalmesse in Südwestdeutschland weit über die Grenzen Mannheims hinaus im Bewußtsein der Bevölkerung fest verankert. Der sogenannte Maimarkt-Dienstag hat sich in Mannheim seit vielen Generationen geradezu als ein lokaler „Nationalfeiertag“ etabliert. Der Maimarkt ist also fest in der Tradition der Stadt und der Region verwurzelt. Tatsächlich ist der Maimarkt eine der ältesten Institutionen der Stadt. Im Jahre 1613 privilegiert und wohl seit 1614, von Kriegs- und Seuchenzeiten abgesehen, regelmäßig durchgeführt, hat er durch Höhen und Tiefen die Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis in die Gegenwart begleitet.

Angesichts seiner langen Geschichte und seiner großen Bedeutung für die Stadt muß es verwundern, daß der Maimarkt in der historischen Forschung bislang nicht die ihm gebührende Beachtung fand¹. Diese Lücke versucht nun ein Forschungsprojekt des Stadtarchivs Mannheim zu schließen². Erste Ergebnisse sollen in einer kleinen Ausstellung während des diesjährigen Maimarktes sowie im folgenden Abriß vorgestellt werden.

I.

Als Zollstätte und Verkehrsknoten mit Fährverbindungen über Rhein und Neckar besaß Mannheim bereits in seiner Dorfzeit eine gewisse überlokale Bedeutung im Handel der Kurpfalz. Wenn die Gründung von Festung und Stadt (1606/07) auch primär unter militärpolitischen Gesichtspunkten erfolgte, so war der Bürgersiedlung doch von Anfang an auch eine tragende Funktion im Handel zgedacht.

Davon zeugen die detaillierten Bestimmungen über den Handel in den Stadtprivilegien von 1607 ebenso wie das bereits 1613 erteilte Privileg für die Abhaltung von zwei Jahrmärkten.

Den Messen oder Jahrmärkten kam in der Frühen Neuzeit eine zentrale Bedeutung für die Versorgung der Bevölkerung eines Ortes oder einer Region mit Gütern zu, die zum Teil aus entfernteren Gebieten eingeführt werden mußten. Gleichzeitig boten die Jahrmärkte und Messen den einheimischen Handwerkern die Möglichkeit, ohne beschwerliche Reisen ihre eigenen Erzeugnisse abzusetzen. Während Wochenmärkte in jeder kleineren Stadt und sogar in ländlichen Marktorten abgehalten wurden, waren Jahrmärkte oder Messen nur an besonderen, von der Landesherrschaft privilegierten Orten gestattet. Das System der Messestädte war räumlich und zeitlich wohl durchdacht, um unnötige Konkurrenz zu Lasten einer geregelten Versorgung und eines lohnenden Zulaufs zu vermeiden.

Daß Mannheim ein solches Messeprivileg erhielt, ist ein deutliches Indiz für die Rolle, die der Neugründung in der Handelspolitik des Kurfürsten zgedacht war. Die Gunst der Lage in der Mitte des kurpfälzischen Territoriums und an zwei schiffbaren Flüssen, Rhein und Neckar, schien die besten Voraussetzungen für eine blühende Handelsstadt zu bieten. Die „Kaufmannschaft“, die sich in Mannheim niederlassen wollte, versprach der Kurfürst „umb ein ansehnlichs“ zu befördern. Marktschiffe sollten mit Worms, Oppenheim, Mainz, Speyer, Heidelberg und anderen Orten an Rhein und Neckar verkehren, in Mannheim selbst der Handel und das einheimische Gewerbe durch Wochen- und Jahrmärkte belebt werden³. Die

zweier Jahrmärkte⁴. Die Gemeinde habe sich „numehr danachten also gesterckt undt ihre Handtirungen besonders in ihren Handtwercken dahin gerichtet, daß sie ohne sondere Verseumnus ihrer arbeit eines Marckts“ in der Stadt unbedingt bedürfe, um die Einwohner der Stadt wie die der Umgebung mit den lebensnotwendigen Dingen zu versorgen. Im Vordergrund der „Supplication“ stand die Versorgungsfunktion des Jahrmarktes und nicht so sehr das Bedürfnis, selbst Handel zu treiben. Die Beeinträchtigung der eigenen Arbeiten bestand ja vor allem darin, daß der Besuch der anderen Jahrmärkte an der Bergstraße, im Odenwald, im Kraichgau oder Neckartal ein sehr zeitaufwendiges Unterfangen war. Wenn Händler dazu veranlaßt wurden, ihre Waren nach Mannheim zu führen, zu treiben oder zu tragen, verbesserte sich dadurch nicht nur die unmittelbare Versorgungslage der Stadt und ihrer Bewohner. Der Jahrmarkt in den eigenen Mauern war zugleich auch ein Akt direkter und wirksamer Wirtschaftsförderung, da Einkauf und Verkauf erheblich erleichtert wurden und mit dem Warenumschatz auch der Geldumlauf in der Stadt angeregt wurde.

Pfalzgraf Johann II. von Zweibrücken, der fähige Administrator für den unmündigen Kurfürsten Friedrich V., setzte einen der dauerhaftesten Akzente der Mannheimer Stadtgeschichte, indem er dem Ersuchen der gesamten Stadtgemeinde unter Führung von Schultheiß und Rat stattgab und die Freiheiten und Begnadigungen für zwei Jahrmärkte, „den einen uf Philippi Jacobi undt den andern acht tage vor Michaelis“, gewährte. In beiden Fällen handelt es sich um traditionelle Messetermine, um eine Frühjahrsmesse nach Ostern – in Mannheim auf den 1. Mai festgelegt – und eine Herbstmesse Ende September bis Anfang Oktober – in Mannheim für den 22. September vorgesehen. Vorausgegangen war der Bewilligung eine gewissenhafte Prüfung der wirtschaftlichen Folgen der Einführung neuer Jahrmärkte, die nicht zu Lasten bereits bestehender Märkte gehen durfte – ein Beispiel ausgewogener landesherrlicher Fürsorge und „öffentlicher Wohlfahrt“. Mit ihrer Privilegierung standen die Jahrmärkte unter dem Schutz des Landesherren. Dieser Schutz bezog alle Besucher des Jahrmarkts ein, ob sie nun kaufen oder verkau-

fen wollten, und beinhaltete neben dem Marktfrieden auch die Sicherheit der Wege „zum Marckt, dabei undt wider von dannen“. Dafür hatten die Händler einen „gebührlichen“ Marktzoll zu entrichten. Vom Marktfrieden ausgeschlossen waren Verbrecher und Betrüger, also Personen, „die den Leib verwürckt oder falsche wahr, unrecht Eich, Maß und Gewicht oder verbotene Münzen den Leuten geben“, sowie Feinde des Landes oder des Fürsten. Die Schirm- und Schutzbestimmungen, auf die alle Amtsleute und Untertanen verpflichtet wurden, waren eine wesentliche Voraussetzung, um auch fremde Händler in die Stadt zu holen. Auch die Drohungen gegen die „Friedensbrecher“ waren nur allzu begründet, zog doch der Jahrmarkt, der immer zugleich auch Volksfest war, auch zwielichtige Zeitgenossen an, die die Messe für ihre zweifelhaften Geschäfte auszunützen versuchten.

Es ist anzunehmen, daß der Maimarkt erstmals im Jahr 1614 abgehalten wurde. Er ist damit neben dem Rat die älteste noch bestehende Institution der Stadt. Zu einer gewissen Blüte brachten es die Jahrmärkte erst Ende der 1670er Jahre in den letzten Regierungsjahren Kurfürst Karl Ludwigs, der zuweilen selbst gern den Maimarkt, den er als „Kerbe“ titulierte⁵, besuchte. Kriege und Epidemien verhinderten im 17. Jahrhundert jedoch eine kontinuierliche Entwicklung des Maimarkts.

II.

Nachdem zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Jahrmarktsterminen für Mannheim verzeichnet waren, hatte um 1760 nur noch der Maimarkt übergeordnete Bedeutung als Jahrmarkt und Viehmarkt; letztere Funktion hatte bereits im 17. Jahrhundert einen wichtigen Bestandteil des Maimarktes gebildet. Kurfürst Carl Philipp griff nach der Residenzverlegung die Bemühungen seiner Vorgänger wieder auf, Mannheim zu einem bedeutenden Handelsplatz in Südwestdeutschland auszubauen. Im April 1723 warb er auf der Frankfurter Messe unter Kaufleuten für seine Pläne „wegen Vermehrung der Mannheimer Commerciën durch Einfuhr und Aufrichtung einer dahiesigen Meß oder sogen. Markt“. Er beabsichtige, „Handel und Wandel in dero Landen und

absonderlich in dero Residentz-Stadt Mannheim zu vermehren und mithin den dahin sich begebenden Kauf- und Handelsleuten die erforderliche Freiheit und Assistenz angedeihen zu lassen“⁶. Von den umfangreichen Vorschlägen der Kaufleute, wie die Mannheimer Messe nach dem Vorbild der Frankfurter und Leipziger zu reformieren sei, griff der Kurfürst den Gedanken eines festen Kaufhauses auf, eines „Messehauses“, das sowohl Lagerräume als auch „Kramläden“ für auswärtige Kaufleute aufwies. Die Messe sollte zum einen der Förderung des einheimischen Gewerbes dienen, indem ihm günstige Absatzbedingungen gewährt wurden, andererseits natürlich zahlreiche finanzkräftige Kaufleute in die Stadt locken.

Das Haupthindernis für ein Aufblühen des Mannheimer Handels stellte das Fehlen einer leistungsfähigen Kaufmannschaft vor Ort dar. Gerade um diese Zeit begannen auch die Krämer und Handelsleute in Mannheim, sich in Zünften zu organisieren und gegen unerwünschte Eindringlinge abzuschotten. Rat und Kaufmannschaft konnten oder wollten nicht einsehen, „wozu eine so gar große Maschine und Gebäu nötig sei und was die Stadt für einen Nutzen aus solchem kostbaren Gebäu haben solle“⁷. Die eben eingeleitete Entwicklung, Mannheim zu einem Handels- und Messezentrum auszubauen, stand so unter einer doppelten Hypothek. Zum einen stand der Widerstand der eingesessenen Kaufmannschaft, die sich bis 1728 in der Handelsinnung mit kurfürstlich bestätigten Zunftartikeln zusammenschloß, einer Öffnung für fremde Händler entgegen, zum anderen waren es eben diese Kreise, die der Kurfürst zum Bau des Kauf- und Lagerhauses verpflichten wollte. So wurden die fälligen Entscheidungen im Stadtrat, aber auch in Hofkammer und Regierung über Monate hingeschleppt, ehe der Kurfürst selbst am 24. März 1724 in einem Erlaß die Vergünstigungen für die fremden Kaufleute im wesentlichen bewilligte. Während die Hofkammer für den Wiederaufbau des Neckar-Kranen verantwortlich war, wurde die Stadtgemeinde mit der Erbauung des Kauf- und Lagerhauses beauftragt; die eingehenden Gebühren aus der Lagerung von Waren sollten an die Stadt zurückfließen. Die Errichtung von Kramläden blieb der Initiative der Kaufleute überlassen –

weder Stadt noch Land verfügten über die nötigen Finanzmittel.

Das Kaufhaus wurde am sogenannten Neuen Markt, dem späteren Paradeplatz, errichtet. Der Grundstein wurde noch im Jahre 1724 gelegt, doch erst 1746 war das Kaufhaus vollständig ausgebaut. Es ist bezeichnend für die Entwicklung der Handelsstadt und der Messepläne, daß das Obergeschoß durch Regierungs- und Justizbehörden belegt wurde – die Residenz als siegreiche Konkurrentin des Handels! Der südliche Teil des Baublocks wurde zwar Privaten zur Bebauung überlassen, doch mußten sie sich an die Bauformen des Kaufhauses anlehnen. Überall unter den Kolonnaden oder Arkaden wurden (zum Teil winzige) Verkaufsläden eingerichtet, die beiden ebenerdigen Hallen zu beiden Seiten des Turmes dienten als Stapelplatz für die Waren. Das Kaufhaus wurde mit dem Paradeplatz bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Zentrum des Maimarkts; die Geschäftigkeit während der Messezeit erinnerte Besucher zuweilen an einen Basar.

Hatte schon zu Carl Philipps Zeit die Entwicklung des Handels und der Messe unter dem Primat der Residenzbildung gelitten, so trat die Handelstätigkeit Mannheims in der Carl-Theodor-Zeit vollends in den Hintergrund. Zum einen hatte Carl Theodor kein Interesse an der Förderung von Gewerbe und Handel in der Residenz, zum anderen war die Wirtschaft der Stadt zu sehr auf den Hof hin orientiert, als daß man die Weiterentwicklung des Handels über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus als wünschenswert oder nötig empfunden hätten. Ohne geeignete Hafenanlagen war es ohnehin nicht möglich, die Handelsströme von ihren alten Routen in die Residenz umzulenken. Andererseits war der Maimarkt aus der Stadt nicht mehr wegzudenken, er schien gewissermaßen ein Eigenleben zu entwickeln. Dies zeigt sich nicht nur an der neuen Ordnung für den Viehmarkt aus dem Jahre 1776, sondern auch an den zahlreichen geschäftlichen und privaten Zeugnissen, die in Zeitungsannoncen oder Reiseerinnerungen überliefert sind. Der Viehmarkt entwickelte sich im 18. Jahrhundert zunächst zum wichtigsten wirtschaftlichen Bestandteil des Maimarkts, bevor Monopol und Vorrangstellung des Maimarktes als Viehmarkt durch die Genehmigung weiterer Viehmärkte zwi-

schen 1762 und 1790 durchbrochen wurde. Er fand teils auf dem Marktplatz, teils auf den Planken vor der Wirtschaft „Im großen Viehhof“ an der Nordwestecke des heutigen Quadrats D 3 statt, in deren Ställen mit Privileg von 1720 ein Großteil des Viehs untergestellt werden konnte. Im Mittelpunkt stand die Verkaufsmesse unter dem Kaufhaus und auf dem Paradeplatz, ein Teil des Jahrmarktgeschehens, vor allem die Vergnügungen und Schaustellungen, spielte sich aber noch immer auf dem Marktplatz ab. Gegen Ende des Jahrhunderts scheint die Bedeutung des Maimarkts – abgesehen von Masse und Mannigfaltigkeit der feil gebotenen Güter – kaum über den Rang eines lokalen Jahrmarktes hinauszureichen.

III.

Zeigte sich der Maimarkt gegen Ende des 18. Jahrhunderts als Messe von geringer überregionaler Bedeutung, so vermittelt eine Schilderung des Maimarkts aus dem Jahre 1825 das Bild eines geschäftigen Treibens und einer Ausstrahlung weit über den lokalen Bereich hinaus. Am ersten Dienstag im Mai strömten Besucher aus der ganzen Region zum Maimarkt: von Speyer, Landau, Frankenthal und Worms, von Schwetzingen, Heidelberg, Seckenheim und Ladenburg, von Käferthal, Schriesheim, Weinheim und Heppenheim „und allen umliegenden Ortschaften“⁸. Der Maimarkt-Dienstag war ein Stelldichein für Schau- und Kauflustige aus allen Schichten und Ständen. Überhaupt war die Messe für die Mannheimer Gastronomie eine wichtige Einnahmequelle. blieb das Kaufhaus mit dem Paradeplatz auch das Zentrum des Marktgeschehens, so waren auch Breite Straße und Planken in das hektische Treiben einbezogen, boten hier neben Schaustellern auch zahlreiche Straßenmusikanten ihre „Künste“ dar. Der westliche Teil der Planken war dem Pferdemarkt vorbehalten; hier wurden von Bauern und jüdischen Händlern die Tiere an Stricken oder Halftern den Interessenten vorgeführt, zuweilen sprengten Reiter im Galopp die Straße hinauf- und hinunter. Während auf der Straße die gewöhnlichen Pferde angepriesen wurden, waren die edleren Pferde in den Ställen zu besichtigen.

Meßanzeigen aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts belegen einen regen Messeverkehr mit zahlreichen auswärtigen, auch ausländischen, Meßbesuchern, die hier vor allem Mode- und Luxusgüter oder hochwertige Gebrauchsgegenstände anboten, während Handwerker und Händler der näheren Umgebung vor allem mit Gebrauchsgegenständen für den Alltag hervortraten. Besonders italienische Händler vermittelten Modewaren und Luxusgüter aus England, Frankreich und Italien. Ein J. Cäsar Grandi aus Mailand erschien „mit einem Assortiment der neuesten und besten Bijouterie und Quinquailieriewaaren, schöne Korallen und Bernstein, Colliers, geschmackvollen pariser Pendulen und Porzelaine, modernen lackierten Waaren, ... pariser Damen und Herrenschuhen von der neuesten Facon nebst sehr vielen anderen Modeartikeln“⁹. Neben der Betonung des neuesten Geschmacks gehörte bei der Anpreisung der Waren die Exklusivität und Qualitäts- und Echtheitsgarantie ebenso zum Kanon der wiederkehrenden Floskeln wie das Versprechen billiger (d.h. angemessener) und billigster Preise. Die meisten der auswärtigen Händler mieteten sich bei einem Mannheimer Handwerker oder Kaufmann in einem Laden unter den Kaufhausarkaden ein oder erwarben dort einen Standplatz, dessen Lage sie dann nach einem festen Etablissement bezeichneten; doch wo der Platz nicht reichte, wählten sie ihr Domizil auch in Geschäftsräumen und Gaststätten in der Nähe des Kaufhauses, so etwa „bei Hrn. Artaria in dem Prinz Karl (D 1) allhier im 1. Stock im Saale“¹⁰. Geschäfte wurden zudem nicht nur in der Marktbude, sondern oftmals bereits im Quartier eines Kaufmannes abgeschlossen, wo man ungestört verhandeln konnte.

Das Kaufhaus bildete nach wie vor das Zentrum der Messe und war dafür auch bestens geeignet, bot das Gebäude nicht nur eine gedeckte Verkaufshalle, die Schutz vor jeder Witterung gewährte, und benachbarte Lagerräume, sondern zusätzlich Raum für Händler in den Verkaufsgewölben und in den benachbarten Läden. Doch wurde der Raum unter dem Kaufhaus mit der Zeit zu eng – ein positives Zeichen für die Entwicklung der Messe! –, und auch auf dem Marktplatz war, um während der vierzehntägigen Dauer der Messe

den Speisemarkt nicht allzu sehr zu beeinträchtigen, nur Platz für bestimmte Branchen mit Alltagsgütern wie Steingut (also die „Geschirrkramer“) oder Messer und Scheren. Die Händler schlugen daher vor, die Plankenpromenade in die Messe einzubeziehen, was die Stadt damals jedoch noch ausschlug. Stattdessen wurde der Paradeplatz als neues Messengelände erschlossen. Häfner, Porzellan- und Geschirrhändler wurden in die Mitte des Paradeplatzes verwiesen, um deren hochaufgebaute Warenbestände nicht durch unnötigen Publikumsverkehr zu gefährden. Für jeden Stand war ein Standgeld zu entrichten, dessen Höhe den Wert eines Standortes während der Messe anzeigte. Die besten Plätze waren demnach unter den Arkaden zur Breiten Straße hin, gefolgt von den Bögen gegenüber dem Quadrat M 1 und den beiden übrigen Seiten des Kaufhauses. Dann erst folgte der – ungedeckte – Paradeplatz, wobei hier der innere Bezirk die unterste Kategorie darstellte. Im Jahre 1828 brachten diese Miet-, Wach- und Platzgelder bei der Maimesse der Stadt die stattliche Einnahme von rund 630 Gulden. Zur Aufsicht über die Messe, die regulär 14 Tage dauerte, war ein „Meßkommissär“ bestimmt. Durch die Reservierung des Paradeplatzes für die Verkaufsmesse wurde die „Schaubudenmesse“ auf den Marktplatz bzw. den Strohmarkt verdrängt und wanderte bereits 1876 als erster Messebestandteil über den Neckar auf den „Alten Meßplatz“. Weniger streng an die Meßordnung gebunden als die mit dem einheimischen Handel in Konkurrenz stehenden Verkäufer, hatten sich die Schausteller lange verschiedene Optionen offengehalten und präsentierten ihre Attraktionen gern in einem Wirtshaus. Wie die städtischen Anordnungen zeigen, wurde der Vieh- und Pferdemarkt – letzterer war erst Anfang des 19. Jahrhunderts hinzugekommen – auf dem Fruchtmarkt als besonderer, abgetrennter, jedoch nicht integrativer Teil der Messe verstanden, der auch in nur zwei Tagen abgewickelt wurde. Für die Gebildeten unter den zahlreichen Fremden gehörte selbstverständlich der Besuch des Nationaltheaters fest zum Maimarktprogramm.

Einen neuen Akzent erhielt der Maimarkt durch die Maifeste seit dem Jahre 1831. Durch die Ausgestaltung zu einem „volkstümlichen

Fest“ wollte man natürlich auch den zahlreichen auswärtigen Besuchern des Maimarktes zusätzliche Attraktionen bieten. Äußerer Anlaß der Neustrukturierung war jedoch der glänzende Empfang, den die Stadt Mannheim dem neuen Großherzog Leopold und seiner Gemahlin Sophie bei ihrem Antrittsbesuch in Mannheim vom 6. bis 8. Mai 1830 bereitete. Der große Erfolg dieses Festes wurde dahingehend verstanden, die Festlichkeiten in den folgenden Jahren zu wiederholen. Eine Hauptrolle bei der Organisation der Maifeste spielte die Bürgerwehr mit ihren Korps der Kavallerie, der Grenadiere, Kanoniere und Schützen, denen die Feste eine willkommene Gelegenheit boten, sich in ihren schmucken Uniformen bei Paraden und Aufzügen zu präsentieren. Schauplatz des großen Volksfestes war nicht mehr die zu enge Stadt, sondern der Exerzierplatz auf der Kuh- oder Viehweide an der Landstraße nach Seckenheim und Heidelberg. Bezeichnend war die starke Beteiligung der Zünfte und Vereine, so der „Schießliebhabergesellschaft“, die ein Freischießen veranstaltete, an der Gestaltung der Festtage.

Man könnte die Maifeste als besondere Form der Schützenfeste beiseite tun, wenn mit diesen Festtagen nicht auch Ideen und Entwicklungen verknüpft gewesen wären, die für die weitere Geschichte des Maimarkts von erheblichem Interesse waren: die Pferderennen und das landwirtschaftliche Programm. Am 8. Mai 1836 fand das erste Pferderennen der Landwirte in Mannheim statt. Für das zweite Pferderennen am 7. Mai 1837 hatte man bereits zwei Rennklassen eingerichtet: In der ersten Klasse waren nur in Baden gezüchtete vier- bis siebenjährige Pferde einheimischer Landwirte zugelassen. In der zweiten Klasse durften „in- und ausländische Pferde jeden Alters und jeder Rasse“ starten¹¹. Damit war – freilich mit Unterbrechungen – eine Tradition begründet, aus der eines der bedeutendsten Pferderennen hervorgehen sollte, die von Großherzog Friedrich I. 1868 gestiftete „Badenia-Steeple-Chase“. Eine Rennbahn wurde noch im gleichen Jahr auf den Neuwiesen am Neckar angelegt. 1837 wurde das Programm des Maifestes durch eine Landwirtschaftsschau bereichert. Als Ergänzung zum Pferderennen wurden eine Viehschau mit Prämierung, eine Viehverlosung und ein

Wettplügen in das Programm aufgenommen. Als Neuerung von weitreichender Wirkung entpuppte sich die erste große „Maimarktlotterie“; insgesamt wurden 5000 Lose verkauft. Einen großen Teil der Gewinne stellten die Zünfte zur Verfügung. Dagegen konnten andere Projekte nicht oder noch nicht verwirklicht werden: eine Gewerbeausstellung, ein großes Musikfest, eine Kunstausstellung im Kunstverein und eine Blumenausstellung. Die Maifeste hatten 1837 bereits ihren Zenit erreicht. Auch trugen die allgemeinen politischen Entwicklungen des Vormärz zu einem Niedergang der Maifeste, deren allzu patriotischen Charakter man ablehnte, bei, bis sie schließlich um die Mitte der 1840er Jahre ganz eingingen.

Der „große“ Viehmarkt bildete jeweils den nur ein- bis zwei Tage währenden Auftakt der Maimesse, die insgesamt zwei Wochen dauerte. Die nur noch relative Bedeutung des Viehmarktes beruhte darauf, daß die Zahl der Viehmärkte im Laufe der Jahre kontinuierlich vermehrt wurde. 1852 wurde der Viehmarkt auf den „Speisemarkt“, den alten Marktplatz in G 1, verlegt. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Mannheimer Viehmärkte bereits viel von ihrer einstigen Anziehungskraft verloren, weil die Einrichtungen auf dem Mannheimer Viehmarkt nicht mehr den Standards der Zeit entsprachen. Ein Zeichen der neuen Zeit war es, daß die Nähe zur Bahn den Viehhöfen einen wesentlichen Standortvorteil brachte. Um den weiteren Niedergang des Viehmarktes abzuwenden, beschloß die Stadtverwaltung 1865, den Viehmarkt – zum Leidwesen der Wirte und Ladenbesitzer – auf die Glaciswiesen vor dem Heidelberger Tor (im Bereich des jetzigen Wasserturms) zu verlegen. Damit war zwar der so wichtige Anschluß an die Bahnanlagen am „Tattersall“ gegeben, doch blieben die Markteinrichtungen letztlich doch unzulänglich; auch eröffnete die unbefriedigende Ausstattung des Viehhofs der privaten Spekulation Zugang zum Viehmarktgeschäft. Erst mit der Einweihung des neuen Viehhofs im Gewinn Kleinfeld am 16. Januar 1892 konnte der Mannheimer Viehmarkt eine adäquate Infrastruktur vorweisen. Für die Ortswahl war entscheidend, daß außerhalb der Stadt ein geräumiges Gelände von 51 000 qm mit günstigem Bahnanschluß zur Verfügung stand. Nur noch im Viehhof

durfte nach der neuen Viehhof- und Viehmarktordnung der gewerbemäßige Verkauf von Vieh erfolgen. Abgerundet wurde die ganze Anlage durch den Schlachthof, der am 3. Mai 1900 eröffnet wurde; gleichzeitig wurde die Schlachtung in Mannheim im Schlachthof zentralisiert.

Im Reigen des Mannheimer Viehmarktes kam dem Maimarkt an jedem ersten Dienstag im Mai eine besondere Bedeutung zu. Dies weniger, was den Auftrieb betraf – dieser betrug 1892 nur 3,26% des Jahresauftriebs und 1913 noch 2,67%¹² –, als vielmehr dadurch, daß dem Maimarkt die großen Tierschauen, Musterrungen und Prämierungen vorbehalten blieben. Zu diesem Zweck wurde dem Viehhof nachträglich ein 5080 qm großes Musterungsgelände zugewiesen. In der Krisenzeit des Viehmarktes hatte sich ein besonderes Pferdemarktkomitee gebildet, um den Pferdemarkt zu reorganisieren und an die großen Erfolge der 1840er Jahre anzuknüpfen. Demgemäß wurden von 1867 bis 1876 in Mannheim zwei gesonderte Hauptmärkte für Pferde abgehalten, der Hauptpferdemarkt im März oder April und der „Farrenmarkt“ mit seinen bedeutenden Prämierungen im Mai. Letzterer avancierte zur Hauptattraktion des Maimarktes, dem man einen mehr landwirtschaftlichen Charakter zu verleihen versuchte. Zu einem wesentlichen Bestandteil entwickelten sich auch die sportlichen Wettbewerbe, die vom „Badischen Rennverein Mannheim“ organisiert wurden. Der Pferdemarkt hatte auch nach der Reorganisation des Viehmarktes durch den Bau des Viehhofes den bedeutendsten Anteil am materiellen und ideellen Wohlergehen des Maimarktes.

Es bleibt festzuhalten, daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts der „Maimarkt“ nur den Viehmarkt um den 1. Mai bezeichnete, der außerhalb der Stadt im Viehhof an der Seckenheimer Straße abgehalten wurde. Gesondert davon fand die Mannheimer „Maimesse“, die Verbraucher- und Vergnügungsmesse, in der Stadt statt. Die Buden wurden von der Stadt errichtet und seit 1885 an die Interessenten meistbietend versteigert, wodurch die Einnahmen der Stadt beträchtlich erhöht werden konnten. Leitung und Aufsicht über die Meßangelegenheiten oblag einer vom Stadtrat ernannten „Markt- und Meß-Kommission“. Ein

Händler konnte durchaus mehrere Verkaufsbuden mieten, doch durfte niemand über „zu nahe Konkurrenz“ Beschwerde führen¹³; gedacht war die Messe noch immer als Ort des überörtlichen Leistungs- und Preisvergleichs zu Gunsten der Käufer. Die Betriebe des Wander-gewerbes, wie Schau- und Schießbuden oder Karussells, unterlagen der strengen Aufsicht der Ortspolizeibehörde. Das Kaufhaus schied gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Zentrum der Messe aus, weil es seinen alten Zwecken nicht mehr genügen konnte. Als Standorte für die Messe blieben so nur noch der Marktplatz und der Meßplatz. Auch aufgrund der begrenzten Örtlichkeiten ergab sich so eine Einschränkung des Umfangs und der Bedeutung der Messe. Der „Maimarkt“, der Viehmarkt, erscheint in der Meßordnung von 1895 nicht mehr; er hatte sich in der Obhut des städtischen Viehhofes verselbständigt. Allein ein Ereignis bildete noch die Klammer zwischen dem „Maimarkt“ und der „Maimesse“: das große Frühjahrsrennen.

Qualität und Ertrag der Maimesse als Verkaufsmesse ließen um die Jahrhundertwende sehr zu wünschen übrig. Zum einen wurde beklagt, daß nur Tand und Billigware zum Verkauf angeboten werde, zum anderen legten die Abrechnungen offen, daß die Einnahmen aus der Verkaufsmesse seit Jahren zurückgingen. Hauptursache dieses Rückgangs der Verkaufsmesse war das Aufkommen eines neuartigen Handelskonzepts, das des Warenhauses, das in Mannheim um die Jahrhundertwende in den „Warenhauspalästen“ der Kander (T 1,1), Schmoller (P 1, 8-10) und Wronker (E 1, 5-6a) seinen Ausdruck fand. Unter diesen Voraussetzungen sind die Bemühungen um eine Reform von Maimesse und Maimarkt im Sinne der Maifeste aus dem 1830er Jahren zu sehen, die im Vorfeld des 300jährigen Bestehens des Maimarktes diskutiert wurden. Durch den Anschluß regelmäßiger größerer Maiveranstaltungen wollte man vor allem dem Maimarkt „kulturelle Bedeutung“ und „volkstümliche Wirkungskraft“ verleihen¹⁴, wobei Maimarkt und Pferderennen als „alterprobt“ und kraftvolle Institutionen sozusagen die Korsettstangen für das Ganze abgeben sollten. Andererseits hatten große Ausstellungen eines der Hauptdefizite der Mannheimer Messen nur all-

zu deutlich gemacht, das Fehlen geeigneter ständiger Ausstellungshallen.

IV.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Gedanke der Maifeste wieder aufgegriffen und vertieft. Durch die Erfahrungen der Besetzung der Pfalz durch französische Truppen, wodurch der Rhein zur Grenze wurde, gewann die politische Dimension der Maifeste neu an Bedeutung, indem das Ereignis zu länderübergreifenden „Badisch-Pfälzischen Maitagen“ erweitert wurde. Ging es unabhängig von dieser ideologischen Inanspruchnahme der Maitage auch darum, die kulturelle Eigenart und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Mannheims zu demonstrieren und Zukunftsperspektiven zu eröffnen, so war mit dem umfangreichen Programm der Maitage wiederum ein Bedeutungsverlust des Maimarktes verbunden. Der „historische“ Maimarkt war zu einem untergeordneten Ereignis im Rahmen der Maitage reduziert neben dem viertägigen „Jubiläums-Pferderennen“, der „Erfindungsmesse“ als einem Symbol für die Innovationsfreudigkeit und Zukunftsorientierung der Stadt, der Modeschau und den zahlreichen musikalischen und künstlerischen Veranstaltungen im Schloß als dem neuen kulturellen Mittelpunkt Mannheims, im Nationaltheater, in der Kunsthalle, im Rosengarten oder im „Künstlertheater“ Apollo, sowie den Sportereignissen auf der Rennbahn und im Schloßgarten (Ring und Boxen). Die alte Verkaufsmesse war zur „Fensterschau“ des einheimischen Handels zusammengeschmolzen. Der Maimarkt als solcher beschränkte sich auf den zweitägigen Vieh- und Pferdemarkt im städtischen Schlacht- und Viehhof, der sich im wesentlichen an ein Spezialpublikum richtete. Allein das „Preisfahren“ konnte neben den Tiermusterungen auf ein öffentliches Interesse zählen¹⁵.

Während der Zwanziger Jahre blieb die Einrichtung der Maifeste mit dem Maimarkt als einem traditionellen, jedoch nicht zentralen Ereignis bestehen. Angezogen wurden die Gäste aus nah und fern weniger durch eine wirtschaftliche „Leistungsschau“, als durch das vielseitige kulturelle Programm und die „Volksbelustigungen“. Hauptanziehungspunkt blieb die

„Maimeß“, die Vergnügungsmesse auf dem „Alten Meßplatz“ mit ihren Karussellen, Achterbahnen, dem Riesenrad und dem „Autodrom“, dem Hippodrom mit dem gescheckten Roß „Lotte“ und dem „Teufelsrad“, den Liliputanern oder dem Riesenweib¹⁶. Um den eigentlichen Maimarkt auch für ein allgemeines Publikum wieder aufzuwerten, begann man neuerlich den Viehmarkt zu einer Landwirtschaftsmesse auszuweiten. Zwar bildete der Großviehmarkt an nun drei Veranstaltungstagen (4. bis 6. Mai) als sogenannter Großer Markt immer noch den unumstrittenen Kern des Maimarkts, doch wurde er ergänzt durch einen Kleinviehmarkt (Kaninchen, Geflügel, Edelpelztiere) und eine Ausstellung von Geräten und Maschinen für Landwirtschaft, Metzgereigewerbe und Molkerei. Der „Große Markt“ gliederte sich in die Tierschau mit Prämierung der besten Pferde und des Mastviehs, den Hauptmarkt als eigentlichen Verkaufstag und schließlich die Vorführungen der prämierten Tiere mit Preisverteilungen. Wiederbelebt wurde auch die Maimarkt-Lotterie, deren Gewinner zum Abschluß des gesamten Maimarktes gezogen wurden. Schließlich wurden für den „Maimarkt-Dienstag“ 1933 reitersportliche Veranstaltungen in das öffentlichkeitswirksame Beiprogramm aufgenommen: Vorfahren mit Ein- und Zweispännern sowie ein Vorreiten.

Als großer Vorteil erwies sich nun die Nähe der Rhein-Neckar-Hallen, denn selbstverständlich konnten Maschinen und Geräte sowie der Kleinviehmarkt nur zum Teil im Viehhof selbst ausgestellt bzw. abgehalten werden. 1933 standen für diese Zwecke zusätzlich zwei Hallen in den Rhein-Neckar-Hallen zur Verfügung. Doch auch wenn der Maimarkt im Reigen der Maifestveranstaltungen nur periphere Beachtung beanspruchen konnte: Als Viehmarkt hatte der Maimarkt in dieser Zeit wieder eine herausragende Stellung im südwestdeutschen Raum inne. Der Viehhof war um 1930 die größte Sammel- und Verteilungsstelle für Schlachtvieh im Südwesten des Deutschen Reiches. Am Jahresauftrieb von Schlachtvieh war der Maimarkt nur marginal beteiligt. 1927 wurden 720 Rinder, 700 Kälber und 3200 Schweine aufgetrieben, während die Jahresauftriebszahlen für den Mannheimer Markt 1930 bei 52 720 Stück Großvieh, 43 031 Kälbern und 173 600 Schwei-

nen lagen! Die Besonderheit des Maimarkts als Viehmarkt lag also weniger an einem bedeutenden Umschlag von Schlachtvieh, sondern an seinen Tierschauen und Prämierungen. Vor allem aber galt der Maimarkt als Frühjahrs-Hauptmarkt für Pferde. Der Pferdemarkt war reichlich und mit vorzüglichen Tieren beschickt, vom Reitpferd über das leichte Wagenpferd bis zum schweren Ackergaul. Um den Pferdemarkt weiter zu stärken, wurde das Einstellen der Pferde durch die Herabsetzung der Marktgebühr erleichtert und weiter gefördert. 1927 war der Maimarkt mit etwa 1000 Pferden beschickt worden, eine Zahl, die in den folgenden Jahren durch die genannten Vergünstigungen weiter gesteigert wurde.

Bedeutsam für die weitere Entwicklung war, daß in den Zeitraum der Maifeste verschiedentlich auch andere Messen hineingelegt wurden, um an dem attraktiven „Rahmenprogramm“ zu partizipieren, so die „Deutsche Schreinerei- und Möbel-Ausstellung“ im Rosengarten (1927) oder in den neuerbauten Rhein-Neckar-Hallen die Ausstellung „Haus, Frau und Handwerk“. Die Kombination diverser Fachmessen unter einem gemeinsamen „Nenner“ bot letztlich manchen Ansatzpunkt für die Neustrukturierung des Maimarktes nach dem Zweiten Weltkrieg.

V.

Mit dem ersten Maimarkt nach dem Zweiten Weltkrieg vom 1. bis 15. Mai 1949 setzte eine Phase in der Geschichte des Maimarktes ein, die bis heute anhält und die den Maimarkt zur bedeutendsten Regionalmesse in Südwestdeutschland emporsteigen ließ. „Umfassender denn je“¹⁷, etablierte sich der Maimarkt als Verbrauchermesse, die zum Symbol für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Stadt wurde. Der Pferdemarkt im Städtischen Schlacht- und Viehhof konnte vorerst nur eingeschränkt stattfinden (er wurde ab 1950 wieder ein Hauptbestandteil des Maimarktes). Veranstaltungsort der Maimarkt-Ausstellung war der Rosengarten, dessen Kapazitäten durch zwei Zelthallen und ein ansehnliches Freigelände erweitert wurden. Dabei stellten die traditionellen Ausstellungsgüter des Maimarkts - landwirtschaftliche Geräte und Metzgereiartikel - nur den

geringeren Teil des präsentierten Angebots. Den allgemeinen Bedürfnissen entsprechend, standen Bau- und Büroartikel, Werkzeuge, Haushaltswaren und anderes im Vordergrund des Interesses. Industrie und Landwirtschaft, Handel, Handwerk und Gewerbe waren gleichermaßen in die neue Maimarktkonzeption integriert. Das Gros der Aussteller stellte der Handel mit 132, gefolgt von der Industrie mit

allen Bereichen miteinander zu vergleichen und an Ort und Stelle auszuprobieren.

Nach einem erfolgreichen Auftakt mit über 100 000 Besuchern im Jahre 1949 pendelte sich der Besucherstrom bei 20–40 000 ein, nachdem man 1952 auf die allgemeine Warenmesse wieder verzichtete und zum traditionellen Pferde-, Schlacht- und Zuchtviehmarkt mit landwirtschaftlicher Geräteausstellung zurückkehrte.



Erster Nachkriegs-Maimarkt 1.–15. Mai 1949 im Rosengarten; Foto: Roden-Press, 1949

Stadttarchiv Mannheim

75 und dem Handwerk mit 57. War der vom „Haus für Wiederaufbau und Wirtschaftswerbung“ ausgerichtete Maimarkt 1949 auch noch überwiegend ein Forum für den Mannheimer Einzelhandel und das Mannheimer Gewerbe, so gewann er doch sofort durch die Wahrnehmung einer überregionalen Verteilerfunktion für Verbraucher aus der ganzen Region eine große Ausstrahlung. Nirgendwo sonst boten sich bessere Gelegenheiten, Neuerungen in

1961 versuchte man die verschiedenen getrennt laufenden Veranstaltungen, wie Jahrmarkt, Viehmarkt, Blumenkorso etc., wieder zu einer Gesamtveranstaltung unter der Bezeichnung „Mannheimer Maimarkt-Woche“ zusammenzufassen. Für den Maimarkt wurde nach einer Übergangszeit im Rosengarten (1949/50) und auf dem Friedensplatz (1951) und nach seiner Rückkehr in den Schlachthof (1950) 1962 mit dem Gelände hinter dem Friedensplatz ein neu-

er Standort gefunden. Die Vergnügungsmesse wanderte vom Meßplatz am Weißen Sand hinter der (alten) Hauptfeuerwache im Oktober 1963 auf den Neuen Meßplatz im Herzogenried. Mit diesen Umsiedlungen war die endgültige und dauerhafte räumliche Trennung von Maimarkt und Maimesse besiegelt. Im Jahre 1962 übergab die Stadt die Durchführung des Mannheimer Maimarktes an die Mannheimer Ausstellungs-GmbH. Die Übersiedlung auf das Gelände am Friedensplatz, mit der auch ein neues Ausstellungs-konzept verbunden war, bescherte dem Maimarkt dann auch einen bedeutsamen Aufschwung. Für die ca. 300 Aussteller stand 1962 eine Ausstellungsfläche von 40 000 qm zur Verfügung, 107 000 Besucher wurden registriert. 1978 kamen bereits 390 000 Besucher auf den Maimarkt, um die auf inzwischen 150 000 qm präsentierten Produkte von über 1000 Ausstellern zu bestaunen, zu testen und auch Verkäufe abzuschließen.

Auf dem Maimarkt, einer „Ausstellung für Industrie, Handel, Handwerk und Landwirtschaft“¹⁸, der zahlreiche Fach- und Sonderschauen angegliedert sind, sind nahezu sämtliche für den direkten Verbrauch interessanter Wirtschaftssektoren vertreten. Aufgrund seiner langen Tradition kommt der Landwirtschaft mit ihren Ausstellungen und Tierschauen noch immer eine besondere Stellung zu, auch wenn ihr in unserer Zeit eine Tendenz zum Exotischen innezuwohnen scheint. Der Viehhandel war bereits 1962 vom Maimarkt verschwunden, doch zählen die Prämierungen auf dem Maimarkt nach wie vor zu den begehrtesten Auszeichnungen für Zuchttiere. Zu den langjährigen Ausstellern gehören Industrie, Handel und Gewerbe gleichermaßen. Daneben haben neuartige Anbieter beispielsweise aus der Touristikbranche erheblich an Bedeutung gewonnen. Den besonderen Reiz des Maimarktes machen auch die zahlreichen Sonderschauen und Rahmenprogramme aus. Seit 1964 findet alljährlich das Mannheimer Reit-, Spring- und Fahrturnier statt. 1975 wurde das Deutsche Fertighaus Center im Rahmen des Maimarktgeländes als ständige Ausstellung eröffnet. Sonder- und Lehrschauen aus den Bereichen Hobby, Bauen und Wohnen, Sport- und Freizeit, Blumen und Mode, Computer für Profis und Einsteiger usw. sprechen darüberhinaus

die unterschiedlichsten Interessentenkreise an. Musikdarbietungen, Modeschauen, Schaukochen, Tanzturniere gehören neben vielen anderen Veranstaltungen zum Begleitprogramm. Ministerempfang oder traditionelles Rindfleischessen geben den Rahmen für ein Treffen der wirtschaftlichen und politischen Elite der Region. Das Gläserne Studio, aus dem das „Kurpfalzradio“ während des Maimarktes live berichtet, hat sich in der Vermittlung neuer Ideen und Konzeptionen und der Erörterung eines breiten Themenspektrums zu einer wichtigen Instanz mit größter Öffentlichkeitswirkung entwickelt. Auch Verbände, Parteien und Institutionen nutzen seit vielen Jahren den Maimarkt als Forum, um mit dem Bürger ins Gespräch zu kommen. Die zahlreiche Prominenz aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kunst verleiht dem Maimarkt darüberhinaus auch einen eigenen gesellschaftlichen Rang. Der Maimarkt wird in Wirtschaftskreisen gern als „Prototyp“ einer erfolgreichen und dynamischen Verbraucherausstellung gepriesen. Sie vermittelt dem Besucher einen Überblick über den Leistungsstand der Wirtschaft und verschafft ihm einen Einblick in die Entwicklung neuer Produkte und den Einsatz neuer Technologien. Der Unternehmer erfährt wiederum im Austausch mit dem Kunden, welche Erwartungen an seine Produkte gestellt werden.

Der vorläufig letzte Abschnitt in der Entwicklung des Mannheimer Maimarktes wurde 1981 eingeleitet mit den Planungen für eine neuerliche – und nun wohl endgültige – Verlegung des Maimarktgeländes. Weil durch einen Vertrag zwischen Stadt und Land das Gelände am Friedensplatz für den Bau des Landesmuseums für Technik und Arbeit reserviert war, wurde ein neues Gelände für den Maimarkt auf dem Mühlfeld erschlossen und am 27. April 1985 eröffnet. In das neue Maimarktgelände sind auch die Anlagen des Fertighaus-Centers und der reitersportlichen Veranstaltungen (Reit- und Springturnier, Dressur-Konkurrenz) integriert. Auch in seinem neuen „Umfeld“ hat der Maimarkt seine positiven Wachstumstendenzen fortsetzen können. Aussteller (ca. 1200) und Besucher (ca. 440 000) haben den Maimarkt im Mühlfeld 1985 mit einem Rekordbesuch sofort angenommen; gute Verkehrsanbindungen und Parkmöglichkeiten verdeutlichten

auch den Kritikern rasch die Vorteile des Standortes außerhalb der Stadt. 1997 passierten 435 268 Besucher die Tore des Maimarktes, um die Stände von 1534 Ausstellern zu inspizieren; damit lag der Mannheimer Maimarkt nach der Besucherzahl an dritter Stelle der Messen in Deutschland.

Anmerkungen

- 1 Schon in der Vergangenheit hat die Geschichte des Maimarktes das Interesse des Stadtarchivs gefunden. Friedrich Walter widmete in seiner großen Stadtgeschichte dem Maimarkt zwar nur ein paar Randbemerkungen (vgl. F. Walter, Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 1, S. 131, 252 f., 728 f.; Bd. 2, S. 72 f.), doch konnte er dieses Defizit selbst später zum Teil durch einige Berichte in der Mannheimer Tagespresse ausgleichen; vgl. Stadtarchiv Mannheim, Nachlaß F. Walter M 17 (Das Kaufhaus und die Mannheimer Messe, in: Neue Badische Landeszeitung Nr. 215 vom 29. April 1923), M 55 (Mannheimer Messen und Maifeste in früherer Zeit, in: Neue Badische Landeszeitung Nr. 227 vom 4. Mai 1924), M 261 (Unsere Maifeste, in: Neue Badische Landeszeitung Nr. 204 vom 4. Mai 1913), M 269 (Die Entstehung des Mannheimer Maimarktes, in: Neue Badische Landeszeitung Nr. 222 vom 3. Mai 1914). Auch sein Nachfolger als Leiter des städtischen Archivs, Wolfgang Treutlein, hat sich mit der Geschichte des Maimarktes befaßt, doch muß ein umfangreicherer Beitrag von ihm als verloren gelten; erhalten hat sich sein knapper Rückblick im Hakenkreuzbanner; vgl. Stadtarchiv Mannheim, Nachlaß Treutlein Nr. 62 (Mannheims Maimarkt im Wandel der Zeit. Ein geschichtlicher Rückblick, in: Hakenkreuzbanner, 4. Mai 1937). In gleicher Weise wie seine Vorgänger hat sich auch Gustaf Jacob nur in kurzer Form in Publikationen (vgl. Mannheim – so wie es war, Düsseldorf 1971, S. 66) und der Presse (Unser Maimarkt so alt wie die Stadt selbst, in: Amtsblatt Nr. 16 vom 30. April 1953) über den Maimarkt geäußert. Kurze Beiträge dieses Aufsatzes von 1613 und zur Wiederbegründung des Maimarktes im Jahre 1949 erscheinen soeben in der Reihe des „Mannheimer Archivs“.
- 2 Die Quellenlage zur Geschichte des Maimarktes ist außerordentlich schwierig. Es gibt weder eine ältere städtische noch außerstädtische Aktenüberlieferung, die die Geschichte des Maimarktes kontinuierlich dokumentieren könnte. Für das 18. und frühe 19. Jahrhundert verwahrt das Generallandesarchiv in Karlsruhe einige Faszikel, in denen der Viehmarkt sowie die Festlegung der Jahrmärkte und Messen und die Messordnungen als Gegenstand von Verwaltungshandeln dokumentiert sind. Erst seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts steht eine einigermaßen geschlossene Überlieferung in den Akten verschiedener städtischer Ämter – u. a. Hauptamt und Dezernatsregistratur, Amt für Wirtschaftsförderung – und später auch der mit der Ausrichtung des Maimarktes beauftragten Gesellschaft zur Verfügung. Daher konnte das Interesse an der Vergangenheit und Entwicklung des Maimarktes bis lang fast ausschließlich durch Einzelfunde mehr oder weniger aussagekräftiger Quellen befriedigt werden. Für die Darstellung wurden verstreute Belege aus den Ratsprotokollen und Verwaltungsberichten der Stadt, Messeannoncen aus den Zeitungen, Zeitzeugenberichte, Messekataloge sowie die reichen Bestände der Plakatsammlung und Bildsammlung des Stadtarchivs ausgewertet. Eine umfassende Studie über die Geschichte des Maimarktes mit ausführlichen Quellen- und Literaturnachweise wird im Mai 2000 in der Reihe „Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim“ erscheinen, so daß ich mich hier auf die nötigsten Quellennachweise beschränken kann.
- 3 Vgl. „Freyheiten und Begnadigungen“ (Stadtprivilegien von 1607), Faksimile in: F. Walter, Mannheim, Bd. 1 (wie Anm. 1), vor S. 129.
- 4 Zum folgenden vgl. das Messeprivileg vom 10. Sept. 1613, abgedruckt in: Mannheimer Geschichtsblätter 5 (1904), Sp. 88 f.
- 5 Vgl. Karl Ludwig an Raugräfin Louise, 2. Mai 1663, zit. nach F. Walter, Mannheim, Bd. I, (wie Anm. 1), S. 250.
- 6 Zit. nach A. Blaustein (Hrsg.), Die Handelskammer Mannheim und ihre Vorläufer 1728–1928, Mannheim u. a. 1928, S. 9 f.
- 7 Zit. nach F. Walter, Das Kaufhaus in Mannheim, Mannheim 1910, S. 12.
- 8 S. J. Grund, Der erste Dienstag im May zu Mannheim 1825, in: Phönix. Rheinisches Unterhaltungsblatt in Mannheim (Stadtarchiv Mannheim S 2/205-1).
- 9 Zit. nach W. Gropengießer, Die Mannheimer Messen, in: Mannheimer Geschichtsblätter 6 (1905), Sp. 227.
- 10 Ebd., Sp. 228.
- 11 Anzeige im Intelligenzblatt – Beilage zum Mannheimer Tageblatt Nr. 100 vom 27. April 1837, S. 398.
- 12 Vgl. Programm für den Mannheimer Jubiläums-Maimarkt 1914, S. 7.
- 13 Messordnung der Stadt Mannheim, Mannheim 1895; Zitat § 10.
- 14 F. Walter, Mannheimer Messen und Maifeste (wie Anm. 1), Bl. 4.
- 15 F. Walter, Vom Sinn der Badisch-Pfälzischen Maitage, in: Badisch-Pfälzischen Maitage Mannheim 1922. Programmbuch, hrsg. vom Verkehrs-Verein Mannheim.
- 16 Vgl. G. Jacob, Mannheim (wie Anm. 1), S. 66.
- 17 So das Motto des Mannheimer Maimarktes 1949; vgl. Titelblatt des Programmheftes Mannheimer Maimarkt Mannheim 1949.
- 18 So der Untertitel des Maimarktes.

Die vom Stadtarchiv ausgerichtete Ausstellung zur Vergangenheit und Gegenwart des Maimarktes trägt den Titel „Immer junger Maimarkt“. Sie ist vom 24. April bis 4. Mai 1999 auf dem Maimarktgelände in Halle 30 zu sehen.

Anschrift des Autors:
Dr. Udo Wennemuth
Stadtarchiv Mannheim
Postfach 100035
68133 Mannheim

Ackerbau und Viehzucht gemein = nützlich befördert

Der Stengelhof in Mannheim-Rheinau

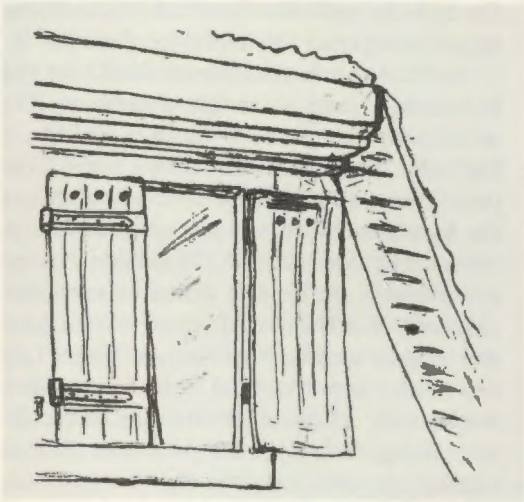
Die Ursprünge des Stengelhofes reichen zurück in das Jahr 1772. Aus dieser Zeit hat sich das Wohnhaus erhalten, das mit seinem markanten Krüppelwalmdach zum vertrauten Eingangsbild der nördlichen Relaisstraße gehört. Es ist der letzte Rest eines ehemals ausgedehnten Mustergutes, Zeugnis für die grundlegende Umstrukturierung der Landwirtschaft im 18. Jahrhundert.

Erbauer des Gutes war der kurpfälzische Geheime Staatsrat Johann Georg Anton von Stengel (1721–1798). Der vielseitig gebildete Sproß einer in den 20er Jahren zugewanderten und 1740 geadelten Beamtenfamilie durchlief unter Kurfürst Karl Theodor eine glanzvolle Laufbahn, die geprägt ist von Zeugnissen einer außergewöhnlichen Diplomatie, aber auch einer unablässigen Förderung der Künste und Wissenschaften.¹ Als Vertreter des neuen Dienstadels strebte Stengel nach einer standesgemäßen Lebensweise, die sich am eindrucksvollsten in einem reichen Grundbesitz manifestierte. Hauptwohnsitz der Familie war das Mannheimer Stadthaus im Quadrat A3, 4. Darüber hinaus erwarb Stengel nach und nach Güter in Mühlheim an der Mosel, Laudenschlag und Altwiesloch an der Bergstraße, Nierstein am Rhein, Bassano in Südtirol sowie, nahe bei Mannheim, in Feudenheim, Ilvesheim und Seckenheim. Die landschaftlich reizvolle Flußlage dieses letztgenannten Ortes bewog Stengel, dort einen Sommersitz zu errichten und so entstand 1768 oberhalb des Neckars ein Schloßchen mit Wirtschaftshof, einem gärtnerischen Versuchsgut und einer weithin berühmten Parkanlage.² Landwirtschaft und Gartenbau waren Stengels erklärte Neigungen. Wann immer es ihm möglich war, zog er sich auf sei-

ne Besitzungen zurück, wo er sich zumeist im Weinbau engagierte.³

Stengels Investitionen fielen auf guten Grund, denn seit Mitte des 18. Jahrhunderts erfuhr die westeuropäische Landwirtschaft einschneidende Veränderungen. Neue innovative Produktionsmethoden suchten den Druck einer wachsenden Bevölkerung zu steuern und verbreiteten sich mit geradezu revolutionärer Geschwindigkeit. Auch die Kurpfalz öffnete sich physiokratischem Gedankengut, wonach im Ackerbau die Quelle allen staatlichen Reichtums liege. Landesweit vollzog sich die Ablösung der Dreifelderwirtschaft durch eine leistungsfähige Kombination aus Ackerbau und Stallfütterung, bei der ausgeklügelte Düngemethoden und die Kultivierung neuer Nutzpflanzen im Vordergrund standen.⁴ Die Umsetzung der Reformen unter kurfürstlichem Protektorat unterschied nicht zwischen Adel und Bürgertum und so konnte Stengel ohne Ansehensverlust seinen Wunschtraum von einem Mustergut moderner Prägung erfüllen.⁵ Entsprechend zielstrebig ging er zu Werke.

Noch während sein Sommersitz emporwuchs, erwarb er 20 Morgen Pfarracker auf dem Seckenheimer Gemarkungsteil „Sand“. Als 1774 die Güter des aufgelösten Jesuitenordens für einen Spottpreis verschleudert wurden, griff Stengel erneut zu und vergrößerte seinen Besitz um weitere 121 Morgen des ehemaligen Stift-Neuburger Nonnengutes auf dem „Sand“ sowie im Ortsbereich von Seckenheim und auf Neckarauer Gemarkung. Abgerundet wurden diese Käufe durch den Erwerb der „Gänsewiese“ sowie kleinerer Stücke in den Seckenheimer Gemarkungen „Mallau“ und „Sporwörth“. Als Standort der Hofreite wählte



Stengelhof – Giebelpartien – (Ostseite)

Die kunstvolle Ausarbeitung der Hölzer belegt, daß es im Barock durchaus üblich war, auch Wirtschaftsgebäude zu gestalten

Zeichnung: Marion Schöbel



Stengel drei Parzellen an der neuen Chaussée zwischen Mannheim und Schwetzingen in unmittelbarer Nachbarschaft zum kurfürstlichen Relaishaus.⁶

Mit eigenhändiger Unterschrift billigte Kurfürst Karl Theodor im November 1772 „das Vorhaben [Stengels], die zu seinem Seckenheimer Lehen=Guth erworbenen viele öde Sandfelder in besseren und urbanen Stand bringen = mithin zu dessen Erzielung, solche gegen den Anlauf des Gewildes und sonstige Beschädigung sowohl verwahren als nächst dabei zu Gewinnung des erforderlichen Düngers und Beförderung der Viehe=Zucht einige Gebäude aufzurichten lassen zu wollen.“⁷ Die zuständige Forstbehörde wurde angewiesen, 50 Eichenstämme, 2260 Pfosten und 5650 Stangen aus „bequem liegenden Kameral Forsten ohne Schaden der Waldung und Wildfuhr“ kostenlos abzugeben.⁸ Kaum waren jedoch die ersten Hölzer eingetroffen, da begann auch schon der Ärger. Das Amt sah sich außerstande, den Auftrag in angemessener Frist zu erfüllen. Zwei Jahre lang läßt sich der einschlägige Schriftwechsel in den Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe verfolgen. Wiederholt suchte der Mosbacher Forstmeister Kettner um die Erlaubnis, das Eichenholz teilweise durch Buchenholz zu ersetzen und die Restlieferung von 2500 Stangen aus „einsjährigen Hackwäldungen zu entnehmen“.⁹

Heute ist von dieser hindernisreichen Baumaßnahme nur noch das eingangs erwähnte Wohnhaus erhalten, das in seinem Äußeren traditionellen Baustilen verhaftet blieb, sonst jedoch die raumgreifenden Erfordernisse einer modernen Landwirtschaft eindrucksvoll zur Geltung bringt. Den bauhistorischen Untersuchungen des Karlsruher Architekturbüros Crowell zufolge handelte es sich um ein Stallgebäude mit Speicherräumen über den gesamten Oberstock.¹⁰ Zwei Durchfahrten in der Mittelzone ermöglichten ein witterungsunabhängiges Be- und Entladen sowie eine direkte Zufahrt in andere Hofbereiche. Am östlichen Gebäudeende befand sich vermutlich eine Kammer mit einer Feuerstelle zur Futterbereitung und Weiterverarbeitung der täglich anfallenden Milch; jedenfalls läßt eine auffällige Deckenstörung im heutigen Küchenbereich auf das Vorhandensein einer solchen Einrichtung schließen.¹¹ Der im nordöstlichen Teil gelegene Gewölbekeller diente als Kühl- und Vorratsraum für Milchprodukte, sowie Rüben und Kartoffeln, ein wichtiges Indiz für das Aufkommen dieser Nutzpflanzen in der hiesigen Gegend.

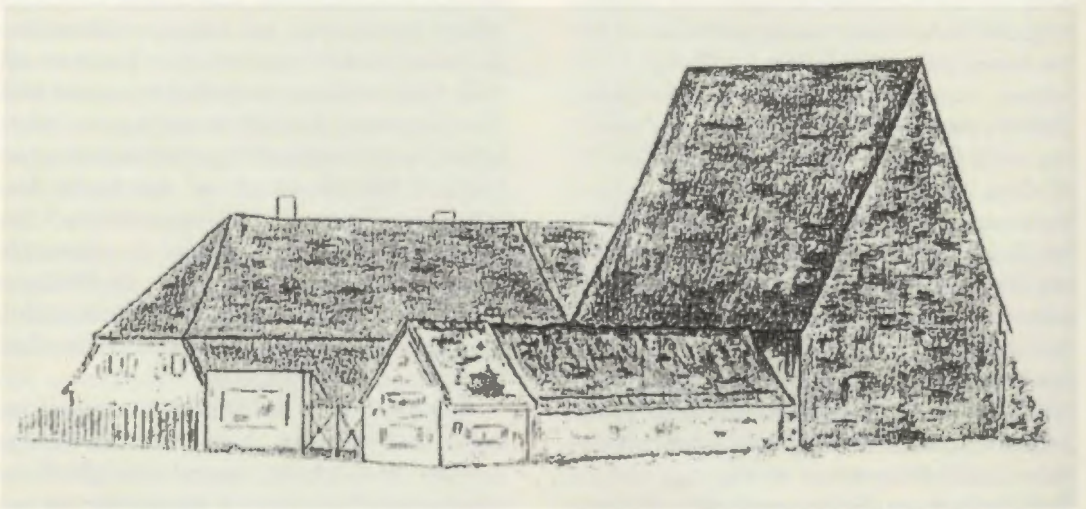
Um das Prinzip der Stallfütterung auf eine sichere Grundlage zu stellen, pachtete Stengel bei der Hofkammer gegen eine jährliche Gebühr von 240 Gulden 14 Morgen der Neckarauer Herrenwiesen und 24 Morgen der benach-

barten Fronäcker, „um darauf die Futterwurzeln und Kräuter, welche sich von den Sandfeldern sobald noch nicht versprechen lassen, ziehen zu mögen“¹². Er brauchte diese Flächen, denn nur durch die Haltung einer großen Viehzahl gewann er ausreichend Dung für die Bestellung seiner Äcker. Im übrigen machte Stengel bei dieser Transaktion kein schlechtes Geschäft, war doch der Anbau von Futterpflanzen, wie etwa Rotklee, von der Abgabe des sonst üblichen Neuzehten befreit.¹³

Neben der Milchwirtschaft setzte Stengel auch auf Obst- und Weinbau sowie Holzwirtschaft. 1775 bezog er 500 Piketten (Stangen) für seinen neuangelegten Obstgarten am Relaishaus. An gleicher Stelle legte er wenig später einen Weinberg an, wofür er 300 Flechtweiden für Umzäunungen bestellte.¹⁴ Wo der Boden für eine höherwertige Bearbeitung nicht genügend abwarf, forstete ihn Stengel mit Kiefern auf, eine Praxis, die er in ausgedehnter Form überall auf seinen Besitzungen widerspruchsfrei betrieb.¹⁵ Derlei sorgfältige Investitionen verlangten nach einer sachkundigen Hand und Stengel griff auch bei seinem jüngsten Projekt auf das viel praktizierte Bestandsystem (Pachtssystem) zurück. Dabei wurde mit ansässigen Bauern entweder ein zeitlicher, in der Regel neunjähriger, Bestand vereinbart (Temporalbestand) oder der Beständer verpflichtete sich und seine Nachkommen auf Lebenszeit (Erbbestand); so erklärt sich auch

die dem Stengelhof schon früh zugewiesene Bezeichnung einer „Meierei“, d. h. Pachthof.¹⁶

Am Ende der Ausbauphase umfaßte das Gut in den amtlichen Schatzungsregistern von 1778 eine Fläche von nahezu 90 Morgen, verteilt auf Gebäude-, Acker- und Waldflächen sowie Obst- und Weingärten. Den Gesamtwert bezifferte der kurpfälzische Hofkammerrat und Geheimverweser Schmuck auf 10 270 Gulden.¹⁷ „Herr von Stengel“, begründete Schmuck seine Veranlagung, „hat bekanntlich einen großen öden und nirgends angebaut gewesenen Strich Landes, welcher in purem Sand besteht, mit großen nimmermehr zu erschöpfenden Kosten zu Gärten, Wingerten, Baumstücken und Äckern angelegt, dadurch nicht nur die von Mannheim nach Schwetzingen durchziehende Straße verschönert, sondern auch das Land mit jährlicher Erzielung mehrerer Produkten bereichern wird, und es ist die Leistung Herr v. Stengels umso mehr zu achten, als dieser Hof in der unfruchtbarsten Gegend von lauter Flugsand liegt. Es kostete Anstrengung, unermüdeten Fleiß und große Auslagen, diese öde Gegend zu dem zu machen, was sie ist.“ Ein schmeichelhaftes Gutachten, das leider jeden Anspruch auf Wahrheit entbehrt. Weder konnte Stengel in nur vier Jahren aus dem Nichts eine blühende Oase erschaffen haben, noch war der „Sand“ jene trostlose Einöde, wozu ihn die unkritische Reformpropaganda so nachhaltig abstempelte.¹⁸ Stengel selbst sprach bezeichnenderweise



Der Stengelhof von Nordosten (1995)

Zeichnung: Marion Schöbel

nur von „ungebauten Sandfeldern“. Daß es sich um durchaus kultivierbares Land handelte, belegt nicht zuletzt die Tatsache, daß sehr bald weitere Siedler auf den „Sand“ kamen. Im November 1775 von Stengel erbbeständig belehnt, zog der Mannheimer Bürger und Perückenmacher Joseph Kießler mit seiner Frau Elisabeth, geb. Hornig ebenfalls an die neue Chaussée.¹⁹ „Kießlerhof“, nannte der Volksmund die neue Ansiedlung, bis heute existent als die Gastwirtschaft „Altes Relaishaus“, und dasselbe praktische Benennungsprinzip erfuhr auch der große Nachbar. Aus dem „Sandhof“ wurde kurzerhand der „Stengelhof“ und dies so rasch und so nachhaltig, daß bis in die jüngste Vergangenheit Neuerungen diesen Namen erhielten bzw. beibehielten, obwohl der ursprüngliche Bezug längst nicht mehr gegeben war. Einzig Stengel beließ es bei der Bezeichnung „Sandhof“.²⁰

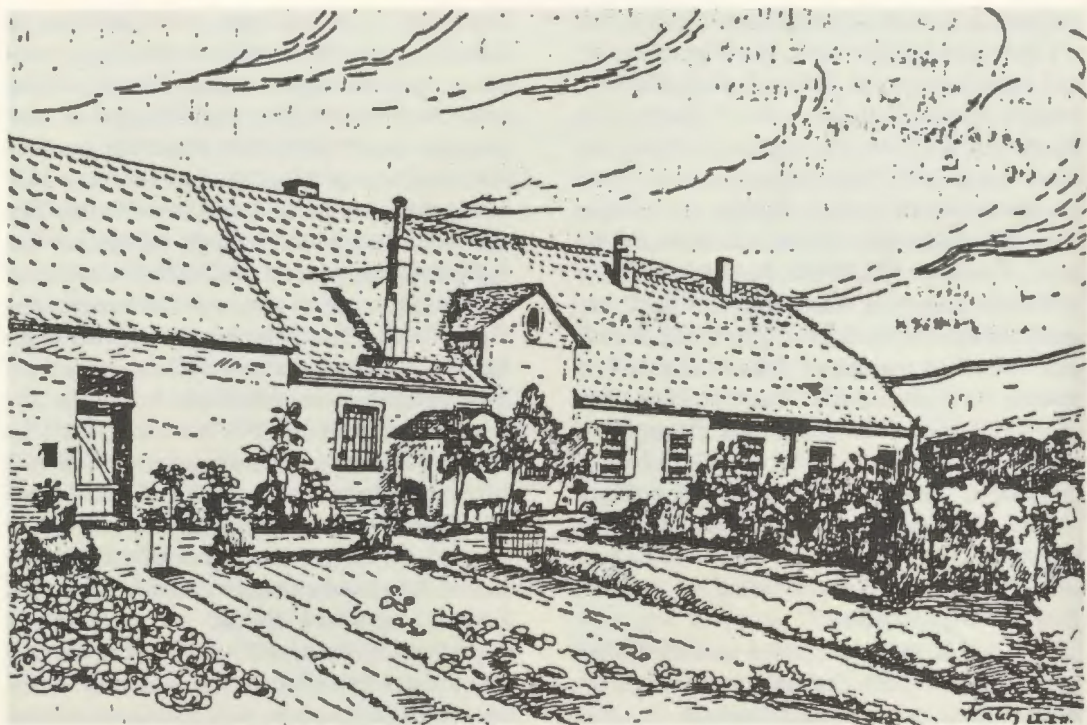
Mit der Anlage von Stengel- und Kießlerhof hatte die abgelegene Seckenheimer Enklave die Ausdehnung eines Weilers erreicht, zu dem auch das Relaishaus sowie die beiden älteren Anwesen des „Ried“- und „Backhofes“ zählten.

Kirchenbuch-Eintragungen wie „habitans in casa nova aufm Sand [wohnhaft in dem neuen Haus] oder auf den Stengelhof“ und „habitat aufm Sand prope [bei dem] Stengelhof bzw. „accolate Sand“ [Nachbar/ Anwohner des Sandes] zeigen deutlich, daß sich rund um den Stengelhof eine ganze Anzahl von Haushaltungen entwickelt hatten.²¹ Trotz der hohen Kindersterblichkeit konnte der Seckenheimer Pfarrer Eichhorn allein zwanzig Kommunikanten für die Jahre 1783/84 notieren. Außerdem richtete die katholische Gemeinde Seckenheim auf dem Stengelhof eine öffentliche Schule ein, die dem Hilfslehrer Daniel Müller unterstand.²²

Der Beginn der Revolutionskriege Ende des 18. Jahrhunderts setzte der friedlichen Landwirtschaft ein jähes Ende. Fast ein Jahrzehnt lang sah der „Sand“ eine ununterbrochene Folge von Truppendurchzügen, Aufmärschen und Kampferungen. Im Kampf um die Festung Mannheim 1795 und 1799 wurden der Stengelhof und das Relaishaus heftig umkämpft.²³ Die Bevölkerung litt unter den Einquartierungen, deren ständige Requirierungen an der Substanz des Hofes zehrten. Im Januar und Febru-



Der Stengelhof in Zeichnungen des Mannheimer Architekten Theodor Walch; Nordostseite mit Tor



Südosseite mit Backofen (um 1911)

Zeichnung: Theodor Walch

ar 1794 verbrauchten die Erdödy-Husaren 13 Klafter Brennholz, 200 Bund Stroh sowie eine Unzahl von Kerzen und es waren wieder die Österreicher, die 1797/98 den Stengelhof-Beständer Peter Fieser zu der Anzeige veranlaßten, daß die bei ihm im Quartier liegenden Husaren täglich Holz, Stroh und Kartoffeln forderten. 1799 schließlich nahmen die Dragoner bei ihrem Abzug Verpflegung und Futter für 227 Mann und 233 Pferde mit. Besonders wüst hauste die Soldateska in den Waldungen; dort hatten die Österreicher „in einem District von 60 Morgen am Relaishaus ... das junge Stangenholz ... theils zum Brennen, und theils vor [=zum Bau von] Hütten platten weis gehauen“.²⁴ Zu dem materiellen Elend kam die unerträgliche räumliche Enge, hervorgerufen durch zahllose linksrheinische Flüchtlinge und Soldaten aller Nationen, die sich wie Vieh in Scheunen und Stallungen drängten. Magen-/Darminfektionen mit oft tödlichem Ausgang gehörten zur Tagesordnung. „Laborans dysenteria“ [= an Durchfall leidend] lautete der letzte Vermerk des Pfarrers, der Tod unterschied nicht zwi-

schen Freund und Feind. Im Juli 1794 verlor die Flüchtlingsfrau Anna Maria Ruf aus Altrip ihre beiden Töchter²⁵ und Anfang September 1795 verstarben auf dem Stengelhof im Abstand von einem Tag die beiden österreichischen Marketer der Benoit Outerlays und Johann Paynal, 27 und 30 Jahre alt, gebürtig aus dem belgischen Ypern.²⁶ Die Notzeiten jener Jahre bildeten auch den Hintergrund einer Eingabe des katholischen Pfarrers und seines Hilfslehrers. Um die ausstehende Gratiale (Zuwendung) von 15 Gulden zu erhalten, mußte der Hilfslehrer geleistete Dienste nachweisen und listete dafür 20 Jungen und Mädchen aus 13 Familien auf.²⁷ Nur 6 Kinder zahlten Schulgeld, die übrigen mußte der Lehrer „uhnendgeldlich“ unterrichten. Eine Erklärung für die Säumigkeit ist leicht gefunden, weil für immerhin 8 Familien jeder Nachweis einer Seckenheimer Ortszugehörigkeit fehlt; das Zahlenverhältnis Einheimische zu Flüchtlingen läßt sich also gut nachvollziehen.²⁸

In den Jahren um 1800 glich der Stengelhof weniger einem Gutsbetrieb, als einem Sied-



Anwesen „Stengelhofstraße“ mit Toreinfahrt und Trennmauer – 50er Jahre

Photo: Privatbesitz

lungsprojekt. Manche Flüchtlingsfamilie hatte in der darniederliegenden Landwirtschaft ein Stückchen Feld unter den Pflug genommen, weil die Hoffnung auf eine Heimkehr in weite Ferne gerückt war. 1802 ging man sogar so

weit, die Seckenheimer Bauern um den Verkauf von Land zur Gründung eines Ortes um den Stengelhof anzugehen, aber nach dem Friedensschluß von 1803 setzte die Rückwanderung ein und das Vorhaben zerschlug sich.²⁹ Die Erben des am 10. Mai 1798 gestorbenen Stengel sahen sich außerstande, den umfangreichen Besitz zu halten, von denen ein Teil ohnehin nicht mehr im Familieneigentum war. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß ausgerechnet der Stengelhof dazu gehörte; ihn hatte Stengel 1790 nach einer Reihe unglücklicher Umstände dem Kurfürsten als Lehen abtreten müssen. Zwar konnte die Familie 1803 den Hof noch einmal freikaufen, aber zwei Jahre später kam das endgültige Aus. In einem detailliert ausgearbeiteten Vertrag verkaufte am 7. August 1805 „der kurpfälzische Generallandeskommissar Joseph von Stengel in seynem und seyner Geschwister Namen den in dem ehemaligen Oberamt Heidelberg, jetzt Amt Schwetzingen, Seckenheimer Gemarkung an der von Mannheim nach Schwetzingen führende Chaussée gelegenen Hof, der Stengelhof genannt an den dahiesigen [Mannheimer] Bürger und Gastwirth zum goldenen Ochsen, Herrn Joseph Wel-



Anwesen „Stengelhofstraße“ nach der Renovierung

Photo: Marion Schöbel



Anwesen „Stengelhofstraße“, 50er Jahre

Photo: Privatbesitz

lenreuther.“³⁰ Der Kaufpreis in Höhe von 8350 Gulden für den 84 Morgen $\frac{3}{4}$ Ruten großen Hof war zu jeweils einem Drittel an Martini des laufenden sowie der beiden Folgejahre zuzüglich fünf Prozent Zinsen zu zahlen. Ein spezielles Augenmerk galt auch den Interessen der amtierenden Beständer, bei denen kaum ein Jahr zuvor ein Wechsel eingetreten war. Am 22. August 1804 hatte nämlich der Seckenheimer Bürger Georg Philipp Treiber seinen auf neun Jahre laufenden Bestand an Johannes Hungerle aus Plankstadt und an den ebenfalls in Seckenheim wohnhaften Philipp Marzenell abgetreten.³¹ Damit beginnt die Tradition dieser Familie auf dem Stengelhof nahezu fünfzig Jahre früher als gemeinhin angenommen, denn jener Jakob Marzenell, mit dem die Familienüberlieferung einsetzte, ist Philipps zweitältester Sohn.

Ungleich Stengel gelang es Wellenreuther nicht, sich einzuleben, und auch seine Nachfolger hielten es nicht lange aus, Oberregierungs-

advokat Karl von Einsmann, Matthäus Haupt, Salomon Löb Sondheim, dessen Sohn Simon und Wilhelm Erny.³² Dieselbe Unruhe kennzeichnete auch das Bestandswesen der Jahre von 1811 bis 1847, Jacob Feldmann (ca. 1811–1813), Jacob Müller (Plankstadt; ca. 1816–1820), Peter Aal (Sandhofen; ca. 1833–1837), Heinrich Fellmann (Sandhofen; ca. 1837–1843) und Georg Hafner (ca. 1847).³³ Mit Wilhelm Erny setzt wieder die Geschichte ein, nach der in den 40er Jahren die beiden Seckenheimer Familien Erny und Böhles den Hof je zur Hälfte kauften und ihn baulich unterteilten. Doch auch diese neuen Eigentümer wurden ihres Gutes in den unruhigen Revolutionszeiten nicht recht froh und 1848 stand der Hof als Ganzes für 4000 Gulden erneut zum Verkauf. Jakob Marzenell wollte zugreifen, kam aber durch den Ruin eines Geschäftspartners um seinen Einsatz und konnte erst 1852 den Ernyschen Teil für inzwischen 6000 Gulden erwerben.³⁴ 1876 gelangte auch die andere Hälfte in den Besitz der Familie Marzenell, als der

letzte Vertreter der Familie Böhles nach zahllosen Erbteilungen gerade noch 8 Morgen veräußern konnte.

Auch nach der Zusammenführung wurde mit Rücksicht auf verwandtschaftliche Interessen die Aufteilung in zwei selbständige Höfe (im folgenden bezeichnet als die Anwesen „Stengelhofstraße“ und „Relaisstraße“) beibehalten. Die bis heute vorhandene Mauer hatte jedoch eine Tür, wodurch der Austausch gutnachbarlicher Beziehungen gesichert war. Einigkeit herrschte sicherlich auch bei der gemeinsamen Nutzung der Scheune auf dem Anwesen „Stengelhofstraße“. Nach ihrer Zerstörung durch Feuer um 1903 verlegte man den Neubau auf die Höhe der Grundstücksgrenze.³⁵ Überhaupt hatte der Stengelhof während des 19. Jahrhunderts mancherlei Veränderungen erfahren. Im Anwesen „Stengelhofstraße“ hatte das Wohnhaus einen unterkellerten Anbau erhalten, der als Scheune genutzt wurde sowie einen Backofen auf der Rückseite. Beiderseits waren die Durchfahrten weitgehend zurückgebaut, bzw. auf dem Anwesen „Relaisstraße“ vollkommen verschwunden, so daß sie dort nur noch an den zwei Radsteinen und einer

Zurücksetzung der Außenwand erkennbar sind.³⁶ Gerade dieses Anwesen nutzte das Wohnhaus buchstäblich bis in den hintersten Winkel. Ein Flur im Erdgeschoß trennte den Wohnbereich von der Stallzone, während das Obergeschoß schon im frühen 19. Jahrhundert Wohn- und Arbeitskammern aufnehmen mußte, außerdem den Heuboden über dem Stall. Zusätzlichen Speicher gewann man durch den Einzug eines zweiten Bodens, dessen Ziegelbelag ihn als Fruchtspeicher ausweist. Die großzügige Konstruktion des doppelt liegenden Stuhls erlaubte solche Eingriffe ohne weiteres, denn nach den Aussagen früherer Bewohner sah das Obergeschoß derlei Möglichkeiten von Anfang an vor.³⁷ Kleinere Anbauten und Geräteschuppen jüngeren Datums ergänzten auf beiden Seiten das Bild der Höfe.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mußte der Stengelhof die strukturelle Umwandlung des „Sandes“ in ein Industriegebiet verkraften. „Rheinau-Stengelhof“ nannte sich die neue Siedlung, die 1900 den Status eines Seckenheimer Nebenortes erhielt und 1913 als „Rheinau“ nach Mannheim eingemeindet wur-



Blick über den Stengelhof, 50er Jahre

Photo: Privatbesitz

de. Landwirtschaftlicher Erwerb war nurmehr möglich in Koexistenz mit den veränderten Gegebenheiten, zudem hatten beide Hofhälften eine Betriebsgröße erreicht, die Nebeneinkünfte im Fuhrbetrieb unumgänglich machte.³⁸ Auf

diese Weise überlebte der Stengelhof, bis sich Anfang der 70er Jahre die ererbte Landwirtschaft endgültig überlebt hatte. Nacheinander gaben beide Betreiber auf und boten ihre Höfe zum Verkauf an. Die Stadt Mannheim erwarb



Anwesen Stengelhofstraße, 20er Jahre

Photo: Privatbesitz

das Anwesen „Stengelhofstraße“ und überließ es der Behindertenorganisation „Lebenshilfe“, die nach dem Abriß von Stall und Scheune ein Wohnheim errichtete, das 1986 eingeweiht wurde. 1988 erfolgte die fachgerechte Renovierung des denkmalgeschützten Wohnhauses, da aber diese Erweiterung in absehbarer Zeit an ihre Grenzen stoßen wird, bemüht sich die „Lebenshilfe“ um die Überlassung des zur Zeit leerstehenden Anwesens „Relaisstraße“. Es bleibt zu hoffen, daß die Konzeption in nächster Zeit greift und der Stengelhof wieder in seiner Gesamtheit einer neuen Bestimmung zugeführt werden kann.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Mörz, Stefan: Aufgeklärter Absolutismus in der Kurpfalz während der Mannheimer Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor. Stuttgart 1991, S. 105 ff. Zur Familie von Stengel vgl. Neuberger, Otto: Von Stengel. In: Waldeck, Florian: Alte Mannheimer Familien. Nachdruck der Ausgaben von 1920, 1922 und 1923. Mannheim 1987. sowie Tenner, Helmut: Mannheimer Kunstsammler und Kunsthändler. Heidelberg 1966. S. 28 ff.
- 2 Vgl. Das Stengelsche Schloßgut in Seckenheim. In: Mannheimer Geschichtsblätter (MGBI), Nr. 24. 1923. S. 22; Göller, Leopold: Das Seckenheimer Schloßchen. In: Neue Mannheimer Zeitung (NMZ), Nr. 459, 4. 10. 1930; Kollnig, Karl: Das Seckenheimer Schloßchen. In: NMZ, Nr. 174 und 597 vom 14. 4. 1928 und 27. 12. 1933 sowie Sauer, Eduard: Geschichte des Seckenheimer Schloßchens. In: Seckenheimer Anzeiger, 1904. Geheimes Hausarchiv München (GHA), NL Stengel, Va5.
- 3 Vgl. Mörz (a. a. O.) S. 166.
- 4 Vgl. Schaab, Meinrad: Geschichte der Kurpfalz. Band 2: Neuzeit bis 1992. Stuttgart 1992. S. 225–228; Klingert, Lorenz. Wirtschaftsreform in Pfälzer Landen. In: MGBI, 36, 1935 und Funk, Martin Josef: Der Kampf der merkantilistischen mit der physiokratischen Doktrin in der Kurpfalz. In: Neue Heidelberger Jahrbücher, Band 18, Heidelberg 1914.
- 5 Die sogenannten Mustergüter waren als praktische Anschauungsbetriebe für die umliegende Landwirtschaft konzipiert. In Käfertal bei Mannheim betrieb der hugenottische Flüchtling Johann Benedikt Le Maitre seit 1760 ein solches Gut. Weitere Musterhöfe entstanden in Dossenheim bei Heidelberg und in Mundenheim bei Ludwigshafen.
- 6 StadtA MA, Amtsbuch Seckenheim (AB Se) Nr. 67. „Lagerbuch Sandfeld“. Grundstücksnummern 1336–1339. Dem Verlauf der Chaussée folgt in großen Teilen noch heute die B36 („Casterfeld-/Relaisstraße“). Das kurfürstliche Relaishaus wurde 1750 als Pferdewechselstation und Jagdhaus errichtet und lag bis zu seiner Zerstörung im Herbst 1795 in Höhe der heutigen „Konrad-Duden-Schule“. Eine Scheune, die den Artilleriebeschuß über-

standen hatte, wurde zunächst forstamtlicher Dienstsitz und später in eine Gastwirtschaft umgewandelt, die den Namen „Zum Stengelhof“ bzw., besser bekannt, „Buckelwirt“ erhielt. Das beliebte Ausflugsziel mußte 1960 dem Umbau des Karlsplatzes weichen.

- 7 GLA KA, 229/96431, kurfürstliches Reskript vom 11. 11. 1772.
- 8 GLA KA, 229/96431, kurfürstliches Reskript vom 11. 11. 1772; in den Folgejahren sollten zu dieser Bauholzlieferung noch zahlreichen Fuhren Dornestrupp und Flechtweiden kommen, die Stengel aus den umliegenden Gemarkungen kostenlos bezog; der Schriftwechsel hierzu befindet sich ebenfalls in der vorgenannten Akte.
- 9 GLA KA, 229/96431, Eingaben des Forstmeisters Kettner vom 21. 12. 1772 und vom 26. 4. 1774.
- 10 Bauhistorische Untersuchung durch das Karlsruher Architekturbüro Crowell, August 1996; zur Konzeption eines neuzeitlichen Gehöftes sowie der folgenden Ausführungen vgl. Darley, Gillian: The National Trust Book of the Farm. New York, S. 25; Mayer, Johann Friedrich: Lehrbuch für die Land- und Hauswirthe in der pagmatischen Geschichte der gesamten Hauswirthschaft des Hohenlohe-Schillingsfürstlichen Amtes Kupferzell. Nürnberg 1773. Faksimilie-Nachdruck von 1980 hrsg. vom Verein Hohenlohe Freilandmuseum e. V. Wackershofen und Reuter, Rolf: Haus und Hof im Odenwald. Form, Funktion und Geschichte. Heppenheim 1994.
- 11 Mit der gebotenen Vorsicht hypothetischer Aussagen kann man aus der Existenz einer Feuerstelle auch die Anlage einer Wohnung vermuten, womit die schon früh auftauchende Erwähnung zweier Wohnungen ihre Erklärung findet (vgl. die Taxierung von 1778, a. a. O. und den Wellenreutherschen Verkaufsvertrag von 1805; a. a. O.). Geht man dieser Hypothese weiter nach, kann man mit einiger Berechtigung für den Stengelhof die Existenz eines reformzeittypischen ökonomischen Ofens (raumübergreifender Mehrzweck-Holzsparofen) annehmen, der bereits auf dem nahen Relaishaus für Aufsehen sorgte.
- 12 vgl. Höflich, Friedrich: Der Stengelhof auf der Rheinau. MGBI. 12, 1911. S. 170–173. Obwohl quellenmäßig nicht mehr zu belegen, besitzt diese Arbeit inzwischen Originalwert, da Höflich auf verloren gegangenes Archivmaterial aus Karlsruhe und Mannheim zurückgreifen konnte. Trotz einer Reihe inhaltlicher Fehler kann auf diese Arbeit nicht verzichtet werden, denn sie ist heute die einzige relativ leicht zugängliche Auseinandersetzung mit dem Thema „Stengelhof“, da die Bearbeitungen von Sauer und Kollnig nur noch über sehr wenige Archive zugänglich sind (vgl. ebenda).
- 13 Vgl. Funk (a. a. O.), S. 128 f.
- 14 GLA KA, 229/96431 vom 7./11. 1. 1775 und vom 25. 3. 1778.
- 15 Ein kurfürstliches Reskript vom 26. Mai 1770 hatte die Stengelschen Waldungen von jeder forstamtlichen Beaufsichtigung entbunden; GLA KA, 229/96428.
- 16 Vgl. Widder, Johann Goswin: Geographische Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rheine, erster Theil. Frankfurt und Leipzig 1786. Faksimilienachdruck von 1995, S. 214 f; als erster nament-

- lich bekannter Beständer des Stengelhofes wird Georg Dewaldt genannt. Er verkaufte seinen Bestand am 10. Oktober 1787 für 1300 Gulden an den Seckenheimer Kronenwirt Tobias Treiber; vgl. Sauer (a. a. O.).
- 17 Vgl. Höflich (a. a. O.).
- 18 Die verzerrende Darstellung des „Sandes“ als unfruchtbare Einöde erfuhr erst in jüngster Zeit durch Probst eine Korrektur, vgl. Probst, Hansjörg: Seckenheim, Geschichte eines Kurpfälzer Dorfes. Mannheim 1981. S. 137 f.
- 19 StadtA MA, Amtsbuch Seckenheim (AB Se), Nr. 67, Grundstücke Nr. 1337 „die 178 Gewann, das Kießlerische Gebäude and der Schwetzinger Chaussée“; vgl. Widder (a. a. O.), S. 214 f.
- 20 GLA KA 229/96431; Eingabe Stengels vom 25. 1. 1785; vgl. auch die Namensgebung „Stengelhofweiher“ und „Rheinau-Stengelhof“ aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.
- 21 Vgl. Kreuzer, Rudolf: Seckenheimer Familien. 1641-1900. Hrsg. von der Schützengesellschaft Seckenheim. Seckenheim 1997. In: Badische Orts-sippenbücher. Band 80; Familiennummern 4356, 4622, 4623 und 0826.
- 22 GLA KA 229/96558.
- 23 Zu den Kampfhandlungen um den Stengelhof vgl. Walter, Friedrich: Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart. Band 1: Geschichte Mannheims von den ersten Anfängen bis zum Übergang an Baden (1802). Mannheim 1907, S. 826 und 873 f.
- 24 StA MA, NL Wolber und GLA KA 229/96428; Schadensaufstellung des Plankstadter Försters Wilhelm von 29. Juli 1795.
- 25 Der entsprechende Kirchenbucheintrag lautet: „de alta ripa ab novas invasiones gallorum trans Rhenum ab Stengelhof ad nos fugientium“ [= die sich aus Altrip vor den neuen Einfällen der Franzosen über den Rhein auf den Stengelhof zu uns geflüchtet hat]; vgl. Vgl. Kreuzer (a. a. O.), Familiennummer 4206.
- 26 Kreuzer (a. a. O.), Familiennummern 3745 und 3755.
- 27 GLA KA 229/96558.
- 28 Vgl. bei Kreuzer (a. a. O.) die Familiennamen Dehus, Fischer, Klein, Nagel, Roth, Pflästerer, Schredels-ecker und Wieser.
- 29 StA MA, NL Wolber.
- 30 StadtA MA, AB Se Nr. 17.
- 31 StadtA. MA, AB Se Nr. 17.
- 32 StadtA. MA, AB Se. Nr. 67, Eintragungen für die Grundstücke Nr. 1335, 1336 und 1339.
- 33 Vgl. Kreuzer (a. a. O.), Familiennummern 001, 1187, 1189, 1708 und 3590.
- 34 Vgl. Der Stengelhof bei Rheinau. Maschinenge-schriebenes Manuskript. In: Der Kurpfälzer. Schwetzinger Zeitung, 17. 1. 1931. StadtA MA, S2/15.
- 35 StadtA MA, NL Adolf Marzenell.
- 36 Vgl. Crowell (a. a. O.).
- 37 Da im Anwesen „Stengelhofstraße“ immer nur das Erdgeschoß bewohnt wurde, hatte sich im Oberge-schoß die ursprüngliche Konstruktion nahezu unverändert erhalten. Heute ist davon durch die Renovierungsmaßnahmen mit ihrer völligen Ent-kerung des Innenraumes nichts mehr erhalten; es ist jedoch zu vermuten, daß der Bereich der Stall-zone im Anwesen „Relaisstraße“ das einstige Aus-sehen bewahrt hat.
- 38 StadtA MA, NL Adolf Marzenell und Aussagen ehe-maliger Bewohner.

Anschrift der Autorin:
 Marion Schöbel M. A.
 Eberbacher Str. 62
 68259 Mannheim

„Light from our past“

Die Mannheimer Künstlerin Lulu Kayser-Darmstädter – Rückbesinnung auf jüdische Traditionen im amerikanischen Exil

Luise Kayser-Darmstädter wurde von allen Lulu genannt und diesen Namen trug sie mit einer gewissen Berechtigung, denn sie war drei Mal verheiratet. Zunächst mit dem Maler Karl Stohner, mit dem sie einen Sohn hat, dann mit Max Wolf, ebenfalls Maler, und schließlich mit dem Kunsthistoriker Stefan Kayser. Lulu wird am 26. April 1894 in Mannheim geboren. Mit ihren zwei Geschwistern, der älteren Schwester Maria und dem jüngeren Bruder Franz, wächst sie in der wohlhabenden Mannheimer Kaufmannsfamilie Darmstädter auf.

Ihr Vater Rudolf (1853–1936) leitet seit 1890 die väterliche Getreideagentur „Darmstädter & Co.“ und ist einer der führenden Mannheimer Kaufleute, Vorstandsmitglied und langjähriger Vorsitzender der Börse, Handelsrichter beim Landgericht Mannheim und Inhaber vieler Ehrenämter. Er hatte während eines 19-jährigen Aufenthalts in den USA die amerikanische Staatsbürgerschaft erworben, später aber wieder aufgegeben. Seine Kinder, als ihnen in ihrem 21. Lebensjahr die Option für das Bürgerrecht der USA freistand, machen von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch.¹ Die Mutter Berta, geb. May, (1869–1936), stammt ebenfalls aus einer bekannten Mannheimer Getreidegroßhändlerfamilie („S. May & Co.“).²

Die Erziehung der Darmstädter-Kinder, sie werden zum jüdischen Religionsunterricht geschickt, ist der Ausübung gegenüber ausgesprochen offen.³ Es handelt sich um eine vollkommen assimilierte, typisch bürgerliche Familie, die fest in das städtische, insbesondere das künstlerische Leben Mannheims eingebunden ist.

Lulus ältere, mit dem Maler Emil Krehbiel verheiratete Schwester, Maria Krehbiel-Darmstädter (22. 6. 1892–1943) entwickelt sehr

früh tiefreligiöse Züge. 1921, mit 29 Jahren, läßt sie sich evangelisch taufen und tritt der von Rudolf Steiner geprägten Christengemeinschaft bei.

Lulu studiert auf Wunsch ihres Vaters zunächst Ökonomie und erst anschließend, in München, Bildende Kunst.⁴ 1922 gewinnt sie den Kunstpreis der Münchener Akademie. Einige Jahre unterrichtet sie eine eigene Klasse in Komposition und Portrait.⁵

Eines dieser Bilder befindet sich in der Mannheimer Kunsthalle: Ein Mann mit Monokel sitzt mit verschränkten Armen auf einem Stuhl. Er ist mit einem blauen Anzug bekleidet. Das Bild zeigt exemplarisch die vorwiegend genutzte Farbkombination Lulus: Blau, Braun und Schwarz. Leider ist nicht bekannt, um wen es sich bei dem Dargestellten handelt.

Lulus beliebtestes Modell ist ihre Schwester Maria. Emil Krehbiel berichtet: „Ihre Schwester Lulu habe mehrere Bilder von ihr gemalt und zwar, obwohl sie sonst von Marias Wesen nicht viel kapiert, gute. Höchstens ein wenig zu morbide.“⁶

Über dieses Bild schreibt Lulu: „Ich erinnere mich sehr wohl an das Bild, das ich von Maria malte, zu einer Zeit, wo sie in schweren inneren Conflicten gelebt hatte. Sie fühlte sich gesundheitlich wenig wohl und hatte eine ihrer schweren Kopfschmerzenattacken zu überwinden. Also dieses Bild steht mir klar vor den Augen und Ihre Beschreibung macht mir die Einzelheiten noch deutlicher. Über den späteren Aufenthalt des Bildes wollen [wir] jetzt nicht endgültige Entscheidungen treffen. Zunächst lebt es mit Ihnen, der mehr als irgend ein anderer Mensch seelisch so innig verbunden war und ist.“⁷

Erste Ausstellungen kann Lulu im Mannheimer Kunstverein mitgestalten.⁸ In der Mannheimer Kunsthalle ließen sich sechs ihrer Bilder nachweisen.

1930 heiratet Lulu den Kunsthistoriker Stefan/Stephen S. Kayser, der bis 1933 Redakteur

der „Neuen Mannheimer Zeitung“ ist. Eine besondere Freundschaft verbindet sie mit dem Kunsthistoriker und damaligen Leiter der Mannheimer Schloßbibliothek, Wilhelm Fraenger. Emil Krehbiel, der Schwager Lulus, bezeichnet Fraenger sogar als ihren „besten



„Maria Darmstädter“ von Lulu Stohner, Öl auf Karton, 50 x 60 cm; Kunsthalle Mannheim, Sign. SO Inv. 65. Dauerleihgabe von Prof. Walter Schmitthener

Freund.“⁹ Obgleich Protestant, ist er der erste, der Lulu einen bleibenden Eindruck ihres Glaubens vermittelt: „Wie unvergessen bleibt mir die Vorstellung der alten Synagoge von Worms, die Du mir zum ersten Mal zeigtest – und wie wir die Treppe zum Bad hinunterstiegen – Du hast die Stufe mit Deinen Lippen berührt und Deinen Mund benetzt mit dem Wasser, das dunkel und trübe unser Spiegelbild zurückwarf. Du sagtest: Wie stolz bin ich, dass Deine Ahnen hier sich reinigten – wie stolz dass Du von so weither zu mir gekommen bist von einem alten Geschlecht – tausende von Jahren hat es sich erhalten und wird weiterleben.“¹⁰

Stefan Kayser schreibt 1930 in der Neuen Mannheimer Zeitung einen Artikel über Fraenger, und Lulu ergänzt diesen mit einer Portraitzeichnung (1. 11. 1930).¹¹

In seinem Nachlaß, dem Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam, hängt ein Ölbild von Lulu Kaiser-Darmstädter, ein Selbstportrait, daß sie ihrem Freunde Fraenger schenkte.

Lulu trägt hier eine blaue Matrosenbluse. Als Attribut ihrer Arbeit hält sie einen Pinsel in der Hand. Sie steht vor ihrer Staffelei. Dieses Bild wird durch ihre Lieblingsfarben dominiert: Blau, Braun und Schwarz.

Fraenger gründet in Mannheim die Mannheimer Bibliophile Gesellschaft, die Jahresgaben herausgibt. Das letzte Werk vor dem Verbot der Gesellschaft im Jahre 1933 trägt den Titel „Eurydike. Beschworene Schatten abgeschiedener Frauen. Eine Anthologie aus sechs Jahrhunderten“. Fraenger wollte es, als hätte er ihr Schicksal vorausgeahnt, Lulu widmen.

1933 hält er einen Vortrag „Synagoge und Orient“¹² über Rembrandts Einflüsse aus dem Judentum. Das handschriftliche Manuskript schenkt er Lulu: „Ich habe ihn [den Vortrag, pw.] gehabt als Manuscript in Handschrift – aber er ging verloren mit all unseren Sachen – alle Briefe von Wilhelm und die schönen Kapitel vom ‚tausendjährigen Reich‘, [d. i. eine Hieronymus Bosch-Monographie, pw.] die er mir persönlich gewidmet hatte. Alles ging in einem großen Lift hier in Amerika uns verloren! Über all diese traurigen Dinge kann ich jetzt nicht schreiben. Aber Dir eines Tages erzählen. Die Sache passierte im Jahre 1938 als wir von Tschechoslowakei nach Amerika auswanderten.“¹³



Portrait-Zeichnung W. Fraenger, 60 x 75 cm, Neue Mannheimer Zeitung, 1. 11. 1930

Photo: P. Weckel

1933, lange bevor die großen Deportationen in Mannheim stattfinden,¹⁴ flüchten Lulu und Stefan Kayser in die Tschechoslowakei, von wo aus sie 1938 in die Vereinigten Staaten emigrieren.

Der Bruder Franz führte seit 1923 eine Bank. Nach den Novemberpogromen 1938 entkommt er mit Frau und Schwägerin, Töchtern von Karl Herweck, dem Besitzer des früher in Mannheim wohlbekannten Rheinbades, in die Schweiz. Seit 1949 arbeitet er als Kunsthistoriker am Jewish Theological Seminary in New York.¹⁵

Maria bleibt „in dem von schwerer Krankheit der Mutter heimgesuchten Elternhaus (. . .) bis zum finanziellen Niedergang des väterlichen Geschäfts, dem Tod beider Eltern und der Zwangsversteigerung des Hauses (1937).“¹⁶ Die Eltern sterben, beide schwer erkrankt, im Abstand von 2 Monaten des Jahres 1936. Sie selbst wird 1940 nach Gurs deportiert. Nach einem vergeblichen Fluchtversuch wird sie nach Auschwitz gebracht, das sie nicht überlebt.¹⁷

Sieben Jahre leben Lulu und Stephen in Berkeley, Kalifornien. Dort beginnt Lulu mit 44 Jahren ein Ingenieurstudium: „Ich studierte

Schiffsbau, Ingenieurszeichnen, industrial design (wie mir jetzt die deutschen Ausdrücke fehlen, wenn man diese Dinge nur in english studiert hat) an der Berkeley University, um dann einen Job zu haben im Engineering office bei Henry Kaiser, der großen Shipyard in Richmond Californien. Meine Hauptarbeit war die neue Konstruktion des Rettungsbootes. Meine Arbeitsstunden waren von 4.30 Uhr p. m.

bis 12.30 Uhr a. m. Ich hatte mich nach einigen Wochen so gut eingearbeitet, dass ich nicht nur jede Aufgabe ausrechnen und darstellen konnte, sondern sehr gerne in diesem Fach tätig war. (...) Da ich nur von hier sprechen will, wo wir nun gelandet sind, muß ich sagen, dass alle meine Fähigkeiten und Kenntnisse gebraucht werden und noch mehr dazu!¹⁸ Ihr Mann, Stephen Kayser hält Vorlesungen an der University of



Lulu, Selbstportrait 1931, Öl auf Leinwand, 60 x 75 cm, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam

California, Berkeley: „Musch begins his lecture-course next week at the University on art-connoisseurship, that is the classification and dating of paintings. He will also deliver a series of lectures at the de Young Museum of San Francisco. I am still continuing working in my own line which gives me most satisfaction. One of my paintings could again been sold at Oakland.“¹⁹ Lulu Kayser gibt ihre Kunst also nicht auf. 1943 hat sie eine Solo-Ausstellung in der Art-Galerie of Oakland und beteiligt sich mit dem Selbstportrait „Artist in War Time“ (Tusche auf Pappe, 30 x 40 inches) in der Großen Jahresausstellung des De Young Memorial Museums in San Francisco „Meet the Artist“: „This picture is done in watercolor, a technique which I developed for this kind of work in portraying children. It is a product of speed not unlike the ships I am drawing now, though not turned out on any assembly line“.²⁰ 1946 stellt sie im San Jose State College aus.²¹

1944 wird Stephen Kayser zum Kurator des neuen Museum of the Jewish Theological Seminary in New York berufen, das das Haus Felix M. Warburgs bezieht. „Mit der 1944 erfolgten Schenkung des Warburg-Hauses an der Fifth-Avenue und 92. Straße und der Wiedereröffnung des Museums im neuen Domizil 1947 erweiterten sich die Möglichkeiten für Ausstellungen und Veranstaltungen entscheidend. Den Umzug und die Neueinrichtung der Sammlung hatte der Konservator Stephen Kayser geleitet. Von 1945 bis zu seinem Ausscheiden 1962 war Kayser für mehr als 80 Ausstellungen verantwortlich, für den Erwerb von rund 6000 Objekten, für die wissenschaftliche Bearbeitung der Bestände und ein eindrucksvolles Programm von Wanderausstellungen. Kaysers Leistung hat für viele Jahre Maßstäbe für jüdische Museen gesetzt.“²²

Die Kaysers leben im Museum, inmitten der sakralen Objekte. Lulu, die dort ein eigenes Atelier erhält, entwirft etliche Interieurs des Museums, wie sie an Fraenger schreibt: „Mein besonderes Glück ist das grosse Studio auf dem VI. Stock, in dem ich meine absolute Abgeschlossenheit habe, die ich für meine eigne Arbeit benötige. (...) In diesem Atelier liegen ein paar gerettete Kleinodien. Das Kreuz von der Liebfrauenkirche mit dem Datum 22. 5. 32, Francis Jammes Gedichte mit Einzeichnungen



Portrait-Foto Louise Kayser-Darmstädter Photograph unbekannt

(Gebete der Demut), Deine Aufnahme von [Hans] Jüdel, die ich noch immer sehr liebe.“²³

Das Kreuz aus der Liebfrauenkirche bedeutet Lulu sehr viel, sie schreibt ihm eine gewisse magische Wirkung zu: „Ja, dieser Talisman hat mich all diese Jahre begleitet; manchmal lag es auf meinem Herzen, wenn ich gar nicht mehr wußte, wie soll das Leben weitergehen. Wenn wir in andere Städte zogen, um neu anzufangen, neu zu hoffen, umzustudieren, aber nicht zu verzweifeln, dann nahm ich das eiserne Kreuz, gedachte der unvergänglichen Werte, der Liebe und Treue, die Du mir geschenkt hast und sie wirkten Wunder. Der Glaube an das Geistige, das stärker ist als wir wissen, hat mich geführt . . . Ich glaube auch an eine Verbundenheit über weite Meere und Länder hinweg, die ausstrahlt vom Mensch zum Menschen. Liebe erzeugt starke Kräfte, wie lange habe ich Dich gesucht in meinen Gedanken. Oftmals bei Menschen angefragt. Niemand konnte mir über Dich etwas aussagen; bis Fritz Wichert ganz



Herrenbildnis, 1928, Aquarell über Kohle auf Karton; 57,5 x 98,5 (davon 8 cm umgeknickt), Mannheimer Kunsthalle

plötzlich schrieb und er wüsste, daß Du irgendwo in der Nähe Berlins lebst.“²⁴

Erst hier, in New York, entwickelt sich Lulus religiöses Interesse, wie sie 1948, im Alter von 52 Jahren an Fraenger schreibt: „Ich habe mir auch ein bestimmtes Wissen über die jüdische Religion angeeignet, über die Gebräuche und Feste, über die Ceremonials und ihre Heiligkeit.“²⁵

Die Beschäftigung mit dem Museum und seinen Kunstgegenständen prägt Lulus Malerei: „Mein letztes Bild ist der Blick in eine alte Bauernsynagoge. Da wir einen sehr schönen Altar hier im Museum aufgebaut haben, der von Weilheim stammt aus dem Jahre 1720 und ich alle anderen Stücke wie die grosse Lesekanzel dazu anfertigen liess und selbst malte und überhaupt diesen ganzen Raum, eine kleine Schule, selbst entwarf und ausschmückte, in ein Gemälde einzufangen. Die Wände sind starkes blau - die Decke lichtgrün - die Säulen und Fensterrahmen ein warmes ockergelb, Altar und Kanzel (Binna) grau mit bunter Malerei. Kleine Vorhänge in Nischen in starken roten Farben, davor stehen die alten Kultgegenstände. Die Einheitlichkeit dieses Raumes ist durch die schönen Farben, wo die Leuchter aus Danzig, das Waschgefäß von einem anderen Ort in Europa stammt, das ewige Licht wieder von einer unbekanntenen Synagoge kommt und der prächtige Teppich aus Polen mitgebracht wurde. Alle diese heiligen Dinge haben hier eine Zuflucht gefunden.“²⁶

1947 erhält Lulu Kayser den Auftrag, zwölf Glasfenster für den im Februar 1947 durch Feuer zerstörten Har Zion Temple in Philadelphia zu entwerfen, die noch heute dort zu betrachten sind:

„Seit letztem November bin ich mit einer großen, sehr schönen Aufgabe betraut. Für eine wiederaufgebaute Synagoge in Philadelphia, die ziemlich durch Feuer zerstört war und nun in einfachen, geraden Formen sehr eindrucksvoll und ernst wirkt, die großen Fenster zu entwerfen. Es sind im Ganzen zwölf Fenster, sechs auf jeder Seite und haben etwa diese Form [hier folgt eine kleine Zeichnung, p. w.]; der Inhalt ist: Die jüdische Geschichte, beginnend die früheste Zeit in der Wildnis, wo die Juden ihr Allerheiligstes durch die Wüste trugen... - bis zur modernen Zeit. Das erste Fen-

ster ist schon in Glas ausgeführt und wird im September eingesetzt und zu den Hohen Feiertagen eingeweiht. Bis Dezember soll das zweite Fenster fertig sein. Bis jetzt habe ich die ersten sechs im Design fertig und sie wurden akzeptiert.

Es ist zu schwer, Dir die Fenster zu beschreiben, weil ich nur über das Inhaltliche sprechen könnte, wenn ich aber ein Foto bekommen oder ein farbiges Lichtbild, werde ich es Dir senden, mit einer detaillierten Erklärung.“²⁷

Den Mittelpunkt des ersten Fensters bildet der Torah-Schrein. Gekrönt wird er von einem traditionellen siebenarmigen Kandelaber, der Menorah. Die Gestaltung des Schreins entspricht den Funden in frühen Synagogen und sie verweist auf die historischen Tabernakel, den Tempel und die Synagoge der vergangenen Jahrhunderte. Im geöffneten Schrein sieht man die Replik einer Brustplatte, wie sie vom Hohepriester getragen wurde. Die zwölf Steine symbolisieren die zwölf Stämme und ihre Einheit vor Gott.²⁸

Die Synagoge, in der sich die Fenster befinden, ist inzwischen an eine Baptistengemeinde gegangen und in den Kirchenraum wurde eine Empore eingezogen, die das sechste und siebente Fenster dem Blick entzieht. Die Pinn Memorial Baptist Church, 2251 North 54 Street, steht kurz vor der Renovierung und es ist keineswegs sicher, das die gerade fünfzig Jahre zählenden Fenster die Umbauarbeiten überstehen werden.

Jedes Fenster stellt eine eigenständige Einheit dar und zusammen erzählen sie in die Geschichte des jüdischen Volkes. Die Fenster wurden nach den Entwürfen Lulu Kayser-Darmstädters von den Firmen Balano (1 Fenster) und H. J. Smith and Son (11 Fenster) hergestellt.²⁹ Sie sind typischerweise jeweils in drei Teile gegliedert. Der Mittelteil stellt die Hauptszene dar, die Seiten meist illustrative Beigaben. Die architektonischen Einzelheiten und Beigaben entsprechen der jeweils dargestellten Epoche.

Das elfte Fenster zeigt die Wiederbesiedlung Israels, die landwirtschaftliche Bewirtschaftung der Felder, die durchaus auch moderne Maschinen nutzt. So ist beispielsweise am linken Rand des Mittelteils ein Traktor zu

sehen. Drei Figuren dominieren den Vordergrund: ein Vater, ein kleines Kind, und seine Mutter, die es Höhe hält. Das Kind greift nach einem Zweig. Es verweist auf den jungen Staat wie auf die junge Generation der hier geborenen Israelis.

Hinsichtlich Lulus künstlerischer Ausdrucksmittel stellen die Fenster eine völlig neue Erfahrung dar. Die konstruktiven und materialbezogenen Fähigkeiten, die sie durch ihr Ingenieurstudium erwarb, bildeten das Fundament, mit dem sie sich überhaupt an die Aufgabe der Glasfensterentwürfe wagte: „I found that I could utilize all my previous experience as portraitist, stage designer, draftsman of blue-prints and architectural drawings, for this big project which involved the use and mastery of a new

medium, and five years of intensive study, contemplation, discussion and experiment.“³⁰

Aber vor allem in Bezug auf die dargestellten Inhalte wandelt sich die Kunst Lulus. Wie viele andere Künstler und auch Schriftsteller wendet sie sich in der Ausnahmesituation des Exils ihrem alten Glauben zu und empfindet das Bedürfnis, sich intensiver mit der Geschichte ihres Volkes auseinanderzusetzen. Die Glasfenster entwirft sie mit permanenter Unterstützung und unter der religiösen Anleitung von Professor Louis Ginzberg: „Unforgettable are the many hours we spent with the late Professor Louis Ginzberg discussing the contents of the various windows. His wisdom and profound learning became a main source of inspiration.“³¹

Während Lulu in Mannheim vorwiegend Portraits und Kompositionen anfertigte, also künstlerisch eher eine Kleinform bevorzugte, so wagt sie sich mit den Fenstern an eine ganz neue Perspektive. Das Individuell-Persönliche rückt zugunsten des historischen-religiösen Kollektivs in den Hintergrund:

„Seltsam, wie mehr und mehr ich von der Darstellung der menschlichen Figur abrücke. Nicht, dass auf den stained-glass-windows keine Figuren sind. Nein, bald auf jedem Entwurf ist die Figur mehr oder weniger dominierend dargestellt. Aber wenn es möglich war, nur wenig vom Gesicht zu sehen.“³² Diese Abwendung von der Beschäftigung mit dem direkten Gegenüber, mit einer konkreten Person, ist auch Ausdruck der exilbedingten Entfremdung. Ihre Freunde mußte sie in Europa zurücklassen und nahm sie nur als geistige Begleiter mit sich. Die Verlagerung des künstlerischen Interesses ins Symbolische läßt sich auch aus dem Figurenprogramm der Fenster ablesen. In den meisten Darstellungen erscheinen Personen als symbolische Stellvertreter, z. B. das israelische Baby in diesem Fenster als Stellvertreter für den jungen israelischen Staat.

Deutlich wird dies auch im letzten Fenster.

Die Hauptszene, ein paradiesischer Garten, wird von einem Globus beschirmt. Seine zwei Hälften reichen sich die Hände und darüber, im sternbeglänzten Himmel wölbt sich ein Regenbogen. Nicht nur soziale und nationale Feindschaften sind verschwunden, sondern auch physikalische Gegensätze werden in diesem utopi-



Glasfenster XI: Israel. The State of Israel
aus: *Light from Our Past*, New York 1959



Glasfenster I: The Torah
aus: Light from Our Past, New York 1959



Glasfenster XII: One World in Brotherhood
aus: Light from Our Past, New York 1959

schen Geviert vereint. Der Globus ruht auf drei Säulen, deren Kapitelle die hebräischen Inschriften tragen: „Wahrheit“, „Recht“ und „Frieden“.³³

In diesem XII. Fenster, das sozusagen die Vollendung im irdischen Paradies darstellt, werden die symbolischen Funktionen an die Tiere übergeben: Der am Brunnen trinkende Hirsch als Bild für die Verfolgung, die Pfauen als Symbol der Unsterblichkeit und schließlich die Taube als universelle Friedensträgerin.

Lulu wagt sich lange vor Marc Chagall, dem sie in New York des öfteren begegnet, an den Entwurf von Glasfenstern.³⁴ „Gestern habe ich eine kurze Begegnung mit Marc Chagall gehabt. Er besucht mich hin und wieder, geht

nach Europa für zwei Monate und ist dann wieder hier. Er wird Murals im Museum malen, ein Raum, der ganz seiner Kunst gewidmet sein soll. Wird für mich eine sehr anregende Zeit werden. Ich will ihm mein Studio zur Verfügung lassen.“³⁵ Sie lernten sich spätestens im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zur Eröffnungsausstellung des Jewish Museum kennen, in der neben traditionellen religiösen Gegenständen auch moderne jüdische Kunst präsentiert wurde. Ausgestellte Künstler waren Marc Chagall, Jacques Lipchitz und auch Lulu.³⁶

1964 ziehen die Kaysers nach Santa Monica.³⁷ Stephen hält an der University of California kunsthistorische Vorlesungen. Er ist „sehr

erfolgreich und bei den Studenten sehr beliebt. Stephen lehrt Kunstgeschichte und eine Klasse sog. ‚Integrated Art‘, die umfasst nicht nur die bildende Kunst, sondern auch Musik, Theater und Tanz (...). Auch hat er Übersetzungen gemacht und gerade eine Arbeit von Alois Riegl, dem Wiener Kunsthistoriker übersetzt. Er hat auch einen besonderen Vortrag über Wilhelms ‚Tausendjähriges Reich‘ gehalten.“³⁸

Noch im hohen Alter von 76 Jahren greift Lulu immer wieder zum künstlerischen Handwerkszeug: „Meine Arbeit ist zur Hauptsache die Häuslichkeit und ich tue alles allein, die Küche, die Wäsche etc. und wir haben oft Gäste zum Abendessen. Es ist ein gutes, vernünftiges Leben und ich mache alles gerne. Bis vor etwa vier Jahren habe ich mich noch mit meinen Entwürfen für Fenster, Vorhänge etc. beschäftigt, aber nachdem wir nach Californien gezogen sind, wollte ich es aufgeben. Ich war müde mich mit den Boardmitgliedern herumzudisputieren, die das Geld geben und damit das Recht haben, ihre Wünsche zu äußern und zum großen Teil erfüllt zu haben. Aber gegenwärtig hat mich das besonders ausdrucksvolle Gesicht einer bekannten Dame sehr angeregt eine Skizze zu machen und versuche damit in 4 Tuschfarben hellbraun, dunkelbraun noch dunkler braun und blau ein Portrait zu malen. Es erscheint mir als würde es gelingen.“³⁹ Nachdem sich Lulu über zwanzig Jahre, bedingt durch ihre Arbeit im Jewish Museum und den Glasfensterauftrag, vorwiegend mit jüdischer Kunst und Innenarchitektur beschäftigt hat, kehrt sie wieder in ihren alten Duktus zurück. Sie malt Portraits. Obwohl sie das Malen schon längst aufgeben wollte, wird sie von einem Gesicht so fasziniert, daß sie nicht widerstehen kann, dieses auf die Leinwand zu bannen. Sie beschreibt in dem Brief die Farben: braun, blau, alles sehr dunkel.

Erinnern wir uns noch einmal an das Herenbildnis und das Selbstportrait, so sehen wir, wie sehr Lulu zu ihrem ursprünglichen Duktus zurückkehrt. Auch hier dominieren dunkle Töne, überwiegen braun und blau.

Und auch die kalifornischen Landschaften inspirieren sie zu weiteren Werken: „Dort sind herrliche Spaziergänge durch hohe Tannenwälder sog. ‚Redwoods‘, die zum Teil 3000 Jahre alt sind, das älteste ‚lebende‘ aus so früher Zeit. Ich

war so beeindruckt, daß ich später zuhause eine einzigartige Composition gemalt habe, wie ein solcher Riese auf der Erde lag und Du in sein Inneres schauen konntest. Die Wurzeln hatten seltsame Formen u. Verschlingungen angenommen, die ich wie Lebewesen erkannte und auch als solche darstellte.“⁴⁰

Als sie die 80 überschreitet, gibt sie Kunst jedoch weitgehend auf: „Meine Kunst habe ich ziemlich aufgegeben. Sie lebt in mir und in Betrachtung. All das Schöne hier malen meine Augen, ständig und meine Hände ‚schweigen‘.“⁴¹

Besonders die Freundschaft zu Wilhelm Fraenger ist für Lulu ihr Leben lang von großer Bedeutung. Auch nach seinem Tod hält sie den brieflichen Kontakt zu seiner Familie aufrecht. Sie schreibt an Fraengers Witwe Gustel: „Ich habe sehr oft an Euch gedacht, war doch diese Begegnung vielleicht die Bedeutsamste in meinem Leben. Wilhelm war ein ungewöhnlicher Mensch, den ich nie vergessen kann.“⁴² In den Briefen an die Witwe und Tochter Fraengers lebt sie in ihren Erinnerungen, die Realität wird gebrochen durch Gedanken an den Tod und auch hier ist es Wilhelm Fraenger, der sie zu sich ruft: „Und welche Vorahnung auf den Tod, der mir immer als ein Freund und ewige Ruhe erscheint. Ich habe dieser Art alles schriftlich gemacht, verbrannt zu werden und die Asche ins Meer versenkt. Ich sehe jeden Tag den Pacific Ocean vor meinen Augen – ein wunderbares Gefühl, daß ich dort für immer ruhen werde.

Letzte Nacht, das erste Mal, habe ich so deutlich von Wilhelm geträumt. Ich sehe ihn wie früher auf der Straße stehen und auf beiden Seiten standen je ein Mann ganz schwarz gekleidet mit hohem dunklem Hut auf. Und ich war vielleicht 6 Meter entfernt und schaute ihn an. Sein Gesicht erschien jung und frisch es war zu mir gekehrt, aber die Männer nicht – seh nur ihr Profil – aber sie sprachen zu ihm und ich hörte es – keine Telefonate – keine Begegnungen mehr, das muß zu ende sein – oder! Danach erwachte ich in Schrecken und der Eindruck war tief und besinnlich und beherrschte den ganzen Tag während draußen wilde Stürme um das Haus fegten bei strahlendem Sonnenschein.“⁴³

Als Lulu 1976 Fraengers Bosch-Monographie erhält, die Gustel und Ingeborg Baier-Fra-

enger posthum herausgaben, arrangiert sie ein mehrtägiges Zeremoniell, um sie gebührend in Empfang zu nehmen: „Das Buch hatte einen festlichen Empfang. Das Paket war voll von Stempeln und Notizen von verschiedenen Stationen, wo es immer wieder von einer Bahn zur anderen geschoben wurde und dann die große Schiffsreise unternahm über den Ozean und endlich nach Californien zu mir. Das erste war, es auf dem großen alten Tisch von England (1630 datiert) niederzulegen und ausruhen zu lassen. Ungeöffnet für 3 Tage umhüllte ich es mit einer sehr feinen handgearbeiteten Spitzendecke aus dem Warburgischen Besitz – und nach dem Eröffnen blieb es am gleichen Platz bedeckt und behütet wie ein Kleinod aus der Ferne und von einer anderen Welt. Jetzt liegt es vor mir geöffnet und ich lese wieder auf Seite 37 die ‚Symbole der Tiere‘ sind tiefgründig für mich ergreifend. (. . .)

Die Tiefgründigkeit der Gedanken herauszuschälen und in Worte und Sätze zu verarbeiten ist einmalig bei Wilhelm. Er ist sowohl ein Seher als ein Erkennen und dazu die ganz ungewöhnliche Wortsetzung und geradezu Musik-Gesang ertönt in mir wenn ich es laut mir vorlesen kann. Ich höre ihn aus jedem Wort und verehere ihn für immer. Er ist ein ganz ‚Großer‘ und es wird eine Zeit kommen, wo die Menschen ihn wirklich verstehen können und den ‚Bosch‘ lesen wie die Heilige Schrift der Kunst. Ein Meister des Wortes und Gedanken.“⁴⁴

Der letzte Brief von Lulu an die Familie Fraenger ist vom März 1980. Die Neunzigjährige hat ihre künstlerischen Fähigkeiten mehr und mehr ins Spirituelle verlagert: „denn ich male mehr mit dem Herzen und der Seele. (. . .) die Hände wollen nicht mehr.“⁴⁵

Anmerkungen

- 1 Vgl. W. Schmitthenner (Hg.), Maria Krehbiel-Darmstädter, Briefe aus Gurs und Limonest 1940–1943, Heidelberg 1970, S. 13 f.
- 2 Vgl. ders., ebd.
- 3 M. Krehbiel-Darmstädter, Lebenslauf, in: W. Schmitthenner (Hg.), 1970, S. 28.
- 4 Vgl. L. Kayser-Darmstädter, in: Light from our past, New York 1958, o. p.
- 5 Vgl. dies., ebd. sowie Who is who in American Art, 1953.

- 6 Protokoll von W. Schmitthenner über Besuch bei Karl Krehbiel, Kuppenheim, 15. 11. 1947, Mannheimer Stadtarchiv, Zugang 17/1987.
- 7 Brief von L. Kayser-Darmstädter an W. Schmitthenner, 13. 12. 1970, Mannheimer Stadtarchiv, Zugang 17/1987.
- 8 Vgl. Listen Bestand Kunstverein Mannheim, Mannheimer Stadtarchiv.
- 9 Protokoll von W. Schmitthenner über Besuch bei Karl Krehbiel, Kuppenheim, 15. 11. 1947, Mannheimer Stadtarchiv, Zugang 17/1987.
- 10 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 1. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 11 W. Fraenger wollte ihr den von seiner Mannheimer Bibliophilen Gesellschaft herausgegebenen Band „Eurydike. Beschworene Schatten abgeschiedener Frauen“ widmen, was jedoch wegen des Verbots der Gesellschaft 1933 nicht mehr zustande kam. Vgl. Aufzeichnungen von I. Baier-Fraenger, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 12 Veröffentlicht in: W. Fraenger, Von Bosch bis Beckmann, Amsterdam 1996, S. 124–151.
- 13 L. Kayser-Darmstädter an G. Fraenger, 1. 11. 1970, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 14 Vgl. „Auf einmal da waren sie weg“, hg. vom Stadtjugendamt Mannheim, Mannheim 1995, S. 84 ff.
- 15 Vgl. W. Schmitthenner (Hg.), Maria Krehbiel-Darmstädter, Briefe aus Gurs und Limonest 1940–1943, Heidelberg 1970, S. 13 f.
- 16 M. Krehbiel-Darmstädter, Lebenslauf, in: W. Schmitthenner (Hg.), 1970, S. 28.
- 17 Ein Teil ihres Briefnachlasses befindet sich im Mannheimer Stadtarchiv.
- 18 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 1. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 19 L. Kayser-Darmstädter an M. Krehbiel-Darmstädter, 30. 9. 1942, Stadtarchiv Mannheim.
- 20 L. Kayser-Darmstädter, in: Meet the Artist, Ausstellungskatalog, hg. vom De Young Memorial Museum, San Francisco 1943.
- 21 Vgl. Who is Who in American Art, 1953. Die dort aufgeführte Solo-Ausstellung im De Young Museum hat nach Auskunft der dortigen Kuratorin nicht stattgefunden.
- 22 V. B. Mann/E. D. Bilski, Das jüdische Museum New York, New York/München 1996, S. 16 f. Vgl. S. Kayser, Inaugural Exhibition. The Giving of The Law and The Ten Commandments, New York, o. D.
- 23 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 30. 5. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 24 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 1. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam. Fritz Wichert war von 1909 bis 1923 der Direktor der Mannheimer Kunsthalle.
- 25 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 1. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 26 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 11. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam. In einem Nachruf auf Stephen Kayser ist dieser vor dem Bilde, das Lulu hier beschreibt abgebildet, Jewish Art, Vol. 15/1989, S. 120.
- 27 Louise Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 11. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.

- 28 Vgl. die ausführliche Dokumentation der Fenster durch R. B. Goldstein, in: *Light from our past*, New York 1959, o. p.
- 29 Vgl. *Light from our past*, New York 1950 sowie Bettina Scheeder: *Künstlerinnenportraits*, in: „Stadt ohne Frauen“, hg. von der Frauenbeauftragten der Stadt Mannheim und den Autorinnen, Mannheim 1993.
- 30 L. Kayser-Darmstädter, in: *Light from our past*, New York 1959, o. p.
- 31 L. Kayser-Darmstädter, in: *Light from our past*, New York 1959, o. p.
- 32 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 11. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 33 Vgl. R. B. Goldstein, in: *Light from our past*, New York 1959, o. p.
- 34 Chagall begann erst 1958, sich mit Glasfenstern zu beschäftigen: „1958 lernte Chagall Charles Marq kennen, diesen unvergleichlichen Glasmaler und Erben einer jahrhundertealten Tradition“, in: Ch. Sorlier, *Marc Chagall*, München 1991, S. 206/207.
- 35 L. Kayser-Darmstädter an W. Fraenger, 11. 8. 1948, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 36 Vgl. Ausstellungskatalog, *Inaugural Exhibition. The Giving of The Law and The Ten Commandments*, hg. vom Jewish Museum New York, New York 1944.
- 37 „Wir leben jetzt in California, 401 Washington Ave, Santa Monica“, Louise Kayser-Darmstädter an G. Fraenger, 18. 3. 1964, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam. Seit 1973 wohnten sie 220 San Vicente Blvd, Santa Monica, California, 90402 (Louise Kayser-Darmstädter an G. Fraenger, 13. 2. 1973, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam).
- 38 Louise Kayser-Darmstädter an G. Fraenger, 10. 2. 1970, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 39 L. Kayser-Darmstädter an G. Fraenger, 10. 2. 1970, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 40 L. Kayser-Darmstädter an G. Fraenger, 15. 12. 1970, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 41 L. Kayser-Darmstädter an G. Fraenger und I. Baier-Fraenger, 24. 2. 1974, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 42 L. Kayser-Darmstädter an G. Fraenger, 18. 3. 1964, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 43 L. Kayser-Darmstädter an G. Fraenger und I. Baier-Fraenger, 8. 1. 1975, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 44 L. Kayser-Darmstädter an G. Fraenger und I. Baier-Fraenger, 23. 3. 1967, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.
- 45 L. Kayser-Darmstädter an I. Baier-Fraenger, 20. 3. 1980, Wilhelm-Fraenger-Archiv, Potsdam.

Anschrift der Autorin:
 Petra Weckel
 Wilhelm-Fraenger-Archiv
 Tschaikowskiweg 4
 14480 Potsdam

Mannheim als Schiffahrtszentrum

Das Firmenarchiv von „Rhenania“ im Stadtarchiv Mannheim

ÜBERNAHME UND BEARBEITUNG DES BESTANDS

Auf Initiative der Geschäftsführung, vorzugsweise Frau Marga Faltermann, gelangte das Firmenarchiv der „*Rhenania Schiffahrts- und Speditionsgesellschaft mbH Mannheim*“ am 19. Juli 1994 in das Stadtarchiv Mannheim. Nach Klärung aller rechtlichen Details war die Geschäftsführung der *P & O Trans European Management GmbH Mannheim* unter ihrem Vorsitzenden Charles J. Rice bereit, dem Stadtarchiv die Unterlagen als Depositum zu übergeben. Gemäß Depositumvertrag vom 24. Juni 1994 sind hierbei die Personalakten des Bestands für die allgemeine Benutzung gesperrt. Eine Entsperrung kann nur im Einzelfall und nur mit Genehmigung der Geschäftsführung der *P & O Trans European Management GmbH Mannheim* erfolgen. Daneben sind im Rahmen der Benutzung die einschlägigen rechtlichen und gesetzlichen Bestimmungen zu beachten, d. h. das Landesarchivgesetz von Baden-Württemberg vom 27. Juli 1987 und die Archivordnung der Stadt Mannheim vom 10. Juli 1992.

Das Schriftgut befand sich bei der Übernahme in das Stadtarchiv Mannheim in Leitz-Ordern, die in gehefteten Klarsichtfolien auch das gesamte Bildmaterial enthielten. Nach einer ersten Sichtung erfolgte, unter Beibehaltung der ursprünglichen Ordnung, zunächst die Eingangsbearbeitung des Archivguts (Anbringen einer sog. Kunststoff-Zippelheftung, Entmetallisierung, Umpacken der Fotos in säurefreie Fototaschen). Der nächste Arbeitsschritt bestand in einer Gliederung des Materials nach Themenbereichen. Die anschließende Verzeichnung des

Bestands, im April 1997 vollendet, lag beim Autor des vorliegenden Artikels. Die Titelererschließung erfolgte nach archivischen Grundsätzen. Kassationen wurden nicht vorgenommen, ergänzendes Werbematerial des Unternehmens aus Dokumentationsgründen beim Bestand belassen. Der Gesamtumfang beträgt 408 Einzelpositionen. Hierunter befinden sich fünf Sonderformate (hauptsächlich großformatige Bilder), die in eigens dafür bestimmten Kartons aufbewahrt werden, sowie ein Werbefilm von Eberhard Fingado¹. Das Findmittel, am 5. März 1998 von Stadtarchivdirektor Dr. Jörg Schadt dem Vorsitzenden der Geschäftsführung der *P & O*, Charles J. Rice, übergeben, umfaßt mehr als 70 Seiten.

Der Bestand gibt Einblicke in einen wichtigen Mannheimer Wirtschaftsbereich, ist aber auch für die Geschichte des Transportwesens und der europäischen Binnenschifffahrt von erheblichem Gewinn. Rhenania hatte auch entscheidenden Anteil an der Neuordnung der bundesdeutschen Binnenschifffahrt in den ersten Nachkriegsjahren. Deshalb wird im folgenden ausführlich auf die Geschichte des traditionsreichen Mannheimer Unternehmens eingegangen. Die Zeit ab ca. 1960 ist in der Hauptsache durch Geschäftsberichte u. ä. dokumentiert, der Schwerpunkt dieses Artikels liegt deshalb auf den fünf Jahrzehnten nach Gründung des Unternehmens.

RHENANIA – ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG EINES MANNHEIMER KONZERNS

Die Geschichte des Unternehmens Rhenania ist zugleich auch die Lebensgeschichte sei-



Hermann Hecht, 1955

Stadtarchiv Mannheim, Rhenania, Zug. 60/1994, Nr. 403

ner Gründer, der Brüder Hermann und Jacob Hecht. Deshalb soll an dieser Stelle auch eine Würdigung der beiden Unternehmerpersönlichkeiten erfolgen.²

Die Brüder wuchsen als Söhne des Hauptlehrers Simon Hecht und seiner Frau Johanna, geb. Rosenberg, in ihrem Geburtsort Gondelsheim bei Bruchsal auf. Hermann Hecht, geb. am 13. März 1877, besuchte nach der Volksschule das Gymnasium in Bruchsal bis zum Abschluß des sog. Einjährigen, absolvierte danach eine kaufmännische Ausbildung in der Mannheimer Zigarrenfabrik Gebr. Mayer. 1897 bis 1899 folgte eine Anstellung in der Getreideagentur Michael Borger in Mannheim. Nach einer halb-jährigen Tätigkeit bei der Firma Wilhelm H. Müller & Co. in Rotterdam stand Hermann Hecht bis zum Jahr 1901 der Warenabteilung der Pfälzischen Bank in Mannheim vor. Sodann kehrte er als Abteilungsleiter für Getreidespedition und Rheinschiffahrt zur Firma Müller nach Rotterdam zurück.

Jacob Hecht, geb. am 25. Juni 1879, verließ das Gymnasium ebenfalls nach Abschluß des Einjährigen, um eine kaufmännische Ausbildung zu absolvieren. Nach einer Lehre im Bankhaus Jakob Bär in Bruchsal und einer kurzen Tätigkeit in einer Getreidefirma, gelangte er für zwei Monate zur Rheinschiffahrt AG vorm. Fendel in Mannheim.

Repräsentant dieser Firma für Holland und Belgien war wiederum die Firma Wilhelm H. Müller & Co. in Rotterdam. Durch Hermann Hechts gute Beziehungen zum Mitinhaber A. C. Kroeller gelang es, Jacob Hecht zunächst die Anstellung bei der Rheinschiffahrt AG in Mannheim, danach eine Position bei der Antwerpener Niederlassung der Firma Müller zu ermöglichen.

Samuel Rosenberg, ein Bruder Johanna Hechts, betrieb seit 1885 das Schiffsahrts- und Speditionsunternehmen S. Rosenberg in Mannheim. In ihrer Kindheit erfuhren die Brüder Hecht und ihre vier Geschwister große Unterstützung durch das Ehepaar Rosenberg, nicht zuletzt auch in finanzieller Hinsicht. So ermöglichten die Rosenbergs den Hecht-Kindern den Besuch des Gymnasiums, was mit dem Lehrergehalt Simon Hechts nicht einfach gewesen wäre. Als Samuel Rosenberg im Jahr 1902 im Alter von 53 Jahren überraschend starb, sah

Hermann Hecht es als eine moralische Verpflichtung an, seine gutdotierte Position in Amsterdam aufzugeben und zum 1. Juli 1903 das Geschäft seines Onkels in Mannheim zu übernehmen, nicht zuletzt, um der Familie den Besitz des Unternehmens zu erhalten.

Im gleichen Jahr verließ Jacob Hecht die Niederlassung der Firma Wilhelm H. Müller & Co. in Antwerpen und errichtete dort eine Zweigstelle des Unternehmens Gebr. van Uden, das sich im Besitz der holländischen Familie van't Hoff befand und wiederum seit Jahren eng mit S. Rosenberg in Mannheim zusammenarbeitete. Für seine hervorragenden Leistungen in der Firma wurde Jacob Hecht zum Teilhaber des nun unter dem Namen „Gebr. van Uden & Co.“ firmierenden Unternehmens ernannt. Der Inhaber, Johan van't Hoff, leitete gleichzeitig die Schiffervereinigung „Rheinschiffer-Genossenschaft“, die 1906 in die „Rhenania-Rheinschiffahrtsgesellschaft mbH, Homberg“ übergang.

Der Wunsch Hermann Hechts, Umschlagplätze in Mannheim zu erwerben, erfüllte sich, als im Jahr 1907 Léon Weiss beschloß, sein Speditions-geschäft am Verbindungskanal in Mannheim zu verkaufen. Unter Beteiligung von Max Heller, eines Freundes der Hecht-Brüder, Leo Brunnehild, eines langjährigen Kunden von Hermann Hecht, und Georg Raudenbusch, Prokurist der Firma Léon Weiss, gründete Hermann Hecht, zugleich Bevollmächtigter seines Bruders Jacob Hecht, am 5. März 1908 in Mannheim die *Rhenania Speditions-Gesellschaft mbH vorm. Léon Weiss*, Keimzelle des späteren Rhenania-Konzerns. In den Folgejahren war Rhenania Mannheim Vorreiter im Bereich technischer und baulicher Innovationen. So nahm man 1909 die beiden ersten elektrischen Kräne in Betrieb, in den Jahren 1910/11 folgte im Industriehafen der Bau des modernsten Getreidesilos am Rhein. Ebenfalls ab 1909 erfolgte die Expansion des Unternehmens. Zunächst übernahm man die Lagerhäuser der Firma August Heuser in Duisburg, mit der ein Speditionsabkommen geschlossen wurde, und gründete dort die *Allgemeine Speditions-gesellschaft A.G.*

Bereits im Jahr 1907 hatte Jacob Hecht mit finanzieller Unterstützung von Geschäftsfreunden in Antwerpen die *Société Belge de Naviga-*



Jacob Hecht, 1955

Stadtarchiv Mannheim, Rhenania, Zug. 60/1994, Nr. 404

tion *Fluviale*, die erste belgische Flußschiffahrtsgesellschaft, gegründet. Diese zunächst nur für den Verkehr auf belgischen Flüssen konzipierte Gesellschaft wurde sehr bald zur Rheinschiffahrtsgesellschaft ausgebaut, das Kapital unter starker Beteiligung der Rhenania Mannheim aufgestockt.

Auch die deutschen Landesregierungen zeigten zunehmend Interesse an der Schifffahrt, da hier eine starke Konkurrenz zu den landeseigenen Bahnen erwuchs. Nachdem Preußen die Mannheimer Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft sowie die Mannheimer Lagerhausgesellschaft A. G. in seinen Besitz bringen konnte, sah das Großherzogtum Baden seinen Einfluß zunehmend schwinden. Mit Hilfe der Rheinischen Kreditbank in Mannheim gelangte man in den Aktienbesitz zweier früherer Familienunternehmen, darunter die Rheinschiffahrt A. G. vorm. Fendel in Mannheim.

Das Land Bayern, wozu damals auch die Pfalz gehörte, befürchtete eine verstärkte Abwicklung des Rheintransports in Richtung Schweiz über den Mannheimer Hafen zu Lasten Ludwigshafens. Deshalb schloß das Land Bayern am 5. September 1913 einen Kooperationsvertrag mit Rhenania, worin das Unternehmen sich u. a. verpflichtete, im Interesse des Hafens Ludwigshafen zu arbeiten und diesen im Konkurrenzfall zu schützen. Im Gegenzug erhielt Rhenania einen Kredit in Höhe von zwei Millionen Mark. Nach weiterer Expandierung, so etwa durch Übernahme der Majorität bei der *Rhenania Rheinschiffahrtsgesellschaft mbH* in Homberg sowie Bau eines Lagerhauses in Straßburg, konstituierte sich am 14. Nov. 1913 in den Räumen der Bank für Handel und Industrie in Mannheim der Aufsichtsrat der *Rhenania Speditions-Gesellschaft mbH* vorm. *Leon Weiss, Mannheim*.

Auch während des Ersten Weltkriegs konnte, vor allem durch den Einfluß Hermann Hechts in Wirtschafts- und Regierungskreisen, der Rhenania-Konzern weiter ausgebaut werden. Neben einer Vergrößerung der Schifffahrtsflotte sei hier vor allem die Erweiterung der *Allgemeinen Speditions-AG* in Duisburg genannt. Der Ausgang des Krieges hatte auch Auswirkungen auf den Konzern. So mußte die Rhenania-Gruppe durch Bestimmungen des Versailler Vertrags 17,5% ihres Schiffsraums

abgeben und die Majorität an der *Société Belge de Navigation Fluviale* einer holländisch-belgischen Gruppe übertragen. Um auf längere Sicht die entstandenen Verluste auszugleichen, fanden Neugründungen statt bzw. wurden Mehrheitsanteile an weiteren Firmen übernommen. 1920 wurde deshalb die *Neptun Transport- und Schifffahrts AG* in Basel gegründet, deren Leitung Jacob Hecht übernahm. Ebenfalls 1920 entstand die *Münchener Lagerhaus- und Transport-Gesellschaft mbH*. Im Folgejahr fand zusammen mit der Stadt Worms die Gründung der *Rhenania Wormser Lagerhaus- und Speditions AG* statt. Nach finanziellen Rückschlägen durch die Inflationsjahre sowie die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen 1923 war in den folgenden Jahren der Weimarer Republik ein deutlicher Aufwärtstrend zu verzeichnen. Neben der Vergrößerung des Schiffsparks ist hier vor allem die Errichtung weiterer Speicheranlagen entlang des Rheins zu nennen.

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 brachte für den Rhenania-Konzern eine völlig neue Situation mit sich. Aufgrund der jüdischen Abstammung der Brüder Hecht sahen sich sowohl die *Rhenania Speditions-Gesellschaft mbH* vorm. *Leon Weiss, Mannheim* als Muttergesellschaft als auch einige Tochtergesellschaften des Rhenania-Konzerns antisemitischen Hetzkampagnen ausgesetzt, sie wurden als „rein jüdische Unternehmen“ geschmäht. Um geschäftliche Nachteile zu vermeiden, schlossen die Brüder Hermann und Jacob Hecht am 24. Jan. 1934 mit dem Land Bayern einen sog. Gleichschaltungsvertrag, durch den sich die Anteile der „nichtarischen“ Besitzer von bisher 74,77% auf nunmehr insgesamt 49,02% reduzierten. Das Land Bayern erhielt mit 38,7% den größten Anteil. Nach der „Gleichschaltung“ trat jedoch keine Beruhigung ein. Immer wieder sah sich die Mannheimer Muttergesellschaft genötigt, für ihre Tochtergesellschaften, z. B. die *Rhenania Wormser Lagerhaus und Speditions AG* und die *Allgemeine Speditions AG* in Duisburg., gegen Diffamierungen Stellung zu beziehen. Weder die Unterstützung durch kommunale Vertreter, z. B. von Seiten der Oberbürgermeister in Worms und Hildesheim, noch Solidaritätserklärungen der Mitarbeiter gegenüber



Keimzelle der Rhenania – von Léon Weiss übernommene Werfthallen am Verbindungskanal Mannheim, 1921

Stadtarchiv Mannheim, Rhenania, Zug. 60, 1994, Nr. 394

Hermann Hecht vermochten etwas daran zu ändern, daß die „Zwangsarisierung“ der Unternehmen eingeleitet wurde. Auf Druck der Machthaber mußte Hermann Hecht am 15. Februar 1938 aus der Geschäftsführung ausscheiden und emigrierte mit seiner Familie über Basel in die USA. Im gleichen Jahr wurden die Geschäftsanteile von Hermann und Jacob Hecht durch die Firma Franz Haniel & Cie., Duisburg, übernommen, die damit über 53,5% der Anteile am gesamten Rhenania-Konzern verfügte. An der Selbständigkeit der Rhenania-Gruppe änderte sich dadurch allerdings nichts.

Am 21. März 1940 erließ der Reichsverkehrsminister die „Verordnung über die Veräußerung von Binnenschiffen ins Ausland“. Darin hieß es in § 1, Abs. 1: „Alle Rechtsgeschäfte, durch die das Eigentum an einem zur Schifffahrt auf Flüssen oder sonstigen Binnengewässern bestimmten Schiff (Binnenschiff) ganz oder teilweise von einem Deutschen oder einer Gesellschaft mit inländischem Sitz an Ausländer übertragen oder die Verpflichtung zu einer solchen Übertragung begründet werden soll, sind verboten.“³ Von dieser Verordnung war die *Neptun Transport- und Schifffahrts AG* in Basel unmittelbar betroffen. Die Ausliefe-

rung von sechs durch sie bei der *Bayerischen Schiffbau-Gesellschaft mbH* in Erlenbach/Main 1938/39 in Auftrag gegebenen Motorschiffen wurde gestoppt, eine Ausnahmegewilligung vom Reichsverkehrsminister mit Schnellbrief vom 22. Aug. 1940 abgelehnt.⁴ Trotz vielfacher Interventionen, u. a. von Vertretern der Neptun direkt in Berlin, wurde die einmal getroffene Entscheidung nicht mehr revidiert. Die bereits geleisteten Anzahlungen wurden der Neptun zurückerstattet, die Schiffe schließlich an die „arisierten“ Rhenania-Gesellschaften in Mannheim, Homberg und Worms ausgeliefert.

Die genannte Verordnung des Reichsverkehrsministers war somit nur ein Grund für die Weigerung, die sechs Motorschiffe an die Neptun AG in Basel auszuliefern. Der eigentliche Grund war in der jüdischen Abstammung Jacob Hechts zu sehen, was ein Schreiben der „Außenhandelsstelle für Baden, Pfalz und Saarland“ vom 28. Juni 1940 an die *Rhenania Schifffahrts- und Speditions-Gesellschaft mbH* in Mannheim belegt. Dort heißt es: „Einer uns zugegangenen Nachricht zufolge sind Sie in der Schweiz durch die Firma Neptun Transport- und Schifffahrts AG, Basel, vertreten. Diese Firma ist als jüdisches Unternehmen und politisch

unzuverlässig in die vertraulichen Listen aufgenommen worden. (. . .)⁵ Die Einflußnahme Jacob Hechts, der am Sitz der *Neptun Transport- und Schifffahrts-AG* in Basel verblieb, auf das von ihm mitgegründete Unternehmen war für die nächsten Jahre völlig unterbunden.

Mühsam, aber letztlich erfolgreich verliefen nach Kriegsende die Restitutionsbemühungen der Gebrüder Hecht. Erst nach Überwindung einiger Widerstände konnte mit der Firma Franz Haniel & Cie., Duisburg, im Februar 1949 bzw. im April 1950 vor der Schlichtungsstelle für Wiedergutmachung beim Amtsgericht Stuttgart ein Vergleich erzielt werden. Die Mehrheitsanteile, die Haniel im Zuge der „Zwangssarisierung“ 1938 erhalten hatte, fielen wieder an die Brüder Hecht zurück. Auch die Rückerstattungsforderungen der Neptun AG wurden erst am 30. Aug. 1949 im Rahmen eines Vergleichs endgültig bestätigt. Die Auslieferungsgenehmigung für die sechs Motorschiffe in die Schweiz ließ dann noch einmal ein Jahr auf sich warten.

Trotz zum Teil schwerer Zerstörungen von Teilen des Anlagevermögens und des Schiffsparks im Zweiten Weltkrieg erfolgte der Wiederaufbau ab Herbst 1945 in rasantem Tempo. Bereits 1953 galt die Rhenania-Schifffahrtsgruppe mit insgesamt 40 Vertretungen und Niederlassungen als eines der größten westeuropäischen Unternehmen im Binnenschiffahrtssektor auf rein privatwirtschaftlicher Grundlage. Fast ausnahmslos mit eigenen Lager- und Umschlagsanlagen ausgestattet, verfügte sie daneben über eine Flottenkapazität von rund 200 000 Tonnen und eine Lagerhauskapazität von 280 000 Tonnen. Die Jahresbilanzen geben einen klaren Einblick in diese dynamische Wachstumsphase, die beispielhaft für das „Wirtschaftswunder“ der fünfziger Jahre gesehen werden kann. Von Kriegsende bis Mitte der fünfziger Jahre investierte der Rhenania-Konzern für Kriegsschädenbeseitigung, Betriebserweiterungen und Modernisierungen insgesamt 47 Millionen DM.

Die weiteren Lebenswege der beiden Gründerväter des Rhenania-Konzerns verliefen nach der Emigration Hermann Hechts in unterschiedlichen Bahnen. Hermann Hecht kehrte nach Kriegsende nicht mehr in seine Heimat zurück, blieb der europäischen Binnenschif-

fahrt und „seiner“ Rhenania jedoch auch aus den fernen USA weiterhin verbunden, nicht zuletzt als Ehrenpräsident der Rhenania-Gruppe. Das hohe Ansehen Hermann Hechts dokumentieren sehr gut Artikel zu seinem 75. Geburtstag im Jahr 1952 in deutschen, österreichischen, schweizerischen, französischen und britischen Fachzeitschriften und Tageszeitungen, ergänzt durch Glückwunschschriften von Vertretern der Bundesregierung, der Landesregierungen sowie einer Reihe von Oberbürgermeistern deutscher Städte.⁶ In Anerkennung seines Lebenswerks verlieh man Hermann Hecht 1953 die Ehrenmitgliedschaft des Vereins zur Wahrung der Rheinschiffahrtsinteressen. Außerdem erhielt er, ebenso wie sein Bruder Jacob Hecht, das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Am 27. März 1969 verstarb Hermann Hecht fast 92jährig in seiner zweiten Heimat Forest Hills, New York.

Jacob Hecht war in entscheidendem Maß am Wiederaufbau und Ausbau des Rhenania-Konzerns nach dem Zweiten Weltkrieg beteiligt. Er blieb bis zu seinem Tod Aufsichtsratsvorsitzender der Rhenania Mannheim. Durch seinen kaufmännischen Weitblick und seinen Unternehmergeist wurde er nicht nur zu einem „Nestor der Binnenschiffahrt“, sondern zu einer „Schlüsselpersönlichkeit des europäischen Verkehrsgewerbes“, wie es in einer Ansprache zu seinem 80. Geburtstag hieß.⁷ Diese Position erlaubte es ihm auch, bei Bundesregierung, u. a. in einem Fernschreiben an Bundeskanzler Konrad Adenauer, und bayerischer Landesregierung schriftlich zu intervenieren, als die deutsche Binnenschiffahrt Anfang der sechziger Jahre durch den Konkurrenzdruck der Deutschen Bundesbahn in große Schwierigkeiten geriet. Er sparte in diesem Zusammenhang in seinen Briefen auch nicht mit Kritik an der Bundespolitik sowie an den Lohnforderungen der Gewerkschaften.⁸

Am 5. April 1963 starb Jacob Hecht in Basel.

Der Rhenania-Konzern war auch in den Jahrzehnten ab 1960 durch stetiges Wachstum geprägt. Die traditionellen Geschäftszweige des Unternehmens wurden im Lauf der Jahre durch einen Ausbau des Speditionsgewerbes ergänzt, das Teilbereiche wie Kraftwagenverkehr, Möbel-



Lagerhaus und Entladekran der Rhenania am Rheinkai in Mannheim, 1955

Stadtarchiv Mannheim, Rhenania, Zug. 60/1994, Nr. 389

spedition sowie Luftfrachtspedition mit eigenen Büros auf allen deutschen Großflughäfen umfaßt. Hinzu kamen ein Ausbau des Containerverkehrs auf Land- und Wasserstraßen sowie ein Linienverkehr nach England und Irland, wodurch etwa ein Transport von Mannheim nach Irland ohne Umladen ermöglicht wurde. Neben den bestehenden ausländischen Konzernunternehmen auf europäischer Ebene in den Niederlanden, in Frankreich, Belgien, Österreich und der Schweiz fand durch die Gründung von Beteiligungsgesellschaften in Singapur und Hongkong auch eine Ausweitung auf den asiatischen Raum statt. Bereits 1969 verfügte die Rhenania-Gruppe über mehr als 2000 Beschäftigte und erwirtschaftete Umsatzerlöse von rund 140 Millionen DM. Anfang 1972 erfolgte die Übernahme der Kapitalmehrheit an Rhenania durch die britische Finanzholding Ralli International Ltd, die kurz darauf mit der ebenfalls britischen Bowater Industries plc fusionierte. 1989 verkaufte Bowater Rhenania an den Londoner Konzern *The Peninsular and Oriental Steam Navigation Company (P & O)*. Seit 1996 firmiert die bisherige Führungsgesellschaft *Rhenania Schiffahrts- und Speditionsgesellschaft mbH* in Mannheim unter dem neuen Namen *P & O Trans European Management GmbH, Mannheim*. Das nach modernen Führungsprinzipien ausgerichtete Management des Dachunternehmens gestattet den einzelnen Konzerngesellschaften weiterhin eine große Selbständigkeit, die Konzernzentrale gibt lediglich das Gesamtziel des Unternehmens vor. Nicht zuletzt die variable Anpassung des Leistungssortiments an die jeweiligen wirtschaftlichen Erfordernisse machte Rhenania zu einem der bedeutendsten Unternehmen im europäischen und internationalen Transportwesen.

Quellen im Stadtarchiv Mannheim

Hermann Hecht. Die Entstehung des Rhenania-Konzerns - Die ersten dreißig Jahre. Mannheim 1983. In: Bestand Bibliothek, Signatur A 28/150
 350 Jahre Mannheim. Das Bild einer Stadt. Reihe deutscher Städtebücher. Jubiläumsausgabe. Mannheim 1957. In: Bestand Rhenania, Zugang 60/1994, Nr. 358
 Dr. Robert Ulsenheimer. Die Geschichte der Rhenania-Gruppe 1906-1947. Duisburg 1947. In: Bestand Rhenania, Zug. 60/1994, Nr. 80
 Johannes Mattern. Aus der Geschichte der Rhenania Mannheim. Mannheim 1946. In: Bestand Rhenania, Zugang 60/1994, Nr. 80
 Peter Hilger. Große deutsche internationale Speditionunternehmen (VII): Rhenania-Gruppe. Abgedruckt in: EUROPA VERKEHR, 18. Jg., Nr. 4/1970. Ablichtung in: Bestand Rhenania, Zugang 60/1994, Nr. 351
 Zeitgeschichtliche Sammlung (ZGS): Signatur S2/1328 Rhenania, S1/286 Jacob Hecht, S1/1539 Hermann Hecht

Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Mannheim, Bestand Filmsammlung, Nr. 58.
- 2 Vgl. auch: Karl Otto Watzinger. Geschichte der Juden in Mannheim 1650-1945. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Nr. 12. Stuttgart 1984. S. 98-100.
- 3 Abschrift der Verordnung in: Stadtarchiv Mannheim, Bestand Rhenania, Zugang 60/1994, Nr. 28.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd., Nr. 85.
- 7 Ebd., Nr. 2.
- 8 Ebd., Nr. 6.

Anschrift des Autors:
 Walter Spannagel
 Stadtarchiv Mannheim,
 Postfach 10 00 35
 68133 Mannheim

Die Versuchsschule Mannheim-Feudenheim 1922–1933, eine badische Reformschule

WARUM SCHULREFORM?

Der badische Lehrplan für die Volksschulen von 1869¹ enthielt in den *Allgemeinen Bestimmungen einige bemerkenswerte pädagogische Sätze*: § 23. *Bei der Mittheilung des Unterrichtsstoffes ist streng darauf zu achten, daß der Schüler zu selbstthätiger Auffassung und zu wirklichem Verständnis angeleitet werde. Das bloß mechanische Lernen ist überall [. . .] auszuschließen [. . .].* § 24. *Jeder Erkenntnis, welche gebildet werden soll, muß wo möglich die entsprechende Grundanschauung, sei es in Wirklichkeit oder im Bilde, vorausgehen.* § 25. *Überall ist das Erkannte und Eingesehene dem Schüler durch sorgfältige Übung und vielseitige Anwendung geläufig zu machen.*

Für die Alltagswirklichkeit der folgenden Jahrzehnte stellt der Unterrichtsplan von 1906² in seinen Grundsätzen (§ 23) jedoch kein gutes Zeugnis aus: *Der ausschließliche Wechsel von Frage und Antwort ist in hohem Grade bedenklich, weil er zwar einen logischen Fortgang des Unterrichts gewährleistet, eine freie und freudige Selbstbetätigung der Kinder dagegen nicht recht aufkommen läßt. Die in den Volksschulen herrschende abfragende Lehrform ist deshalb in der Weise zu ergänzen, daß die Schüler Zeit finden, selbsttätig zu denken, und daß sie angeregt werden, ihre eigenen Gedanken freimütig auszusprechen sowie im Falle des Zweifels und der Unsicherheit sich unerschrocken mit Fragen an den Lehrer wenden.*

Offenbar hatte die in den Lehrerseminaren gelehrt Pädagogik Johann Friedrich Herbart (1776–1841), *die wissenschaftliche Pädagogik*

schlechthin,³ in der Praxis doch nicht so weit von der Paukschule der früheren Zeiten weggeführt.

Den Erfolg hat Max Enderlin, der spätere Leiter der Versuchsschule Mannheim-Feudenheim 1903, beschrieben: *Wer mit ländlichen Verhältnissen [auch] nur oberflächlich vertraut ist, der weiß, daß es unzählige Dörfer gibt, die nicht genug Leute aufzubringen vermögen, um nur die Gemeindeämter damit besetzen zu können.*⁴

Anderthalb Jahrhunderte zuvor war das schon einmal so ähnlich formuliert worden: *Beschwehrte sich Churpfälzische Regierung, das wenig Catholische untertanen, und in manchen orthen Kaum ein einziger gefunden würde, welcher wegen abgang der Erfahruns, im LeBen, schreiben und Rechern zu einem officio publico gebraucht werden Könnte. (Visationsbericht 1754).*⁵

Die Ursachen für die unbefriedigenden Ergebnisse der Schule sollen hier nicht näher dargestellt werden.⁶

DAS MANNHEIMER SCHULSYSTEM, EINE REFORM DER SCHULORGANISATION

Als Dr. Anton Sickinger 1895 als Stadtschulrat nach Mannheim kam, fand er Gemeindegremien und eine Verwaltung vor, die im Interesse der Stadt an einer guten Ausbildung der Jugend durchaus interessiert waren und deshalb höhere Lehrplananforderungen als im restlichen Baden stellte.⁷ Die bis dahin mehr als zweifelhaften Resultate dieser „Liebe zur Jugend“ kann aus den Zahlen der Sitzenbleiber

abgelesen werden: Zwischen 1887 und 1897 kamen nur 29% der Schüler in die achte Klasse und verließen 38% die Schule nach der siebten. Ein Drittel der Kinder blieb also mehr als einmal sitzen.

Die Klassenstärken in Mannheim waren zwar scheinbar niedrig. Von 51,5 Schülern pro Klasse (1880) sank der Wert sogar auf 42,6 (1906).⁸ Nur waren das Mittelwerte über alle Klassenstufen. Tatsächlich hatten 1880 noch über 47%, 1890 39% und 1900 immer noch über 24% der Klassen einen Lehrer, der noch eine zweite Klasse voll unterrichten mußte. Außerdem waren die Unterklassen mehr als doppelt so stark wie die Abschlußklassen und damit qualvoll überfüllt. Jedem dieser Lehrer mutete man ein Gesamtdeputat von mindestens 40 Wochenstunden zu.⁹

Mitte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts war eine Diskussion über die Notwendigkeit einer anderen Pädagogik als die des hergebrachten Paukens in Gang gekommen. Es war aber keineswegs sicher, daß damit das Problem der großen Zahl von Sitzenbleibern gelöst werden könnte.¹⁰ Sickinger schlug daher 1899 vor, die Schüler nach Bildungsfähigkeit zu differenzieren.¹¹ Die unterschiedlich begabten Kinder sollten in verschiedenen Schulzügen unterrichtet werden. Allerdings sollte nicht nur das acht- bzw. siebenstufige Hauptklassensystem schwächere Schüler in das sechs- bzw. fünfstufige Förderklassensystem überstellen können; Förderklassenkindern sollte nach Überwindung einer Schwächeperiode auch die Rückkehr in das Hauptklassensystem möglich sein. Die Förderklassen erlaubten mit deutlich geringeren Klassenstärken (unter 30!) ein besseres Eingehen auf den einzelnen. Die Lehrer hatten zwar den gleichen Lehrstoff wie in den Hauptklassen durchzunehmen, durften sich aber auf das Wesentliche beschränken. Das hier stark verkürzt dargestellte Mannheimer Schulsystem, das schon im Anfang reicher gegliedert war und im Lauf der Zeit noch differenzierter ausgestaltet wurde, war allerdings eine primär schulorganisatorische Antwort auf die Nöte der Schule.

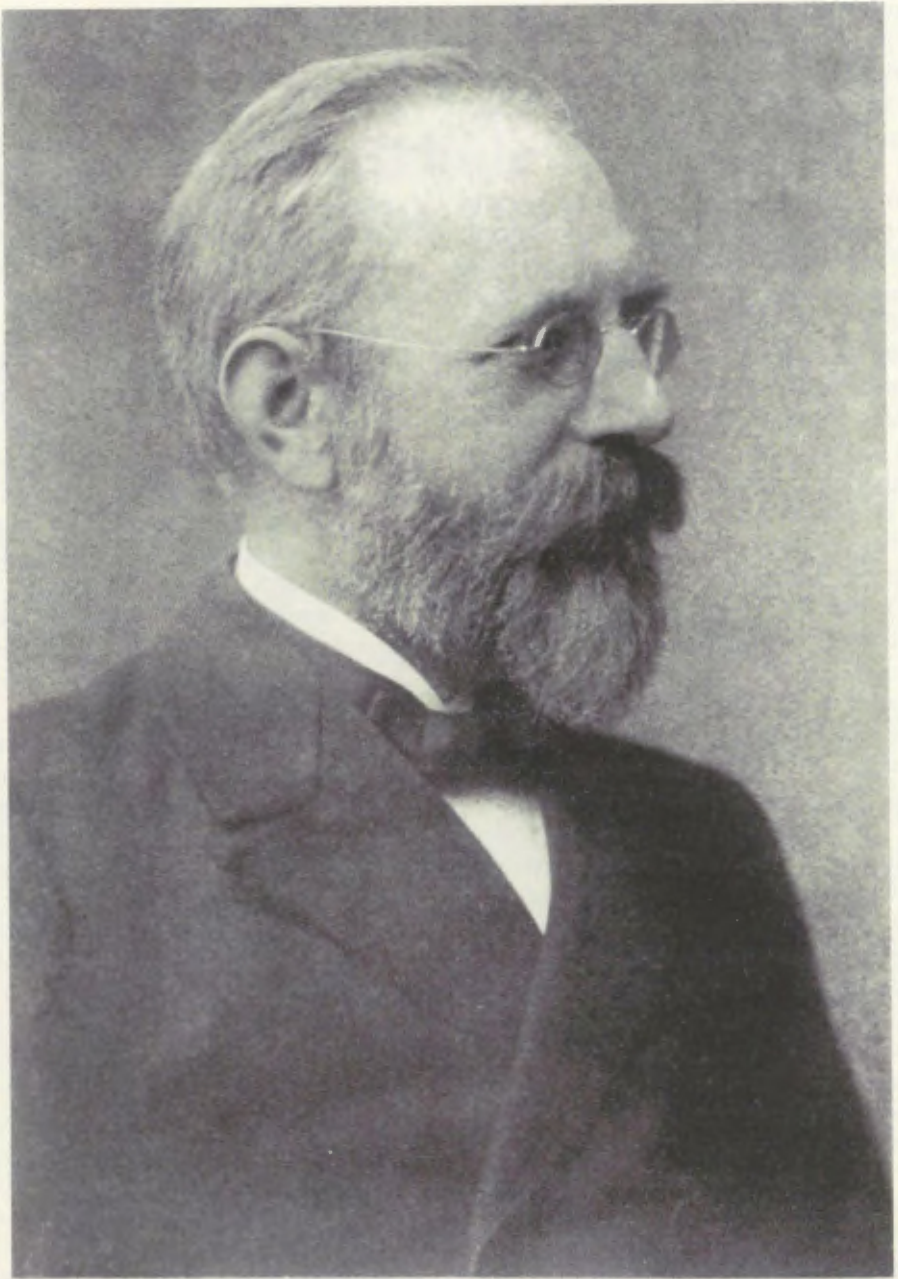
PÄDAGOGISCHE REFORMIDEEN

Demgegenüber verlangte die Reformpädagogik neue Erziehungs- und Lehrmetho-

den. *Die Reformpädagogik beruhte auf einer neuen Anthropologie des Kindes.*¹² Der erste dieser Reformversuche war die von Hamburg ausgehende *Kunsterziehungsbewegung* von Alfred Lichtwark.¹³ Ihr grundsätzlicher Gedanke war, daß das Kind von Natur schöpferisch gestalte. Von dieser Basis aus untersuchte man das Kunstverständnis der Kinder auf den verschiedenen Stufen. Zahlreiche Publikationen beschäftigten sich mit Tafelzeichnen, Gedichtverständnis und Gedichtbehandlung, Aufsatz- und Literaturunterricht. Der Buchtitel *Das Jahrhundert des Kindes* der Schwedin Ellen Key (1900) wurde zum Schlagwort. Sie und andere extreme Anwälte einer *Pädagogik vom Kinde aus* predigten heilige Ehrfurcht vor dem Kind. Nur Wachsenlassen, aber nicht zu „erziehen“ sei Aufgabe der Pädagogik.¹⁴ Das Kind entwickle sich wie die Pflanze, die sich aus ihrer Umwelt selbst die notwendigen Nährstoffe heraushole und assimiliere.¹⁵ Maria Montessori, die Autorin des Buchs *Die Selbsterziehung in den Elementarschulen*, stellte den Kindern dazu Beschäftigungsmaterialien zur Verfügung. Berthold Otto setzte auf den mitmenschlichen Umgang: Der (freie) *Gesamtunterricht ist nichts anderes als die Übertragung des natürlichen und in der Familie selbstverständlichen Lernverfahrens auf die Schule*. Die Kinder fragen, und wer etwas weiß, antwortet.¹⁶

Arbeitsschule (Kerschensteiner 1908) hieß das pädagogische Schlagwort der Zeit vor und insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg. Der Begriff war jedoch nicht eindeutig.¹⁷ Kerschensteiner wollte damit den pädagogischen Wert der Handarbeit betonen. Gaudig meinte mehr die geistige Selbsttätigkeit der Schüler.¹⁸ Allen gemeinsam war der Wille, die Schüler zu Selbständigkeit und Eigenaktivität zu erziehen und die Passivität der alten Lernschule zu überwinden. Seine erste praktische Ausgestaltung und Erprobung fand der Arbeitsschulgedanke vor 1910 in einzelnen Klassen einiger Großstadtschulen, regelrechte Versuchsschulen scheint es aber erst ab 1920 gegeben zu haben.

Zusammenfassend kann man von all diesen reformpädagogischen Richtungen sagen: Sie basierten auf Philosophie, Psychologie und Anthropologie, also auf geisteswissenschaftlichem Denken.



W. Lay

Wilhelm August Lay

WILHELM AUGUST LAYS EXPERIMENTELLE PÄDAGOGIK

Von einer ganz anderen geistigen Grundlage gehen die folgenden Sätze aus: *Die Kinder sind wie Pflanzen und Tiere Lebewesen und in gleicher Weise den Gesetzen des Lebens unterworfen, welche die Biologie [...] erforschen strebt. Die Biologie ist eine noch junge Wissenschaft; daher ist es erklärlich, daß sie verhältnismäßig noch wenig in der pädagogischen Theorie verwertet wird und noch viel weniger in der Praxis des Unterrichts.* So beginnt das Buch *Führer durch das erste Schuljahr* von Wilhelm August Lay und Max Enderlin.¹⁹

Lay stammte wie Enderlin aus Bötzingen am Kaiserstuhl, war aber zehn Jahr älter und hatte nach einer Ausbildung zum Lehrer noch verschiedene Naturwissenschaften, Germanistik und Philosophie studiert. Von 1893 bis zu seinem Tode 1926 war er Forscher und Lehrer am Lehrerseminar II in Karlsruhe. Wenn er von den Historikern der Reformpädagogik überhaupt zur Kenntnis genommen wird, dann als (Mit)begründer der experimentellen Pädagogik.²⁰

Lay erarbeitete sich durch Versuche mit Schulklassen Erfahrungen zu didaktischen Einzelproblemen, die er dann vielfach mit anderen Klassen und Jahrgängen überprüfte, bis er sie in klaren Anweisungen für einen gelingenden Unterrichtserfolg umsetzen konnte. Er entwickelte dann durch Zusammenschau und Verallgemeinerung von Versuchsergebnissen Folgerungen für allgemeinere didaktische Probleme und abstrahierte dann schließlich weiter bis zu einem *Pädagogischen Grundprinzip*, das mit dem Satz beginnt: *Grundlage der gesamten Erziehung müssen die vorhandenen Reflex-, Trieb- und Willenshandlungen bilden.*²¹ Mit seinem Pädagogischen Grundprinzip begründete er Folgerungen für seine *Gesamtpädagogik*. Eine davon ist die *Lebensgemeinschaftsschule*,²² die Enderlin nach Erprobung der Didaktik der Versuchsschule Feudenheim 1925 zu verwirklichen suchte.

Lays theoretische Vorstellungen lassen sich nicht in wenigen Punkten zusammenfassen und sind in einer oft schwer lesbaren Sprache geschrieben. Das hat vermutlich mit dazu

geführt, daß Lay in der Geschichtsschreibung der Reformpädagogik wenig Beachtung fand. Es ist eben leichter, über Leute mit ein oder zwei leicht eingängigen Ideen zu berichten, auch wenn diese Ideen nur von pädagogischen Künstlern in die Praxis umgesetzt werden können. Mit einem peniblen Systematiker wie Lay, den man sehr eingehend studieren muß, tut man sich schwerer.

MAX ENDERLIN UND DIE ANFÄNGE DER VERSUCHSSCHULE FEUDENHEIM

Max Albert Enderlin wurde 1872 in Bötzingen am Kaiserstuhl geboren und besuchte dort bis 1886 die Volksschule. Seine Lehrerausbildung erhielt er bis 1891 zuerst in der Präparandenanstalt in Gengenbach und dann im Lehrerseminar II in Karlsruhe. Bis 1900 unterrichtete er in Karlsruhe, wo er 1893 seine Dienstprüfung bei W. A. Lay abgelegt hatte. Er leitete dort einen *pädagogischen Klub*, in dem alle Vorträge selbst gehalten haben soll. Von 1900 bis 1913 war er Hauptlehrer in Mannheim, wo er ab 1904 in Hilfsklassen unterrichtete. Nach einem Schulvisitationsbericht von 1908 bestand Enderlins Klasse *aus idiotisch veranlagten oder mit sonstigen geistigen Defekten behafteten Individuen.*²³ Man darf wohl vermuten, daß er diese Aufgabe im Kontakt mit Lay erfüllte. Der hatte nämlich schon früher vorgeschlagen, seine pädagogischen Schlußfolgerungen in Hilfsklassen einem „Härtetest“ auszusetzen. Außerdem verfaßte Enderlin 1911 gemeinsam mit Lay eine Fibel mit Begleitbuch.

Stadtschulrat Dr. Anton Sickinger lernte Enderlin bei verschiedenen Gelegenheiten schätzen und schickte ihn 1913 als Oberlehrer und Leiter der Knabenabteilung nach Feudenheim. Von 1921 bis zu seiner Pensionierung 1934 leitete er die gesamte Volksschule in Feudenheim, ab 1922 als Versuchsschule. 1927 wurde er zum Rektor befördert, zwei Bewerbungen um eine Schulratsstelle blieben ohne Erfolg.²⁴ 1940 starb er.

Enderlin hat in fast drei Jahrzehnten viele Beiträge zur Pädagogik geschrieben: Sechs Bücher²⁵ sowie 53 Referate und Aufsätze konnten ermittelt werden, die meist in der zwischen



Max Enderlin, 1930

1921 und 1926 von ihm allein herausgegebenen Zeitschrift *Die neue Schule* erschienen. Diese verstand sich als Forum für pädagogische, nicht aber standespolitische Fragen der Lehrerschaft. Zwischen 1927 und 1931 war Enderlin Mitherausgeber der in Frankfurt erscheinenden Zeitschrift *Die neue deutsche Schule*, die das gleiche reaktionelle Programm verfolgte wie zuvor *Die neue Schule*.²⁶

Aber Enderlin war alles andere als ein reiner Theoretiker. Im *Protokollbuch der Schulabteilung Feudenheim*²⁷ findet man unter dem Datum 25. Januar 1922 folgenden Eintrag: 3. *Der Oberlehrer behandelt eingehend die Notwendigkeit der Errichtung einer Versuchsschule und weist darauf hin, daß die Feudenheimschule durch ihre Lage und in der Zusammensetzung des Lehrerkollegiums sich am besten dazu eignen würde. Es gäbe hierzu 2 Möglichkeiten: 1. ein Wahlkollegium, 2. eine normale Schulabteilung. Bei einem Wahlkollegium würden die einzelnen mit zu großer*

Begeisterung und Voreingenommenheit an die Arbeit gehen und würden dadurch die Ergebnisse beeinflussen. Bei einer normalen Schulabteilung würden die Versuche und Ergebnisse durch die Kritik geprüft, und dann erst könnte man sagen, der Versuch sei gelungen [. .] Bei der Aussprache bemerkt H. Kern, daß man in Mannheim schon vor dem Kriege der Arbeitsschulidee näher getreten sei²⁸, und wünscht, man möge den Plan einer Versuchsschule unterstützen. [. .] Es stellen sich etwa 15 Lehrer zur Ausführung der Versuche zur Verfügung. Das ganze Kollegium [35 Lehrerinnen und Lehrer] ist mit der Durchführung der Umgestaltung einverstanden.

Eine ganz normale Stadtteilschule als Versuchsschule, nicht eine Anstalt, deren Lehrerkollegium seine Arbeitsstätte unter pädagogischen Gesichtspunkten selbst gewählt oder die eine weltanschaulich geschlossene Elternschaft von den Behörden ertrötet hatte und deren Schüler aus einem weiten Einzugsbereich

zusammenkamen – das gab es 1928 nur noch an zwei weiteren Orten in Deutschland. Alle anderen Versuchsschulen (ca. 40) hatten entweder ein Wahlkollegium oder eine Wahlelternschaft.²⁹

ERSTKLÄSSLER UND GESAMTUNTERRICHT

Im Vorwort ihres *Führers durch das erste Schuljahr* hatten Lay und Enderlin bereits 1911 geschrieben: *Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß eine gründliche und erfolgreiche Schulreform mit dem ersten Schuljahr einzusetzen hat. Das Problem besteht in der Hauptsache darin, zwischen dem paradiesischen Kindesalter und dem Schulleben eine natürliche Brücke zu schlagen. Der Unterricht muß angeknüpft werden an das Triebleben des Kindes, an seine Interessen, Spiele und Beschäftigungen und überhaupt an alle Faktoren, welche sich in der bisherigen Entwicklung des Kindes als wirksam erwiesen haben.*³⁰ Das Buch baut auf Forschungsergebnissen Lays auf, der eine Anzahl von „Trieben“ der Kinder beschreibt, den Wahrnehmungstrieb, den Bewegungstrieb, den Nachahmungstrieb, den Geselligkeits-, Kampf- und Wissenstrieb. Beim kindlichen Wachstum werden Phasen der Fülle und solche der Streckung unterschieden. In der ersten Phase der Streckung zwischen dem fünften und siebten Lebensjahr sei der Bewegungstrieb sehr stark ausgeprägt. Die unabweisbare Folgerung für den Unterricht der Erstkläßler sei, daß man den Zwang zum Stillsitzen nicht übertreiben dürfe und immer wieder mit Bewegungsspielen (Reigen, Leibesübungen) und Handarbeit unterbrechen solle.³¹ Die ersten Monate in der Schule sollten als „Vorkurs“ geführt werden, d. h. das Lesen- und Schreibenlernen solle nicht sofort beginnen.³²

So weit die Theorie – für die Praxis gibt es ein schönes Beispiel von Gesamtunterricht im Vorkurs mit Erstkläßlerinnen bei Hanna Uebler. Deren Aufsatz in *Die neue Schule* unter dem Titel *Große Wäsche* ist im folgenden zusammenfassend wiedergegeben.³³

Es war nach dem ersten Läuten, und wie gewöhnlich beim ersten Knixchen und Patschhändchen berichten die kleinen Mädchen sofort voll Eifer die wichtigen Ereignisse aus

ihrem kleinen Leben. Heute drängt die kleine, braune Eva alle zurück und zeigt stolz ihre sehr schöne Schürze: Guck mol, moi neu! Scherz. Gell, die is schää? Mit Träaga! Ich muß unter ehrfürchtigem Staunen der Umstehenden jede Kleinigkeit bewundern. Nur Meta macht die allgemeine Bewunderung nicht mit, sondern sagt sehr geringschätzig: Frolloin, die hodd schunn widder e neu an, uns is erschd Sondag gewese. (Wir haben heute Dienstag). Moi Mudder däd ma kumme! Aber Eva verteidigt sich: Moi aldi Scherz war nit dreggisch, awwer mer wäsche, und do stecke mer alles zamme in die Brieh. Geschdern hammer schon gebärschd. Mir wäsche heit aa, ruft Hilde. Oh, mir aa, unn mir –. Lachend und jubelnd wird das Zusammentreffen so vieler gleicher Ereignisse beklatscht.

Und dann weiß eine besser als die andere, wie man am besten wäscht, alles im schönsten „Feidemerisch“. Eigentlich hatte sich die Lehrerin auf das Themas „das Mäuschen“ vorbereitet. Da die Kinder aber so eifrig bei dem Thema waren, wäre es ja unmöglich und auch widersinnig gewesen, sie wegzureißen. Drum sagte ich nur: Da ist ja eine ganze Gesellschaft von kleinen Waschfrauen beieinander, und schwätzen und schreien können sie auch. Betroffen schweigen die Kinder, und ich sage: Ich will doch mal sehen, wer immer fein aufgepaßt hat und mir mal erzählen kann, wie's die Mutter macht, wenn sie wäscht.

Die Kinder sollten also Erzählen. Danach folgen Sprachübungen. Zu diesen leiteten die Erzählungen unbemerkt für die Kinder über. Sie dienten dem Zweck, das Sprachgefühl zu bilden, das als notwendige, erste Grundlage jeder Sprachbeherrschung angesehen werden müsse. Darum werden die Kinder jetzt angehalten. Hochdeutsch zu sprechen, während sie, solange sie zusammenhängend erzählten, sich der Mundart bedienen dürfen.

Die Aufzählung von Tätigkeitswörtern und die entsprechenden Bewegungen leiten über zu Turnen und Spiel. Weitere Sprachübungen dienten der Erweiterung des Wortschatzes. Zur Darstellung durch Zeichnen und durch Formen (mit Plastilin) fand die Lehrerin jeweils einen zwanglosen Übergang und am Ende wurde mit den Seifenstückchen und den Klammern aus Plastilin gerechnet. Auch mit den auf der Tafel

stehengebliebenen Wäschestangen und Hemden konnte man Zusammenzählen und Abziehen spielen.

Das ist ein Beispiel von Gesamtunterricht, wie er in den Unterklassen noch zwanglos möglich ist. Feudenheimer Lehrer suchten aber auch in den Oberklassen den Gesamtunterricht zu pflegen, soweit die Zusammenhänge nicht an den Haaren herbeigezogen werden mußten. Obwohl dies in den Oberklassen sehr viel schwieriger war, sind einige gelungene Beispiele aus Feudenheim überliefert.

LESEN- UND SCHREIBENLERNEN

Das sechsjährige Kind ist zunächst nicht imstande, mit den Fingern die kleinen Bewegungen auszuführen, die zum Schreiben mit dem Griffel oder mit der Feder erforderlich sind. Es verwendet zu seinen Bewegungen und auch beim Zeichnen vielfach nur Arm und Hand. Die Entwicklung der Bewegungsfähigkeit geht nämlich von innen nach außen, und zwar so, daß zunächst die fundamentalen Muskelgruppen und Nerven des Armes ausgebildet werden, ehe die Entwicklung der feineren Muskelgruppen und Nerven der Fingergelenke erfolgt. Eine natürliche Methode muß dieser Wachstumsordnung folgen.³⁴

Der Autor dieser Zeilen, Max Enderlin, schildert dann, wie im Vorkurs Arme, Hände und Finger für die Anforderungen des Schreibunterrichts trainiert werden sollen: Spiele und Aktivitäten im Freien und im Klassenzimmer, hier besonders das Zeichnen mit Kreide an der Tafel. Wer nicht an der Tafel sein kann, soll in die Luft malen.³⁵ Die Kinder sollen Hände und Finger üben mit Papierfalten, Stäbchenlegen, Ausschneiden und Zusammensetzen von Formen aus Buntpapier. Enderlin empfiehlt insbesondere das Kneten und Formen in Plastilin, weil dadurch wie durch keine andere Tätigkeit jeder einzelne Handmuskel in Anspruch genommen und ausgebildet wird. Die Dauer des Vorkurses hänge von der körperlichen und geistigen Verfassung der Schulanfänger ab. Nach den Erfahrungen an meiner Schule sollte er sich jedenfalls auf mindestens zwei Monate erstrecken.

Die Feudenheimer Lehrer berücksichtigten in ihrem Unterricht überdies einige Ergebnisse

der experimentellen Didaktik von W. A. Lay. Demnach wird Schreibschrift doppelt so schnell aufgefaßt wie Druckschrift, und auch der Erfolg des Rechtschreibunterrichts verdoppelt sich, wenn zunächst nur Schreibschrift gelernt wird. Einzelbuchstaben sind im allgemeinen schwerer aufzufassen als Wörter mit zwei bis vier Buchstaben. Zusammenhanglose Wörter erschweren das Lesenlernen, eine vom Bild unterstützte Geschichte hilft.³⁶ In der Lay-Enderlin-Fibel von 1911³⁷ stand deshalb auf Seite 3 unter einem rennenden Knaben in einer Kleinstadtstraße: Leo eil! Und die weiteren Anforderungen eile, Leo eile! waren am rechten Rand von einer Standuhr und am linken Rand von einem Glöckchen läutenden Hausmeister eingerahmt. Auf der nächsten Seite mahnt der Lehrer in der Schulstube mit erhobenem Zeigefinger *na na, Leo!* und die Klassenkameraden sehen zu. Auf Seite 3 war das „e“ und auf der nächsten das „n“ neu zu lernen.

Für die Einzelheiten der Praxis wäre wieder ein längerer Aufsatz von Hanna Uebler sehr anschaulich.³⁸ Die Geschichte vom ersten Lesen und Schreiben eines Briefchens an den Onkel soll hier aber nur in Kurzfassung gebracht werden. Nach den großen Ferien³⁹ begann Hanna Uebler nach einem längeren Klassengespräch mit dem Satz: *Wir reisen ab.* Zuerst wurde die Anzahl, dann Stellung, dann das Bild der drei Wörtchen in immer wieder neuen Variationen eingeübt. Das ist ein Verfahren, das in den sechziger Jahren als neueste pädagogische Errungenschaft, als Ganzheitsmethode, eingeführt wurde. Dabei kann es vorkommen, daß ein Kind Gaul liest, wenn da Pferd steht. Die Lehrerin blieb also nicht dabei, die drei Wörter als ganze einzuprägen, sondern ließ die Kinder immer langsamer lesen, bis der Einzellaut erkannt wurde: *Der w, der kitzelt so auf den Lippen!* Hilde durfte dann „den w“ an die Tafel malen, und die anderen malten ihn in die Luft. Dann kritisierten die Kinder die Ausführung des Buchstabens im Vergleich zu dem von der Lehrerin vorgeschriebenen, und die Kritikerinnen durften der Reihe nach an der Tafel versuchen, es besser zu machen. Mit dieser Art von Selbsttätigkeit erarbeiteten sich die Kinder alle Laute des Sätzchens. Das Ergebnis des erstmaligen Schreibens auf der Schiefertafel nach dem zweiten Unterrichtstag war ver-

blüffend und nur mit dem Vorkurs und der angewandten analytisch-synthetischen Leselehre erreichbar. Nach der dritten Lektion schreiben 31 von 33 den Satz vollkommen richtig und kalligraphisch schön.⁴⁰

KLASSENGEMEINDE UND SCHULGEMEINDE

1925, drei Jahre nach Versuchsbeginn, war sich Enderlin offenbar des methodischen Teils der neuen Pädagogik sicher. Nun begann er, darüber hinaus zu streben. Lay hatte schon in seiner Doktorarbeit von 1902 über die *Klassengemeinde* hinaus die *Schulgemeinde* als Ziel benannt.⁴¹ Das bedeutete außer der Gemeinschaftserfahrung innerhalb der einzelnen Klassen auch Erfahrungsaustausch zwischen verschiedenen Klassen und Einbeziehung der Elternschaft.

In Feudenheim hieß das ganz konkret: Zusätzlich zur normalen Elternarbeit Grün-

dung eines Elternvereins zum Erwerb eines Landheims. 1925 stellte man fest, daß die Beiträge aus dem Elternverein in überschaubarer Zeit nicht für den Erwerb eines Landschulheims ausreichten.⁴² Daher wurde ein dreitägiges Landheimfest mit Vorführungen der Kinder, bunten Abenden, einem Festumzug durch den Ort u. a. veranstaltet. Es verblieb ein ansehnlicher Überschuß, und die Landheimfeste wurden neben der Kerwe (Kirchweih) zum Ereignis des Jahres in Feudenheim.

Erziehung zur Gemeinschaft durch die Gemeinschaft – so interpretierte Fritz Frey den Layschen Begriff der Klassengemeinde. Fritz Frey war mit seiner 7. Mädchenklasse der erste, der 1928 das Schullandheim in Waibstadt besuchte. Am Ende eines längeren Berichts resümiert er: *Wichtig bei solcher Selbsterziehung in der Klassengemeinschaft ist, daß sich Führer in einer Klasse befinden, die sich für Ordnung, Einfügung und gutes Benehmen mutig einsetzen.*⁴³



Zugnummer „Geometrische Körper“ für den Festzug beim Landheimfest 1926



Lehrer Fritz Frey (rechts) mit Geburtsjahrgang 1915/16

Die Schule verlangte für den Landheimaufenthalt von Anfang an Tagessätze, die nicht kostendeckend waren. Sie konnten dann später nicht erhöht werden, weil es die Weltwirtschaftskrise nicht zuließ. Im Gegenteil mußte sogar noch mehr zugeschossen werden, weil viele Väter arbeitslos wurden. Deshalb setzte man Tradition der dreitägigen Landheimfeste fort,⁴⁴ bis sie 1938 verboten wurden, da die Vorbereitung solcher Feste regelmäßig eine große Anzahl Unterrichtsstunden erforderte und dem eigentlichen Unterrichtsbetrieb entzog.⁴⁵ Eine Erfahrung Enderlins war verlorengegangen, vermutlich sogar nie von den neuen „Führern“ zur Kenntnis genommen worden: *Es mag nun allerdings auch Lehrer geben, die in einer solchen Veranstaltung [Landheimfest] eine Veräußerlichung der Schularbeit sehen. Das trifft nicht zu. Im Gegenteil wurde niemals intensivere Arbeit geleistet auf allen*

*Gebieten [.] Nie sind alle Kräfte und Fähigkeiten so gefördert worden als durch die Vorbereitung zum Fest.*⁴⁶

An Landheim und Landheimfeste und die Vorführungen der eigenen Schulklasse erinnern sich ehemalige Schülerinnen und Schüler so gut, daß manche noch nach sechzig oder siebzig Jahren lange Abschnitte aus ihrer Rolle rezitieren können.

Als weiterer Kristallisationspunkt für die Schulgemeinschaft erschien am 1. Oktober 1925 die Nummer 1 von *Unser Blatt, Schülerzeitung der Feudenheimschule*. Max Enderlin teilte W. A. Lay in einem Brief mit: *Von der Einrichtung einer Druckerei erwarten wir eine Förderung des Mitteilungs- und Darstellungstriebes. Die Druckerei ist jetzt im Gang und bringt nächste Woche das erste Schülerblatt heraus, das als Mitteilungsblatt gedacht ist. Die Schüler und Klassen sollen sich darin*

Festzeitung



zum

Sommerfest

des Vereins Landschulheim e. V.
Mannheim-Feudenheim.

Gedruckt in der Druckerei der Feudenheimschule.

gegenseitig erzählen, was sie arbeiten, planen, was sie erlebt haben auf Wanderungen usw. Auch schöne Zeichnungen sollen im Blatt veröffentlicht werden für die andern zur Anregung und Nachahmung. Ein edler Wettstreit wird entstehen, der dem Deutschunterricht Schwung geben und dem Zeichenunterricht von Nutzen sein wird. Die Herstellung des Blattes erfolgt durch die Schüler. Die Buchdruckerkunst erzieht zur Genauigkeit, Sorgfalt, Ausdauer und Geschicklichkeit, sie fördert Geschmack, Sauberkeit und Arbeitsfreude. Ein Setzkasten ist ein geradezu ideales Übungsfeld für die Ausbildung aller der genannten Qualitäten des Willens.⁴⁷

Mit ganz seltenen Ausnahmen (Aufrufe oder der Literatur entnommene Gedichte und kurze Geschichten) stammten alle Artikel von Schülerinnen und Schülern, meist natürlich aus den Oberklassen. Die meisten Abbildungen sind Linolschnitte, die unter Anleitung des Lehrers Franz Gember angefertigt worden waren. Gewöhnlich behandelte ein Heft nur einen Gegenstand, gelegentlich zwei oder drei. Wiederkehrende Themen waren Weihnachten, Ostern, Schulentlassung, Ferienerlebnisse, Jahreszeiten, der Schulgarten und das Landheim

sowie „Bettelbriefe“ für das Landheimfest bzw. die Lotterie und die anschließende Korrespondenz. Wanderungen und Ausflüge im Schwarzwald, Odenwald und im Neckartal, nach Schwetzingen, Bruchsal und eine Fahrt mit dem Schiff nach St. Goar wurden durch *Unser Blatt* den Daheimgebliebenen lebendig vorgestellt. Auch der Geschichtsunterricht profitierte mit Themen wie *Aus der Urzeit unserer Heimat*, *Unter dem Soldatenkönig*, *Heinrich Pestalozzi* und *Vom Mannheimer Schloß*. Naturwissenschaft und Naturkunde wurden in *Hier wird fotografiert*, *Das Geheimnis der elektrischen Klingel*, *Hermann Löns und seine Heide*, *Aus dem Leben der Eskimos* und *Von Jagd und Wild* behandelt.

Die Kombination von Schulzeitung und eigener Setzerei bzw. Druckerei scheint es in Deutschland nur noch in Bremen gegeben zu haben. Sie ermöglichte auch andere Druckwerke. Friedrich Hupp erarbeitete beispielsweise mit einer Abschlußklasse 1927 ein ganzes, mit Linolschnitten geschmücktes Büchlein mit dem Titel *Im Reigen des Jahres*. Und 1932 erschienen zwei Linolschnittwerke mit den Titeln *Über Berg und Tal* sowie *Durch Gassen und Winkel, Bilder aus Alt-Feudenheim*. Die letzte Ausgabe von *Unser Blatt* erschien im März 1938 mit Schüleraufsätzen über Erlebnisse der Eltern im Weltkrieg 1914–1918.

Otto Karstädt, in den zwanziger Jahren wohl der beste Kenner der Versuchsschulen in Deutschland, stellte der Feudenheimschule, die er persönlich besucht hatte, im Handbuch der Pädagogik von 1928 ein hervorragendes Zeugnis aus: *Hier wird die Wendung greifbar von der Selbsttätigkeit zur gemeinschaftssinnigen Schaffung von Werken, denen die ganze Hingabesittlichkeit des Einzelnen gilt*. Dieses Bemühen, auf Gemeinschaft hin zu erziehen, gab es allerdings auch in anderen Versuchsschulen. Für Karstädt war daher besonders bemerkenswert, daß die Feudenheimer Leistungen in einer *ganz normalen Volksschule* erbracht wurden.⁴⁸

WIRKEN NACH AUSSEN UND NACHWIRKUNG

Die Feudenheimer Lehrer blieben mit ihren pädagogischen Versuchen nicht im Klassenzim-

mer. Mit nicht weniger als 140 Aufsätzen, Berichten und Referaten traten sie zwischen 1921 und 1932 an die Öffentlichkeit.⁴⁹ 1926 bediente sich Enderlin sogar des modernsten Mediums, des Films. *Der Film der Feudenheimschule ist der erste Schulfilm, der in überzeugender Art das Wesen der neuen Schule zeigt. Der Film gibt die große Erkenntnis: Unsere deutsche Schule ist mitgegangen im Fortschritt der Zeit.* Leider wurde bisher außer einigen Berichten Mannheimer Zeitungen nur eine relativ detaillierte Inhaltsangabe gefunden.⁵⁰ Der Originalfilm oder eine Kopie scheinen nicht mehr zu existieren.

Keiner weiß, wieviele Lehrer *Die neue Schule* gelesen oder den Schulfilm gesehen haben. Enderlin selbst hat sicher seine Hauptwirkung mit seinen Kursen in ganz Baden auf Einladung der Lehrerorganisationen erzielt. Einem Journalisten gegenüber machte er 1934 recht präzise Angaben. *Mehr als 2400 Besucher sind in diesen Jahren durch die Schule gegangen. Es gibt fast kein Land in Europa, aus dem nicht Besucher da waren, oft tage- und wochenlang. [. . .] Daß Enderlin noch Zeit fand, auf 35 Fortbildungskursen von 3-5tägiger Dauer Kündler seiner Ideen zu sein [. . .], ist eine erstaunliche Leistung.*⁵¹ Der erste dieser Kurse in Mannheim 1924 wurde von 400 Mitgliedern des Bezirkslehrervereins besucht. Wären alle Fortbildungskurse so gut besucht gewesen, hätte Enderlin 14 000 badische Lehrer erreicht.⁵²

Trotz dieser unermüdlichen Werbung für die Methoden der Versuchsschule läßt sich nicht konkret nachweisen, daß dem Feudenheimer Beispiel von anderen Schulen nachgeeifert worden wäre. Dieses Nichtwissen betrifft aber nicht nur Feudenheim und Baden, sondern ganz Deutschland. 1993 stellte ein Pädagogikhistoriker fest, es sei *an der Zeit, die tatsächliche Bedeutung der Versuchsschulen in der Weimarer Zeit grundsätzlich neu zu bewerten.*⁵³

Anmerkungen

- 1 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt 67 (1869), S. 103.
- 2 Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden 1906, S. 273.

- 3 Blättner, F.: Geschichte der Pädagogik. Heidelberg 1955, S. 173.
- 4 Enderlin, M.: Erziehung durch Arbeit. Leipzig 1903, S. 11.
- 5 Visitationsbericht des Landkapitels Weinheim vom 28. 6. 1754. Archiv der katholischen Pfarrgemeinde St. Peter und Paul, Mannheim-Feudenheim, Kopiaibuch mit bischöflich-wormsischen, kurpfälzischen und badischen Verordnungen 1753-1812.
- 6 Vgl. Kessler, H. J. in: Mannheimer Geschichtsblätter NF 4 (1997), S. 433-461.
- 7 Vgl. Egle, Th.: Das Mannheimer Schulsystem. Diplomarbeit. Mannheim 1992, S. 17.
- 8 Vgl. Sickinger, A.: Das Volksschulwesen der Stadt Mannheim. In: Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart. Bd. 3: Mannheim seit der Gründung des Reiches 1871-1907. Mannheim 1907, S. 484. 1906 gab es dann jedoch in Mannheim mehr Lehrer als Klassen in den Volksschulen.
- 9 Vgl. Th. Egle (wie Anm. 7) S. 32 und 48.
- 10 Vgl. Enderlin, M.: Zur Mannheimer Schulreform. In: Die Deutsche Schule 9 (1905), S. 141.
- 11 Vgl. Th. Egle (wie Anm. 7) S. 26.
- 12 Scheibe, W.: Die reformpädagogische Bewegung. Weinheim/Basel 1972, S. 57.
- 13 Vgl. Reble, A.: Geschichte der Pädagogik. 17. Aufl. Stuttgart 1993, S. 290.
- 14 Vgl. ebd. S. 295 f.
- 15 Vgl. Wilhelm, Th.: Pädagogik der Gegenwart. 5. Aufl. Stuttgart 1977, S. 20.
- 16 Vgl. A. Reble (wie Anm. 13) S. 297 f.
- 17 Vgl. Lay, W. A.: Die Tatschule als natur- und kultur-gemäße Schulreform. Zugleich Anklage und Mahnruf. 2. Aufl. Osterwieck/Leipzig 1921, S. 39 ff., hier insbes. S. 46-56. Vgl. auch ebd. S. 88.
- 18 Vgl. Th. Wilhelm (wie Anm. 15) S. 35 ff.
- 19 Lay, W. A./Enderlin, M.: Führer durch das erste Schuljahr. Leipzig 1911 (2. Aufl. Leipzig 1926).
- 20 Vgl. A. Reble (wie Anm. 13) S. 350.
- 21 W. A. Lay (wie Anm. 17) S. 67 bzw. S. 87.
- 22 Vgl. Lay, W. A.: Die Lebensgemeinschaftsschule. Osterwieck/Leipzig [1926].
- 23 Personalakten Max Enderlin. GLA Karlsruhe, 235/1967/42, Nr. 207.
- 24 Vgl. ebd.
- 25 1903 Erziehung durch Arbeit; 1904 Neuer Lehrgang für Schnitzen; 1907 Das Spielzeug in seiner Bedeutung für die Entwicklung des Kindes; 1911 Im goldenen Kinderland. Ein Buch zum Lesenlernen und zugleich ein Spiel- und Arbeitsbuch (zusammen mit W. A. Lay); 1911 Führer durch das erste Schuljahr (zusammen mit W. A. Lay); 1929 Der neue Schreibunterricht.
- 26 73 Artikel veröffentlichten Lehrer der Versuchsschule Feudenheim in Die neue Schule, zusätzlich zu den 35 Beiträgen von Enderlin selbst. Eine (Aufsatz-)Bibliographie Enderlins, aber auch Lays und der Feudenheimer Lehrer findet sich in Kessler, H. J.: Versuchsschule Feudenheim 1922-1933. Feudenheim 1995 (ISBN 3-9804394-0-2) S. 109 ff.
- 27 Stadtarchiv Mannheim, Protokollbuch der Schulabteilung Feudenheim 1913-1934 (unverzeichnet).
- 28 Vgl. GLA Karlsruhe, 235/41468 Die Versuchsschule Feudenheim, S. 4. Vgl. auch Kern, A.: Aus der Feudenheimer Versuchsschule. In: Badische Schulzeitung 61 (1923) S. 143.

- 29 Vgl. Karstädt, O.: Versuchsschulen und Schulversuche. In: Nohl, H./Pallat, L.: Handbuch der Pädagogik Bd. 4. Langensalza 1928, S. 350.
- 30 W. A. Lay/M. Enderlin (wie Anm. 19) S. III.
- 31 Vgl. ebd. S. 19 und 25.
- 32 Vgl. Enderlin, M.: Der neue Schreibunterricht. Karlsruhe 1929, S. 42.
- 33 Vgl. Uebler, H.: Große Wäsche. In: Die neue Schule 1924, S. 298 ff.
- 34 M. Enderlin (wie Anm. 32) S. 43.
- 35 Vgl. auch Lay, W. A.: Experimentelle Didaktik, 4. Aufl. Leipzig 1920, S. 268: Durch viele Beobachtungen habe ich gefunden: Das ursprüngliche Erkennen und Einprägen der Bilder erfolgt auf Grund des Umrisses und wird bedeutend erleichtert durch das Umfahren.
- 36 Vgl. W. A. Lay (wie Anm. 22) S. 263–266.
- 37 Vgl. Lay, W. A./Enderlin, M.: Im goldenen Kinderland. Ein Buch zum Lesenlernen und zugleich ein Spiel- und Arbeitsbuch. Leipzig 1911.
- 38 Vgl. Uebler, H.: Unsere erste Unterrichtsstunde im Schreiben und Lesen. In: Die neue Schule 1924, S. 352–358.
- 39 Das Schuljahr hatte zu Ostern begonnen.
- 40 Das gute Ergebnis war wohl auch auf die Sütterlinschrift zurückzuführen, die 1924 in der Versuchsschule Feudenheim eingeführt wurde. Bei dieser sind die längsten Buchstaben nur 15 mm hoch, während sie bei der badischen Normalschrift 23 mm messen, bei jeweils gleicher Höhe von 5 mm für „Normal“-Buchstaben wie e oder m. Nur etwa 15 mm ist jedoch die Reichweite der Fingerbewegungen von Schulanfängern. Vgl. Enderlin, M.: Badische Normalschrift oder Sütterlinschrift? In: Badische Schulzeitung 67 (1929), S. 785.
- 41 Vgl. W. A. Lay (wie Anm. 35) S. 80 ff.
- 42 Vgl. Adelman, K.: Das Schullandheim der Feudenheimschule. 2. Gründung. In: Die badische Schule 2 (1935), S. 101.
- 43 Vgl. Frey F.: Das Schullandheim der Feudenheimschule. In: Badische Schulzeitung 66 (1928), S. 475.
- 44 Vgl. K. Adelman (wie Anm. 42).
- 45 Verein Schullandheim Mannheim-Feudenheim, Schreiben vom 14. 5. 1937 und vom 9. 7. 1940. GLA Karlsruhe, 235/41466.
- 46 W. A. Lay (wie Anm. 22) S. 213.
- 47 W. A. Lay ebd. Praktisch dieselben pädagogischen Argumente für das Drucken kann man in Veröffentlichungen der sogenannten Freinet-Pädagogik lesen. Vgl. Jörg, H.: Arbeitsmethoden der Freinet-Pädagogik in der Schule – ein französisch-deutsches Experiment. In: Röhrs, H. (Hrsg.): Die Schulen der Reformpädagogik heute. Düsseldorf 1986, S. 204. Célestin Freinet begann das Drucken zwar nach Enderlin, aber heute spricht man nur von Freinet und nicht von Enderlin.
- 48 Vgl. Karstädt, O.: Versuchsschulen und Schulversuche. in: Nohl, H./Pallat, L.: Handbuch der Pädagogik Bd. 4. Langensalza 1928, S. 350. Otto Karstädt war Ministerialrat im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Der Begriff Hingabesittlichkeit stammt aus der zeitgenössischen Literatur zur staatsbürgerlichen Erziehung.
- 49 Vgl. oben Anm. 26. In Kimmelmann, A.: Zur Geschichte der Lehrer-Bewegung in Baden 1876–1926. Bühl 1926, S. 335 werden Lays experimentelle Pädagogik und Enderlins Zeitschrift als die wichtigsten Promotoren einer geänderten Methodik und Unterrichtslehre [in Baden] bezeichnet.
- 50 Vgl. die Kritiken, abgedruckt in: Die neue Schule 1926, S. 154. Die zitierte Besprechung stammt aus der Neuen Badischen Landeszeitung, Mannheim.
- 51 Zum Abschied Rektor Enderlins. Zeitungsausschnitt 23. 3. 1934. Der Name der (Mannheimer?) Zeitung ist nicht auf der Kopie vermerkt.
- 52 Vgl. Badische Schulzeitung 62 (1924), S. 44.
- 53 Schmitt H.: Topographie der Reformschulen in der Weimarer Republik. In: Amelung, U. e. a. (Hrsg.): Die alte Schule überwinden. Frankfurt 1993, S. 15. Vgl. auch Dietrich, I.: Célestin Freinet und die nach ihm benannten Schulen. In: Winkel, R. (Hrsg.): Reformpädagogik konkret. Hamburg 1993, S. 53: Reformpädagogik ist zur Zeit im Schulwesen der Bundesrepublik Deutschland sehr gefragt. Sie erlebt eine neue Blüte, und zwar auf dem Hintergrund des Scheiterns der „großen“ strukturellen Schulreform der 70er Jahre, angesichts der Tatsache, daß sich die neue Schulform Gesamtschule als Einheitsschule für die Sekundarstufe II bundesweit nicht hat durchsetzen können. Auch die in den 70er Jahren angestrebte umfassende Revision und Modernisierung der Lerninhalte, die Curriculum-Reform, ist im Sande verlaufen. Als Ausweg blieb die „innere Schulreform“, für die auf Reformansätze aus der Zeit zwischen 1900 und 1933 zurückgegriffen wird.

Anschrift des Autors:
Dr. Hansjürgen Kessler
Schwanenstraße 1b
68259 Mannheim

Die Spiegelkolonie im Mannheimer Stadtteil Waldhof

Am 2. Dezember 1851 übernahm Luis Bonaparte, der spätere Kaiser Napoleon der Dritte, durch einen Staatsstreich die Macht in Frankreich. Das bedeutete eine Rückkehr zur alten französischen Rheinpolitik, die als Ziel eine Angliederung linksrheinischer Gebiete des Deutschen Reichs an Frankreich verfolgte. Zwangsläufig mußte dies zu einer Verschlechterung der Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen mit Auswirkungen auch auf die gegenseitigen Handelsbeziehungen führen.

In der Chefetage der Compagnie des Manufactures de glaces et verres de St. Quinn, Cirrey et Montherme in Paris, Hersteller von Spiegeln und anderen Glasprodukten, dürfte man sich

darüber seine eigenen Gedanken gemacht haben. Als Exporteur von Spiegeln hatte das Unternehmen eine starke Stellung auf dem deutschen Markt. Im industriell rückständigen Deutschland gab es keine vergleichbare Produktion. Um einer restriktiven Wirtschaftspolitik der deutschen Staaten vorzubeugen, beschloß das Unternehmen, eine Spiegel-Fabrik als selbständige Zweigniederlassung auf der rechten Rheinseite zu errichten.

Nördlich von Mannheim, zwischen den damals noch selbständigen Gemeinden Sandhofen und Käfertal, fand man ein in vieler Hinsicht günstiges Gelände für die geplante Fabrik. Das Grundstück gehörte den Erben des Mann-



Der letzte verbliebene Arbeiterwohnblock der ehemaligen Spiegelkolonie

Karl-Heinz Schwarz-Pich

heimer Hofgerichtsrats und Hofbibliothekars Karl Theodor Traitteur. Der Boden galt als wertlos und war deshalb billig zu haben. Außerdem erhob die Gemeinde Käfertal, zu der die Gemarkung gehörte, keine Gemeindeabgaben. Flugsand, Kalk und Soda, wichtig für die Herstellung von Glas, waren direkt am Standort vorhanden. Das Holz für die Feuerung der Schmelzöfen gedachte man vor allem aus dem nördlichen Schwarzwald zu beziehen. Schließlich grenzte das Gelände unmittelbar an den Rhein, ideal für den Transport von Massengütern, und nur wenige Kilometer entfernt befand sich die Stadt Mannheim, einer der bedeutendsten Handelstandorte in Süddeutschland.

Was fehlte, waren Arbeitskräfte. (Deutschland befand sich zu Beginn der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts erst am Anfang der industriellen Entwicklung.) Deshalb trat das Unternehmen an die Badische Regierung in Karlsruhe mit dem Wunsch heran, das für die Fabrik erforderliche Personal aus Frankreich mitzubringen. Als Gründe für dieses Anliegen konnte außer dem allgemeinen Mangel an Arbeitskräften zusätzlich angeführt werden, daß für die Umsetzung eines Projektes in dieser Größenordnung Arbeitskräfte benötigt werden, die bereits Erfahrungen als Fabrikarbeiter – insbesondere in der Fabrikation von Spiegeln – vorweisen konnten. Dabei dachte das Unternehmen an Beschäftigte aus eigenen Fabriken in Lothringen.

Die Badische Regierung stimmte dem zu, allerdings mit der Einschränkung, daß nur für den Start der Unternehmung Arbeitskräfte aus Frankreich angeworben werden dürften, danach müsse man sich in Deutschland umsehen. Für die 80er Jahre läßt sich ein starker Zuzug von Arbeitssuchenden aus dem ländlichen Umfeld von Mannheim nachweisen. In den meisten Fällen handelte es sich dabei um Tagelöhner.

Nachdem die rechtlichen Dinge geregelt waren, beauftragte das Unternehmen den Architekten Raymond aus Paris mit der Planung und Durchführung des Baus einer Fabrik und einer Werkwohnungs-siedlung. Unter der Leitung des französischen Ingenieurs Dury wurden die Bauarbeiten von dem Mannheimer Maurermeister J. Ph. Schmitt ausgeführt. Der erste Spatenstich für dieses respektable Projekt erfolgte am 11. Juni 1853. Bereits 14 Monate später, im Oktober 1854, nahm die Fabrik ihre Produk-

tion auf. Eile war schon deshalb geboten, weil ein Konkurrent aus dem eigenen Land – wohl aus den selben Gründen – die Errichtung einer Spiegel-Fabrik in der Nähe von Aachen plante.

Insgesamt galt es, Wohnraum für ca. 400 Arbeiter und Angestellte bis hin zum Direktor zu schaffen. Dazu kam noch das Personal, das in Nebeneinrichtungen beschäftigt war. Dabei mußte sowohl die relativ große Entfernung zu den nächsten Gemeinden berücksichtigt werden, als auch die Tatsache, daß die zukünftigen Bewohner aus einem anderen Land kamen. Um der Gefahr vorzubeugen, daß sie von Heimweh geplagt dem neuen Wohnort bald wieder den Rücken kehrten, mußte die Lebensqualität an dem neuen Ort attraktiver sein, als an ihren Heimatorten. Insgesamt wurden in der Zeit zwischen 1853 und 1882 19 Blöcke mit 346 Wohnungen für Arbeiter gebaut. Die Wohnungen bestanden aus zwei oder drei Räumen mit einer Wohnfläche je nach Typ zwischen 27 und 45 qm. Die Beamten, so die offizielle Bezeichnung für die leitenden Angestellten, wohnten in Villen am Rande der Siedlung, und der Direktor in einem Schloßchen, umgeben von einem Park. 1861 wurde eine Schule gebaut, ein Betriebskindergarten kam 1868 dazu und eine Kirche für die Katholiken (1861) und eine für die Protestanten (1863), zwei öffentliche Backhäuser, ein Konsumladen, in dem Fabrikangehörige zu niedrigen Preisen einkaufen konnten, sowie eine sozial- und ambulante Station mit Schlaf- und Aufenthaltsräumen für die Ordensschwwestern. Zur Schwesternstation gehörte auch ein Garten mit einer Grotte. (Der Rest der Grotte existiert heute noch inkognito auf der Wiese im Anschluß an die Mauerstraße.) Auch eine Gastwirtschaft gab es und ein Casino. Zu jeder Arbeiterwohnung gehörte ein Stück Nutzgarten hinter dem Haus, und in Anschluß an die Gärten befanden sich zwei-stöckige Bauten für Kleintierhaltung bzw. im oberen Teil für die Lagerung von Heu, Holz u. a. m. Diese Einrichtung diente der Selbstversorgung der Familien. Es wurden Hühner, Kaninchen, Ziegen und Schweine gehalten. Einige Arbeiter benutzten die Ställe als Werkstatt. Sie befriedigte damit andere wichtige Grundbedürfnisse der Bewohner wie Reparaturen von Schuhen, Ausbessern von Haushaltsgegenständen und ähnlichem. Die Trink- bzw.



Die Rückseite des Hauses mit Laubengang

Karl-Heinz Schwarz-Pich

Brauchwasserversorgung erfolgte durch einen Tief- und einen Zisternenbrunnen. Eine Hebamme stand auch zu Diensten. (Sie hatte sich über Mangel an Arbeit nicht zu beklagen.) Bis auf einen Friedhof gab es buchstäblich alles, was charakteristisch für eine Gemeinde ist. Selbst an ein kleines Naherholungsgebiet für die Arbeiterschaft hatte man gedacht. In der Mitte der Siedlung gab es ein Wäldchen, das auch heute noch weitgehend erhalten ist. Als der Fußballsport um die Jahrhundertwende bei der Arbeiterschaft seinen Einzug hielt, wurde das Wäldchen zum Eldorado für die fußballbegeisterte Spiegeljugend. Viele erstklassige Spieler des SV Waldhof kamen aus der „Spiegel“, so auch Seppl Herberger, der legendäre Trainer der deutschen Fußball-Nationalmannschaft, der am 28. März 1897 in der Spiegelkolonie in der rue de France 171 geboren wurde. Das Wohnen war mietzinsfrei, auch andere Abgaben für Wasser oder später für Strom wurden nicht erhoben. Vom Siedlungstyp her wäre für die Spiegelkolonie „Industriedorf“ die richtige Bezeichnung. In seiner Art einmalig in Deutschland.

Entsprechend der unterschiedlichen Arbeitsfunktionen in der Fabrik und in den Nebeneinrichtungen der Siedlung gehörten die Bewohner verschiedenen sozialen Schichten an. Neben der zahlenmäßig dominierenden Arbeiterschaft, die sich aus einfachen Fabrikarbeitern, Facharbeitern, Meistern und Fabrikhandwerkern zusammensetzte, gab es Büroangestellte, leitende Angestellte, Ingenieure, Lehrer, Pfarrer, eine Hebamme und die Ordensschwwestern. An der Spitze stand der jeweilige Fabrikdirektor, der zugleich als Patriarch auch die Ordnungsfunktion in der Siedlung ausübte. Gesprochen wurde französisch. Französisch war auch die offizielle Sprache im Betrieb. Auch die Straßen trugen französische Namen. So gab es eine rue de France, eine rue de St. Quirin und eine avenue de Cirrey, um nur einige zu nennen.

Aber den Planern der Spiegelkolonie ging es offenbar um mehr, als nur um eine für damalige Verhältnisse optimale Befriedigung materieller Bedürfnisse und von Versorgungsbedürfnissen mit sozialem Charakter. Für sie waren

diese Maßnahmen Teil eines Konzepts, das darüber hinaus auf ein „harmonisches“ Zusammenleben der Menschen in der Kolonie abzielte. So entschieden sich die Betreiber beim Bau der zweigeschössigen Arbeiterwohnblöcke, die seit den 1860er Jahren errichtet wurden, dafür, das obere Stockwerk mit einem Laubengang zu versehen. Das war ein zusätzlicher Kostenaufwand. (Zwingend war das nicht und fand auch später in Werkswohnungssiedlungen in Deutschland keine Nachahmung.) Die Laubgänge erhöhten die Wohnqualität erheblich. (Die oberen Wohnungen waren von der Straße her nur über einen zentralen Aufgang über den in beide Richtungen offenen Laubengang zu erreichen.) Der Laubengang diente so auch der nachbarschaftlichen Kommunikation. Wie die Bewohner des unteren Stockwerks, die im Sommer auf den Treppen vor der Haustür saßen und sich mit den Nachbarn und den Vorübergehenden unterhielten, so geschah dies zwischen den Bewohnern der oberen Stockwerke untereinander. Damit sollte das Zusammenleben gefördert werden. Aber diese Art von offenem Gemeinschaftsraum erforderte auch ein hohes Maß an gegenseitiger Rücksichtnahme und Selbstdisziplin. Wenn es trotzdem zu Konflikten und Streit kam, dann beweist das nicht das Gegenteil. Darüber hinaus diente der Laubengang den Menschen auch als leicht zu erreichender Ort für den Aufenthalt an frischer Luft.

Die Spiegeldirektion förderte auch die Bildung von Vereinen und unterstützte diese materiell. Nachweisen läßt sich das konkret für den Sport. So wurde der heute noch bestehende Turnverein 1877 mit Unterstützung der Direktion der Spiegelfabrik gegründet. Das Unternehmen stellte auf firmeneigenem Grundstück ein Gelände zur Verfügung, das als Turnplatz genutzt werden konnte. Eine Turnhalle war bereits vorher gebaut worden. Auch als der Fußball aufkam, engagierte sich das Unternehmen. Bevor mit dem SV Waldhof vor Ort der erste offizielle Verein gegründet wurde, gab es nur Straßenmannschaften. Einer davon, der „Ramelia“ stellte das Unternehmen ebenfalls ein Stück Werksgelände als Fußballplatz zur Verfügung. Auf diesem Platz spielte der SV Waldhof von 1907 bis 1911. Der Platz ging als das „Schlammloch“ in die Geschichte des Waldhof ein. Hier spielt heute der SV Harmonia, ein

beim SV Waldhof angegliederter Verein, dessen Geschichte 1948 als Spiegel-Privatmannschaft begann. Auch dem im Jahr 1900 gegründeten Kleintierzüchterverein „Goggelrobber“ überließ die Firma Gelände zur Nutzung. Die Unterstützung der Fußballer muß geradezu als avantgardistisch angesehen werden. Nach der Jahrhundertwende war das Fußballspiel bei der Arbeiterschaft noch verpönt. Bestärkt wurden sie in ihrer ablehnenden Haltung durch Kirche und Schule. Erst 1907 wurde z. B. in Mannheim das Verbot, an Schulen Fußball zu spielen, aufgehoben. Den Fußball zu unterstützen war anrühlich. Die Pioniere des Fußballsports gehörten zu den Außenseitern. Das Engagement der Spiegelfabrik für den Fußball war deshalb durchaus nicht selbstverständlich. Zumindestens für die Jahre nach dem 2. Weltkrieg läßt sich auch nachweisen, daß die Unternehmensleitung für die Feiern zum 1. Mai Betriebsräume zur Verfügung stellte. Natürlich geschahen diese Maßnahmen auch zum Vorteil des Unternehmens. Ein solch pfleglicher Umgang mit dem „Human-Kapital“ zahlte sich aus. Die Bindung der Spiegelbeschäftigten an das Unternehmen war stark ausgeprägt. Die damals übliche Fluktuation machte den Spiegeldirektoren zumindestens keine Sorgen.

In seinem Gutachten aus dem Jahr 1976 kommt Prof. Dr. Ing. Wulf Schirmer vom Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe deshalb zusammenfassend zu dem Ergebnis, „daß eine solche Siedlung auch aus heutiger Sicht von der städtebaulichen Organisation und unter räumlich-ästhetischen Gesichtspunkten als durchaus positiv zu bewerten wäre. Zudem gehört die Spiegelsiedlung zu den frühen Beispielen des Werkswohnungsbaus auf deutschem Boden im Zeitalter der industriellen Revolution und verkörpert in hervorragender Weise den Gedanken sozialer Verantwortung damaliger Unternehmer für die Nöte und Sorgen der Arbeitnehmer.“

Eine ideelle Beeinflussung durch Vertreter des utopischen Sozialismus, wie den beiden Franzosen Charles Fourier (1772–1837), Claude Saint-Simon (1760–1825), aber vor allem dem Engländer Robert Owen (1771–1858) hält Schirmer für denkbar. Owen hatte bereits 1817 mit New Lanark in Schottland ein solches Industriedorf errichtet. Die Frage, ob sich das fran-

zösische Unternehmen bei der Konzipierung der Spiegelkolonie tatsächlich an den Ideen der utopischen Sozialisten orientiert hatte, ließ sich nur nach Auswertung zeitgenössischer Quellen, insbesondere des Firmenarchivs in Frankreich beantworten. Dies zu klären, wäre allerdings von hohem wissenschaftlichen Interesse. Im Mannheimer Werk (VEGLA) selbst befinden sich nach Auskunft der Betriebsleitung keine diesbezüglichen Unterlagen mehr.

Unabhängig davon, ob nun der Einfluß der utopischen Sozialisten eine Rolle bei diesem Projekt gespielt hat oder nicht, kommt Schirmer in seinem Gutachten zu dem Ergebnis, daß der Spiegelkolonie neben ihrer heimatgeschichtlichen auch eine erhebliche sozialgeschichtliche Bedeutung zukommt. Die heimatgeschichtliche Bedeutung ist unstrittig. Mit der „Spiegel“ beginnt die Geschichte des Industriestandorts und damit verbunden auch die des Stadtteils Waldhof. In ihrer sozialgeschichtlichen Bedeutung stuft Schirmer die Spiegelkolonie gleich hinter der berühmten Fuggersiedlung in Augsburg aus dem 16. Jahrhundert ein. Sich dessen bewußt zu sein, würde Mannheimern gut zu Gesicht stehen, zumal als Standort des Landesmuseums für Technik und Arbeit. Vorvorzeigen läßt sich das auch. Aber daraus ergeben sich auch Verpflichtungen.

Als Prof. Schirmer sein Gutachten erstellte, standen von den einstmals neunzehn nur noch zwei Werkwohnungsblöcke, um die dann ein Rechtsstreit zwischen der Stadt Mannheim und den Vereinigten Glaswerken geführt wurde. Bis auf diese beiden eine Wohnzeile bildenden Blöcken mit den dazugehörigen Gärten und den Kleintierställen, waren die Arbeiterwohnblöcke Mitte der sechziger abgerissen worden. Ohne Bad, mit Außentoilette und Ofenheizung ausgestattet, entsprachen die Wohnungen nicht mehr den gestiegenen Wohnansprüchen der sechziger Jahre. Als die Firma in den siebziger Jahren den Block Nr. 102-125 abreißen wollte, verweigerte die Stadt Mannheim unter Bezugnahme auf das Landesdenkmalgesetz von Baden-Württemberg die Abrißgenehmigung. Die Firma VEGLA klagte dagegen vor dem Verwaltungsgericht. In diesem Zusammenhang bestellte das Gericht Prof. Schirmer als Gutachter. Zwar folgte das Gericht in seinem Urteil inhaltlich dem Gutachten von Schirmer, aber



Zu Ehren des ehemaligen Trainers der deutschen Fußball-Nationalmannschaft wurde 1998 diese Gedenktafel angebracht

Karl-Heinz Schwarz-Pich

unter Berücksichtigung des hohen Sanierungsaufwandes und der damit verbundenen hohen Kosten (wirtschaftliche Zumutbarkeit nach § 6 des Landesdenkmalschutzgesetzes) wurde der Abriß gestattet. Mit dem Hinweis, daß durch den verbliebenen Block dem Ansinnen der Stadt Mannheim zu Genüge Rechnung getragen sei. Das kam praktisch einem Vorgriff auf einen eventuellen Antrag für den Abriß dieses noch verbliebenen Wohnblocks gleich.

Dabei blieb es dann auch, allerdings mit fatalen Folgen für das Objekt. Weil man auf der einen Seite die Firma aufgrund des hohen Kostenaufwandes zu einer Sanierung nicht zwingen konnte, die Stadt aber kein Konzept für den Erhalt des Wohnhauses vorlegte, geschah auch nichts für den Erhalt des Gebäudes. Erwartungsgemäß verschlechterte sich dessen baulicher Zustand immer mehr. Aus der Sicht der Firma macht die eigene Untätigkeit durchaus einen Sinn. Denn über kurz oder lang wird

der Verfall des Gebäudes einen Zustand erreichen, der es zu einer Gefahr im Sinne der öffentlichen Sicherheit werden läßt. Zum Abriß gäbe es dann keine Alternative. Dagegen wird es auch seitens der Stadt keine Rechtsmittel mehr geben. Bedauerlicherweise hat die Stadt nicht einmal auf eine der Firma finanziell durchaus zumutbare Erhaltungssanierung gedrängt. Dabei wäre es nur um das Einsetzen einiger Fensterscheiben gegangen, was für eine Glasfirma kein unüberwindbares Problem darstellen dürfte, und um kleinere Reparaturen am Dach.

1992 griff der Autor dieses Beitrags das Problem erneut auf. Er entwarf ein Konzept für den Erhalt und die Nutzung des verbliebenen Blocks. Dies sah eine Nutzung als integriertes Museum mit folgenden inhaltlichen Schwerpunkten vor: Heimatgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Waldhof als Industriestandort, Geschichte der Spiegelfabrik und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung. Außerdem war an die Einrichtung einer Sepp-Herberger-Erinnerstätte gedacht worden. (Sepp Herberger hatte in dem verbliebenen Haus Nr. 136 mit seiner Mutter zwischen 1910 und 1911 gelebt.) Diesem Konzept stimmte der damalige Präsident des Landesdenkmalamtes von Baden-Württemberg, Prof. Dr. Gebeßler, mit Schreiben vom 27. 9. 1993 voll inhaltlich zu. Ebenso der Landtag von Baden-Württemberg mit Beschluß vom 14. April 1994, der aufgrund einer Petition zustande kam. Gebäudesanierung und Einrichtung des Museums sollte über Sponsoren erfolgen. Entsprechende Landesmittel waren ebenfalls in Aussicht gestellt worden. Insbesondere in Verbindung mit einer Herbergere Erinnerungsstätte aus Anlaß des 100. Geburtstags Herbergers im Jahr 1997 war das durchaus erfolgversprechend. Die Firma VEGLA hatte eine Unterstützung im eigenen Ermessen ebenfalls zugesagt. Was bei diesem erreichten Stand noch fehlte, war die politische Unterstützung durch die Stadt. Auf ein Schreiben des Autors dieses Beitrags begrüßte OB Gerhard Widder die Bemühungen der mit der Sache befaßten Bürger, die sich inzwischen in einem Verein organisiert hatten. Er gab die Sache an den zuständigen Dezernten für Kultur, Herrn Lothar Mark, weiter. Der hielt es dann aus bis heute unerfindlichen

Gründen für nötig, ein eigenes Konzept mit Puppenmuseum, Cafeteria und Glasbläserei zu entwickeln, dazu kam dann noch von dritter Seite die Überlegung, den Block als Wohnheim für Studenten zu nutzen, was Herr Mark auch wohlwollend aufgriff. Nur vom ursprünglichen Konzept war nicht mehr die Rede. Frau von Welck, die damalige Leiterin des Reißmuseums in Mannheim, schrieb dem Bürgermeister am 22. Februar 1996: „Die Einrichtung eines Puppenmuseums in Verbindung mit einem Sepp Herberger- und Glas-Museum scheint mir problematisch: Weder ist ein inhaltlich Zusammenhang gegeben, noch ist die zur Verfügung stehende Puppensammlung . . . so ungewöhnlich, daß sich dafür ein eigenes Museum lohnt.“ Taktisch war es der Firma gegenüber ein klassisches Eigentor. Herr Mark hätte aufgrund des Rechtsstreits zwischen der Stadt und dem Unternehmen in den siebziger Jahren wissen müssen, daß die Firma grundsätzlich kein Interesse am Erhalt dieses Hauses hatte. Das Entgegenkommen gegenüber dem Verein stellte für die Firma gewissermaßen einen gerade noch akzeptablen Kompromiß dar. Durch eine externe Nutzung wären dem Unternehmen sowohl die Sanierungs- als auch später die Unterhaltungskosten für das Gebäude erspart geblieben. Deshalb akzeptierte man notgedrungen das Konzept des Vereins. Der damalige Kulturdezernent Herr Mark übergang dann einfach den Verein und begann Verhandlungen mit der Firma VEGLA auf der Grundlage seines amateurhaften Konzepts. Die Firma lehnte die Pläne von Herrn Mark rundweg ab und teilte ihm dann Ende 1996 mit, daß man nunmehr gedanke, das Haus selbst zu nutzen. Das wars dann. Seitdem tat sich nichts mehr. Von einer eigenen Nutzung des Gebäudes durch die Firma ist nichts zu erkennen. Im Zusammenhang mit dem 400jährigen Stadt Jubiläum im Jahr 2007 beabsichtigen einige rührige Denkmalschützer, das Projekt Spiegelsiedlung neu zu beleben. Allerdings, wenn nicht unmittelbar etwas geschieht, wird das Haus das Jahr 2007 nicht überleben.

Anschrift des Autors:
Karl-Heinz Schwarz-Pich
Kleine Riedstraße 6c
68169 Mannheim

Dem Gedeihen der Stadt

Zur geschichtlichen Bedeutung der Juden für Mannheim

IN MANNHEIM DAHEIM

„Es sollen, wie man sagt, nun mehr Juden, alß Christen, zu Mannheim wohnen“, schrieb Prinzessin Liselotte von der Pfalz 1720 in einem Brief. Ein Frankfurter Reisender berichtet 1731 über seine Eindrücke von Mannheim: „Bei der Betrachtung gegenwärtiger Stadt mußte (ich) mich auch über die Menge der allhier in besonderer Freiheit lebenden Juden verwundern.“ Ein „Engelländer“ beschreibt 1790 den „Mannheimer“ als „ein Gemische vom Franzosen und Juden, mit welch letzterem er auch sogar viel ähnliches im Sprachklange hat.“¹

AUS MANNHEIM VERSCHLEPPT UND VERTRIEBEN

Im Jahre 1925 lebten 6972 Juden in Mannheim (2,8% der Bevölkerung). 1933 waren es noch 6402. Das sind „furchterregende“ 2,3% der damaligen Bürgerschaft. Die meisten von ihnen verstanden sich als Kurpfälzer Landsleute, sprachen unseren Dialekt, liebten mehr als andere dieses Land. Alle Juden wurden durch die Schoa weggerissen. Über 2000 von ihnen kamen um oder wurden umgebracht. Das Buch „Auf einmal, da waren sie weg“ berichtet von 2160 Namen und Schicksalen, die Anfang der neunziger Jahre noch aufgespürt werden konnten.²

NUR WER WEISS, WAS FEHLT UND WEN WIR VERMISSEN, KANN RICHTIG TRAUERN

Zwischen den Reiseberichten aus dem 18. Jahrhundert und der beklommenen Einsicht, „Auf einmal, da waren sie weg“ lagen vie-

le Jahrzehnte zunehmender Blüte der jüdischen Gemeinden in der Kurpfalz. Kraftvoll hatte sich entwickelt, was sich durch die Geschichte des deutschen und europäischen Judentums seit dem 2. und 3. Jahrhundert immer wieder ereignete: Sobald die politische, ökonomische, rechtliche und gesellschaftliche Ausgrenzung und Unterdrückung auch nur nachließ, begannen die Juden, außergewöhnliche Beiträge zum Gedeihen der Dörfer und Städte zu leisten, in denen sie lebten.³ Als goldenes Zeitalter wurde die Zeit von den sechziger Jahren des 19. bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Von dieser Blüte profitierten Mannheim und die Kurpfalz besonders, war das Land zwischen Speyer, Worms und Mainz doch seit Jahrhunderten eine besonders wichtige Region für das europäische Judentum, trotz aller üblen Erfahrungen, die die Juden auch in diesem Landstrich immer wieder machen mußten. Ohne Juden wäre Mannheim nicht jenes Zentrum von Industrie, Handel, Bildung und Kunst geworden, das es tatsächlich darstellt.

AUCH AUS MEINEM LEBEN GERISSEN

In den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts begann dann in Deutschland der Aufstand der Dummheit gegen Bildung und Geist, des Hasses gegen Traditionen von Liebe und freundlicher Nachbarschaft, der Gleichgültigkeit gegen die Menschlichkeit. Hauptopfer dieser kalten Raserei waren die Juden.

Die Vertriebenen und die Toten sind mit meiner (geboren 1945), mit unsrer Gegenwart und Zukunft ganz real verbunden; denn obwohl es mich noch nicht gab, wurden jene Menschen

auch aus meinem Leben gerissen. Ich stelle mir vor: Die vielen Juden, die aus Mannheim und Umgebung verschleppt und getötet wurden, hätten ihr Leben in Würde hier weiterführen können - viele von ihnen wären meine Zeitgenossen geworden und hätten Kinder gehabt, denen ich begegnet wäre. Daß dies nicht geschieht, verändert und verarmt auch mein Leben.⁴

Kann man um Menschen, die man nicht gekannt hat und um Ungeborene vernünftigerweise trauern? Ist das nicht abstraktes Gerede?

Das Judentum (der Glaube, die Gemeinschaft, die Tradition: das Kollektiv, die Kultur) und die Juden (die vielen Einzelnen) in Deutschland und in Europa haben als Künstler, Wissenschaftler, Lehrer, Ärzte, Journalisten und in vielen anderen Tätigkeiten und Berufen (auch als Proletarier!) so herausragende Beiträge zu den jeweiligen nationalen, regionalen und lokalen Kulturen geleistet und so überdurchschnittlich viele begabte und interessante Menschen in ihren Reihen gehabt, daß Mannheim mit den Juden, die von hier weggerissen wurden, heute vitaler und interessanter wäre als ohne sie. Dies ist offenkundig, auch wenn man Ungeborene nicht konkret kennen kann. Dasselbe gilt für Deutschland, Europa, die Welt. Im Hinblick auf die Verarmung des gesellschaftlichen Potentials sind wir alle Opfer der großen Vernichtung, sogar jene, die in übertragenem und direktem Sinne heute den Juden wieder nach dem Leben trachten.

ACHTUNG, STOLZ, LIEBE

Ich kann und will hier nicht die Geschichte der Juden in der Kurpfalz auch nur skizzieren oder an Beispielen belegen. Dies geschah und geschieht kompetent an anderen Stellen.⁵ Vielmehr will ich das Wirken der Mannheimer Juden würdigen und der Frage Aufmerksamkeit widmen, wie ihr herausragender Beitrag zur Geschichte dieser Stadt zu erklären ist.

Die Bedeutung der Juden für unsere Heimat läßt sich so zusammenfassen und würdigen: Wir dürfen unserer jüdischen Landsleute mit Achtung, Stolz und Liebe gedenken. Keine zweite Gruppe hat je auf der Basis einer so kleinen Zahl so eindrucksvolle Beiträge zum Gemeinwesen geleistet, und zwar in allen wichtigen gesellschaftlichen Funktionen: wirtschaftlich,

politisch, sozial (Krankenhäuser, Waisenhäuser, Kindergärten...), religiös, moralisch, pädagogisch, in den Künsten, in Vereinen und bürgerschaftlichen Unternehmungen, bei der Gründung von Stadtteilen (z. B. Mannheim-Neustadt)...

Zur Erklärung dieses Phänomens wird häufig angeführt, Minderheiten überall auf der Welt, die sich gegen erdrückende Mehrheiten behaupten müssen, zeigten die Tendenz, etwas Besonderes leisten. Die Erklärungskraft dieses Argumentes scheint mir eher bescheiden. Es gibt viele Minderheiten, die sich vor Mehrheiten bewähren müssen, ohne vergleichbare Früchte vorweisen zu können. Die „automatisch“ leistungsfähige Minderheit ist eine so schön „wertneutrale“ Vorstellung, die scheinbar ohne Ansehen spezieller Eigenschaften von Minderheits- und Mehrheitskultur Verstehen stiftet.

Das klassische Minderheitenargument gewinnt im Hinblick auf die deutschen Juden nur im Zusammenhang mit folgenden Einsichten Bedeutung:

1. Identifikation mit Heimat ist Teil des Geschichtsbewußtseins einer Gemeinschaft. Weltweit gibt es nur wenige Kulturen, die sich im Hinblick auf historisches Bewußtsein mit der jüdischen messen lassen. Es ist das Geschichtsbewußtsein, das Gemeinschaften befähigt, Orte und Zeiten unverwechselbar zu prägen. Geschichte und Heimat sind Vermächtnis und Projekt, die seitens der Kinder Israel von jeher größte Aufmerksamkeit finden. Bei Jeremia 29, 7 heißt es:

„Und fragt dem Frieden der Stadt nach, dahin ich euch verschleppen ließ, betet für sie zu Mir, denn in ihrem Frieden wird euch Frieden sein.“⁶ Heimat- und Geschichtspflege sind wichtige Aspekte des religiösen Auftrages im Judentum. Kann Glaube rationaler verfaßt, können Frömmigkeit und Vernunft inniger verbunden werden? Und diesem Anspruch genügten die deutschen Juden in unübertrefflicher Weise, bis sie in der Schoa vertrieben oder verschlungen wurden.

Bekanntlich umschließt das hebräische „Schalom“, wie auch das Wort Friede, nicht nur die Abwesenheit von Krieg, sondern so zentrale Werte wie Gerechtigkeit und das allgemeine wirtschaftliche, soziale und kulturelle Gedeihen eines Gemeinwesens.

Auf Gedeih und Verderb: Die Juden trugen zum Gedeihen bei und wurden mit Verderben belohnt. Auch deshalb sitzt der Schmerz so tief und auch deshalb sind Worte und Gesten des Überdresses gegen das Erinnern, das „Einmal-muß-Schluß-sein-Gerede“, ob vulgär gemault oder „anspruchsvoll“ literarisch verbrämt, so unerträglich.

NARZISSTISCHER NAZISMUS

Bei der Analyse der Ungeheuerlichkeiten, die an den deutschen und europäischen Juden begangen wurden, wird deutlich: das Erlebnis von Unterlegenheit gegenüber einer kleinen Gruppe in der Bevölkerung, die offenkundig eine höhere kulturelle Entwicklung repräsentiert, über mehr Kompetenz, Bildung und Reife gebietet, gehört zu den untergründigen Brandbeschleunigern des Hasses.

Der Nationalsozialismus war mehr als alles andere ein Aufstand von Minderwertigkeitsgefühlen. Es war der Aufstand der Angst vor der Freiheit gegen die Freiheit und gegen Demokratie, der Wissenschaftsfeindlichkeit gegen Philosophie und Wissenschaft, der Kunstferne und -feindlichkeit gegen die Kunst, des Nihilismus gegen den Glauben, der Borniertheit gegen die Aufklärung, der Willkür gegen alle Traditionen von Recht und Moral, der primitiven ästhetischen Muster gegen Komplexität und Differenz, der Einfachheit gegen die Vielfalt.

Auch Nichtjuden waren Opfer dieser aufbrausenden Dummheit. Juden waren es aber in besonderem Maße, weil sie als ganze Gruppe jene Werte der Zivilisation repräsentierten, gegen die sich der narzißtische Nazismus richtete. In Wahrheit waren die Nazis selbst „die vaterlandslosen Gesellen“, die mit enormem Spürsinn gegen jene losschlügen, die die Kraft besaßen, Mensch und Gesellschaft zu humanisieren und den Menschen Heimat zu schaffen.

2. Heimatliebe und tiefe Verbundenheit mit einer Region sind nicht, wie mancher wähnt, Ausdruck besonderer Rückständigkeit und Mangel an Weltoffenheit, sondern ganz im Gegenteil: Heimatliebe ist Frucht starker Herzens- und Geistesbildung. Man darf und muß es wiederholen: die Juden waren im Durchschnitt besser gebildet als ihre nicht-jüdischen Landsleute. Beispiel: Viele Juden waren leidenschaft-

liche Theater-, Musik-, Literatur- und Kunstfreunde. Die Künste sind Fenster zur Welt nach innen und nach außen. Wo sie geschaffen und dargeboten werden, kann Heimat wachsen als leuchtende Spur im Gewebe von Erinnerungen und Vorfreuden.

Die Juden waren insofern die besseren Deutschen, als sie die Ideale der deutschen Klassik und Romantik im Durchschnitt weit stärker verinnerlicht hatten als die Mehrheit ihrer Landsleute.

REGIONALIST UND WELTBÜRGER

3. Juden haben uns über Jahrhunderte einen Entwurf vorgelebt, von dem ich mir Rettung und positive Zukunft verspreche: starke lokale und regionale Verwurzelung, eng geknüpft an Weltoffenheit. Dies ist vielleicht die wichtigste Frucht der Diaspora. Die Zerstreuung über die ganze Welt ermöglichte den Juden diesen evolutionären Weg. Sich an Ort und Stelle orientieren, dauerhaft einrichten, Wurzeln schlagen und gleichzeitig die weltweiten Beziehungen zu Freunden, Verwandten und Glaubensbrüdern nicht abreißen lassen. Die weltweite Verschwisterung („Globalisierung“) bringt uns heute in dieselbe Situation, allerdings auf der Basis viel besserer Kommunikationsmöglichkeiten.

Wo wir uns auf eine der beiden Seiten, Weltgesellschaft oder Region, schlagen zum Schaden der anderen, könnten wir entweder wurzellose, „kosmopolitische“ Snobs werden, die keineswegs davor gefeit wären, ihre Schwestern und Brüder zu erschlagen, oder verklemmte Spießer, die ethnische Säuberungen durchführen, befürworten oder zulassen.

Gerade Mannheim könnte heute ein wenig von jenem „weltoffenen Lokalpatriotismus“ brauchen, den die jüdischen Bürger dieser Stadt um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert in so reichem Maße zur Geltung brachten.⁷ Möge uns gelingen, in einer sich verdichtenden Weltgesellschaft und einem sich vereinigenden Europa entsprechende Konzepte von Weltoffenheit und regionaler Verwurzelung auszubilden. Moderne Europäer sollten neben ihrer Muttersprache mindestens zwei Fremdsprachen gut beherrschen (es könnten gerne auch mehr sein), einen Dialekt gut ver-

stehen und sprechen und mehrere Dialekte sicher verstehen und nicht arrogant auf Dialektbeherrscher blicken.

Und es würde unserem Vermögen, Probleme zu lösen (in ganz praktischen Feldern wie Wirtschaft, Politik, Bildung, Ökologie) und die Lebenskraft unserer Gemeinschaften zu stärken, guttun, wenn wir als Projekte des Erinnerns und des Gestaltens von Zukunft, den Schätzen des jüdisch-christlichen Erbes wieder mehr Aufmerksamkeit zuwenden würden. Von den 10 Geboten, den Geboten der Nächsten- und Feindesliebe, den historischen Erfahrungen, den Weisungen und Psalmen im „Alten Testament“ bis zur Bergpredigt und dem Preis der Liebe im 1. Korintherbrief 13, des „Neuen Testaments“ spannt sich ein zusammengehörender (!) Horizont menschlicher Erfahrungen und Möglichkeiten, der längst noch nicht abgeschrieben und erfüllt ist.

Die Wiedereinsetzung dieses Schatzes als Teil unseres individuellen und gemeinschaftlichen Bewußtseins wäre ein wichtiger Beitrag zur „Versöhnung durch Erinnerung“ und damit zur Verbesserung der ganz praktischen alltäglichen Lebensqualität in unseren Städten und Dörfern. Dies ist der ganz eigennützig Grund, warum wir uns auf globaler, europäischer, nationaler, regionaler und lokaler Ebene erinnern müssen – nicht, um nachgeborenen Generationen Schuldgefühle zu vermitteln – wie von jenen immer wieder suggeriert wird, die das Erinnern, und damit das Denken, am liebsten ganz abstellen möchten, oder die die zukunfts-trächtige Funktion des Erinnerns nicht verstanden haben.

DEN FEIGENBAUM WIEDER WURZELN LASSEN

Möge uns gelingen, zu einer eigenständigen, weltoffenen, zukunftsweisenden und multikulturellen Entwicklung Mannheims und der Kurpfalz beizutragen. Möge uns gelingen, unseren Beitrag zu einer Renaissance der Kultur am Rhein beizutragen, in der unsere jüdischen Schwestern und Brüder wieder selbstverständlich zu uns gehören.

In der Rheinebene wächst seit Jahrhunderten der Feigenbaum – nicht als Ziergewächs, sondern mit Früchten, die köstlich munden. In

meinem Herzen steht dieser biblische, mythische Baum auch für das Judentum am Rhein. Möge der Feigenbaum im Lande nicht nur der Buchen und Eichen, sondern auch der Linde, dem Freiheitsbaum der Deutschen, wieder wurzeln und sich ausbreiten.

Anmerkungen

- 1 Volker Keller: Jüdisches Leben in Mannheim. Edition Quadrat. Mannheim 1995. S. 17.
- 2 Stadtjugendamt Mannheim (Hrsg): Auf einmal, da waren sie weg – Spurensuche. Jüdische Spuren in Mannheim. Edition Quadrat. Mannheim 1995. S. 11.
- 3 Siehe: Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Mit einem Geleitwort von Marion Gräfin Dönhoff. Reich illustriert. Könenmann Verlag. Köln 1997.
- 4 Siehe: Hans-Peter Schwöbel: Was geht Ausschwitz mich an? In: Lohrbächer, Albrecht u. a. (Hrsg): SCHOA – Schweigen ist unmöglich. Kohlhammer. Stuttgart, Berlin, Köln 1999.
- 5 An dieser Stelle darf neben Volker Kellers Buch „Jüdisches Leben in Mannheim“ und der „Spurensuche“ (Stadtjugendamt Mannheim) auf die Publikationen von Karl-Otto Watzinger verwiesen werden, zum Beispiel: Watzinger, Karl-Otto: Geschichte der Juden in Mannheim 1650-1945. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim 12. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1987. Alle Publikationen verweisen ihrerseits auf eine Fülle von Veröffentlichungen und Quellen. Nicht zuletzt ist das Stadtarchiv Mannheim ein wichtiger, hilfreicher Fundort.
- 6 zitiert aus: Die Schrift, aus dem Hebräischen verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Band 3, Buch der Kündigungen, S. 331. Verlag Lambert Schneider. Gerlingen 1978. Lizenzausgabe für die Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 1992.
- 7 Leuchtende Beispiele dieses Geistes bietet der Gedichtband „Mannem, wann ich dein gedenk“, mit Gedichten der jüdischen Mannheimer Autoren Ludwig Levy, Hermann Waldeck, Jakob Strauß, Ludwig Sinsheimer und Kurt Norbert Berg. Hrsg: Siegfried Laux und Hans-Peter Schwöbel. EDITION QUADRAT. Mannheim 1997.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hans-Peter Schwöbel
Seckacher Straße 68
68259 Mannheim

Gedanken und Fakten zur Mannheimer Sternwarte.

Am diesjährigen „Tag des Denkmals“, am 13. September 1998, wurde in Mannheim nach langer Zeit auch wieder die alte, aus der Kurfürstenzeit stammende Sternwarte für das Publikum geöffnet. Die im Besitz der Stadt Mannheim befindliche Liegenschaft im Quadrat A 4, 6 wird schon seit 1880, dem Jahr der Verlegung der Sternwarte nach Karlsruhe, nicht mehr als Observatorium genutzt. Das Gebäude kam in städtische Obhut und wurde 1905/6 renoviert. Den zweiten Weltkrieg überstand die Sternwarte ohne größere Schäden. Die Pläne, die das Städtische Hochbauamt im April 1947¹ von der Sternwarte anfertigte, zeigen das Gebäude noch mit den ursprünglichen Deckenhöhen und Raumaufteilungen.

Allein das dritte Obergeschoß hat im Vergleich mit Zeichnungen des 19. Jahrhunderts (angefertigt von Wilhelm von Traitteur, 1806)² eine Veränderung der Deckenkonstruktion erfahren. Das vornehmlich als Bibliothek und Gästezimmer genutzte Stockwerk hat auf den im Reiss-Museum Mannheim aufbewahrten Plänen einen geraden Deckenabschluß, der auf der Bauaufnahme von 1947 gewölbt erscheint. Möglich ist, daß die Zeichnung des 19. Jahrhunderts den Zustand nicht genau wiedergibt oder daß bei der Renovierung von 1905 der Raum bereits verändert wurde.

Die als Wohn- und Arbeitsräume benutzten niedrigeren Geschosse des ersten und dritten Stocks zeigen in beiden Plansammlungen die gleichen Grundrisse. Wobei heute das dritte Obergeschoß des 18. Jahrhunderts nach Einfügen eines Zwischenstocks in den hohen Beobachtungssaal als viertes Obergeschoß gezählt wird. Aber auch hier ist der Grundriß mit dem von 1806 identisch.

1958 wurde eine Instandsetzung durchgeführt. Geringe Kriegsbeschädigungen und altersbedingte Abnutzungsschäden hatten dies notwendig werden lassen. Die Arbeiten wurden durch das Hochbauamt Mannheim unter der Leitung von Baurat Fröhner durchgeführt. Die restaurierte Sternwarte sollte künftig als Atelierturm für Künstler der Freien Akademie Mannheim genutzt werden. Bei der stilgerechten Instandsetzung wurden beschädigte Architekturteile in Form und Material genau nachgebildet. Die stark ausgetretenen Treppenstufen konnten mit kunstharzvergütetem Beton sandsteinfarbig ausgeglichen werden. Die noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden Fenster-schlagläden wurden völlig beseitigt, um den Eindruck des 18. Jahrhunderts wieder herzustellen. Von den alten Eichentüren verwendete man alte, noch brauchbare Teile wieder. Die zerfallene und im Krieg vollkommen zerstörte Einfriedung zur Straße wurde mit Sandsteinmauerwerk und Lanzengitter wieder aufgebaut.³

Seitdem, so scheint es, liegt das Gebäude etwas vergessen hinter der Jesuitenkirche. Das dem nicht ganz so ist, zeigte die starke Besucherinteresse bei den am Tag des offenen Denkmals durchgeführten vier Führungen. Über 160 Personen besuchten an diesem Tag die Sternwarte und erfuhren Interessantes aus der Geschichte der Mannheimer Sternwarte und vom Alltag der Astronomen des 18. und 19. Jahrhunderts. Manche Besucher äußerten aber auch ihr Befremden über die häßlichen Kellereinbauten im Erdgeschoß, die bauliche Vernachlässigung des Treppenhauses und die relativ günstigen lebenslangen Mietverhältnisse für Künstler. Schade war, daß sich keiner der

heute in den ehemaligen Beobachtungssälen lebenden Künstler bereit gefunden hatte, sein Atelier für kurze Zeit für das Publikum zu öffnen. Obwohl Umbauten in den beiden Beobachtungssälen stattgefunden hatten, – so sind die hohen Räume in zwei Geschosse untergliedert worden und die ursprünglichen Grundrisse der Beobachtungssäle wurden durch das Einziehen von Rigipswänden verändert –, wäre auch heute noch einiges von dem alten Raumeindruck und vor allem der Aussicht aus dem ersten und zweiten Beobachtungssaal zu erfahren gewesen. So war man vor allem auf mündliche Information und Abbildungen angewiesen.

Die Geschichte der Mannheimer Sternwarte beginnt eigentlich im Dezember 1771, als der damalige Jesuit und Hofastronom Christian Mayer dem Kurfürsten Carl Theodor eine selbstverfaßte Denkschrift zum Neubau einer Sternwarte in Mannheim vorlegte.

Mayers Freund und Förderer, der Pariser Jesuit und Astronom Joseph Jérôme Lefrançois de Lalande (1732–1807), seit 1768 Direktor der Pariser Sternwarte, hatte Mayer zu einer Einladung an die Akademie nach St. Petersburg verholfen, wo er mit anderen Astronomen am 3. Juni 1769 weltweit das Ereignis der Bedeckung der Sonnenscheibe durch den Planeten Venus beobachtete und vermaß.

Als Ausrüstung hatte Mayer ein erst in London erworbenes Linsenteleskop aus der Werkstatt John Dollond sowie ein in Amsterdam erworbenes Heliometer, einen Linsenaufsatz zur Messung von Winkelgraden an der Sonnenscheibe dabei, die ihm bei seinen Beobachtungen in St. Petersburg behilflich waren. Beide Geräte haben sich erhalten und sind zusammen mit anderen astronomischen Geräten der ehemaligen Sternwarte seit 1990 im Landesmuseum für Technik und Arbeit zu sehen.

Auf seiner Reise nach und von St. Petersburg hatte Mayer verschiedene europäische Sternwarten besucht und dabei mit den dortigen Astronomen auch über deren Erfahrungen mit den jeweiligen Baulichkeiten diskutiert.

Zur damaligen Zeit war die zeitgenössische Bauform einer Sternwarte der Turm (Kopenhagen, Kremsmünster, Kassel) oder ein hohes Gebäude mit aufgesetzter Beobachtungskuppel.

Bereits in Schwetzingen hatte Mayer durchsetzen können, daß nach dem Provisorium zu ebener Erde ein kleines Observatorium auf dem Dach des Schwetzingener Schlosses gebaut wurde. Am 4. Januar 1764 wurde diese kleine Sternwarte in Betrieb genommen. Das Türmchen hatte ein bewegliches Kupferdach und einen Innendurchmesser von ca. 3,25 Metern. Mit kurfürstlichen Geldern waren bereits astronomische Geräte wie ein beweglicher Quadrant von Canivet und eine Pendeluhr von LePaute, beide aus Paris, sowie Teleskope der Gebrüder Dollond aus England angeschafft worden. Doch alsbald erwies sich auch der Aufbau auf dem Schwetzingener Schloßdach als zu eng.

Der Kurfürst, selbst an der Astronomie stark interessiert, genehmigte Mayers Plan und berechnete ihn, die zukünftige Sternwarte nach seinen Wünschen zu gestalten.

Der Grundstein wurde am 1. Oktober 1772 gelegt. Der Aufriß von J. C. Lacher, der auch ein Modell fertigte, hat sich erhalten⁴. Die Mauerarbeiten übernahm der Werkmeister Johann Philipp Schlichterle. Die Beratung durch den Architekten Rabaliatti hatte sich Mayer durch 100 Gulden gesichert. Nach gutem Fortgang der Arbeiten kam es 1773 zu Auseinandersetzungen zwischen Lacher und Rabaliatti wegen der unbequemen Treppe. Eine Kommission, der außer Mayer und Rabaliatti der Bauinspektor Mayer und der Baumeister Schlichterle angehörten, begutachtete unter dem Vorsitz des Hofrates von Babo diese Frage und kam zu dem Schluß, daß die Treppe nach Wünschen des Astronomen ausgeführt werden sollte. Rabaliatti erhielt daraufhin die Bauleitung übertragen. Die Treppe wurde nach seinem Plan mit vielen Podesten unterbrochen und in bequeme Verhältnisse geteilt. Die Bildhauerarbeiten zur Sternwarte schuf Augustin Egell; die eisernen Balkongitter wurden von der Eisen- schmelze Gienanth in Winnweiler geliefert⁵.

Der fünfgeschossige Turm erhebt sich über einem achteckigen Grundriß mit vier breiteren und vier schmaleren Seiten, wobei die breiteren Seiten genau nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet sind. Das auf der Ostseite liegende Treppenhaus mit 160 Treppen verbindet die einzelnen Räume miteinander und führt auf die Plattform des Turmes. Der 33 Meter hohe Turm beherbergte neben den schon erwähnten Beob-



Die Mannheimer Sternwarte in A 4, 6 (1997)

Photo: Luginsland, Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim

achtungssälen Räume für den diensthabenden Astronomen und seinen Gehilfen, Gästezimmer für auswärtige Kollegen sowie eine kleine Bibliothek, in der es im Laufe von Feierlichkeiten für den Heiligen Ignatius von Loyola am 31. Juli 1776 zu einem Feuer kam, welches Bibliothek und angrenzendes Gästezimmer zerstörte und alle Reiseaufzeichnungen Mayers von seiner Rußlandreise von 1769–1771 vernichtete.

Von den astronomischen Instrumenten, die einst zum Inventar der Sternwarte zählten und ihren Reichtum ausmachten, hat sich knapp die Hälfte mehr oder weniger beschädigt erhalten. Sie sind seit 1990 im Landesmuseum für Technik und Arbeit zu sehen, das die Instrumente 1983 von der Landessternwarte in Heidelberg, der Nachfolgerin der Mannheimer Sternwarte, übernommen hatte. Dort steht auch der große Mauerquadrant, eine Arbeit des englischen Instrumentenbauers John Bird, der nur vier solcher Instrumente hergestellt hatte. Das Gerät,

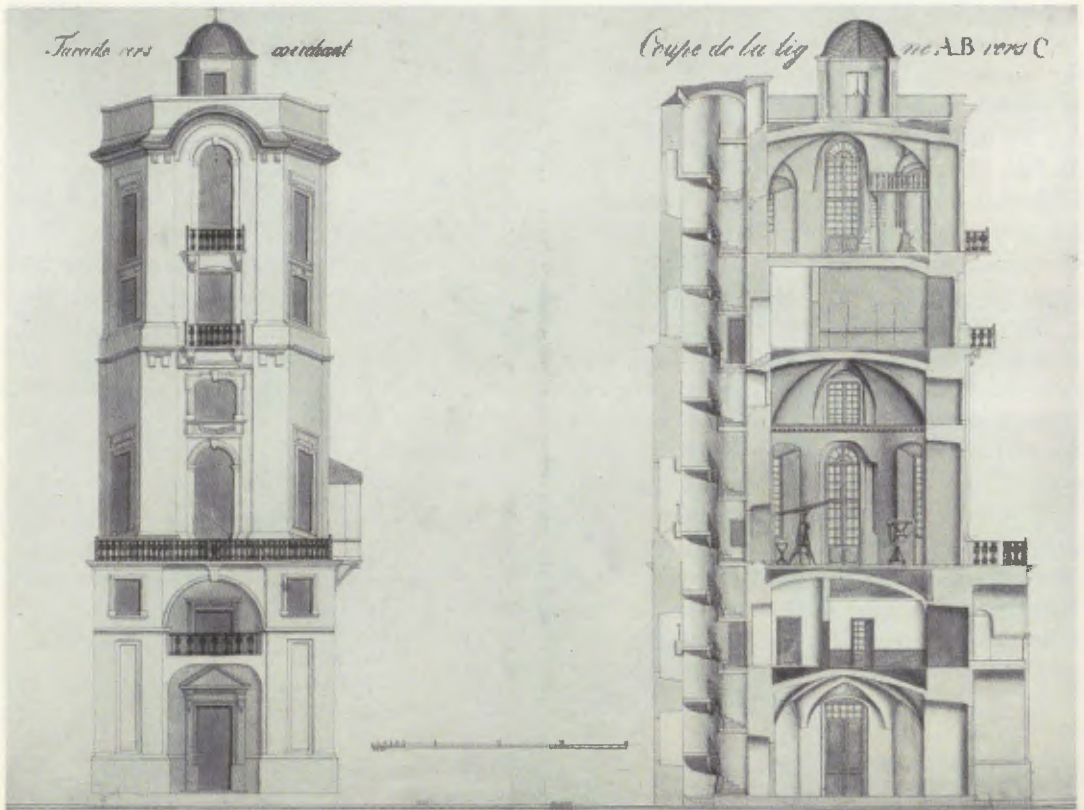
das zur Messung der Höhenwinkel von Sternen benutzt wurde, war ursprünglich im ersten Beobachtungssaal der Sternwarte an der Wand genau nach Süden fixiert. Eine Präzisions-Pendeluhr von Eardley Norton (erworben 1769) und ein kleines Treppchen zur leichteren Nutzung des Mauerquadranten vervollständigten das Ensemble.

Ebenfalls dort aufgestellt war der bereits in Schwetzingen benutzte Quadrant von Canivet, die aus St. Petersburg mitgebrachten Geräte (Teleskop und Heliometer) sowie ein Globenpaar, bestehend aus Erdglobus und Himmelsglobus, geschaffen in der Werkstätte von Vaugondy in Paris und 1751 in Frankfurt erworben. Außerdem befanden sich dort noch Thermometer und Barometer, sowie ein Gerät zur Messung der Abweichung der Magnetströme von Normalnull, ein sogenanntes Deklinatorium Magneticum, hergestellt von dem Augsburger Feinmechaniker Georg Friedrich Brander.



Die Mannheimer Sternwarte kurz nach ihrer Fertigstellung. Kupferstich. Gebrüder Klauber, Augsburg 1782.

Photo: Landesmuseum Mannheim KB-009484-58



Aufriß und Querschnitt durch die Mannheimer Sternwarte. Federzeichnung, kol. von Wilhelm Traiteur, 1806, Städt. Reiss-Museum Mannheim

Letztere Geräte geben auch einen Hinweis darauf, daß seit 1780 die Astronomen Mayer und König zusammen mit dem Leiter des Meteorologischen Kabinetts im Mannheimer Schloß, dem Physiker Johann Jakob Hemmer, Wetterbeobachtungen für die im gleichen Jahr gegründete „Societas Meteorologica Palatina“ vornahmen.

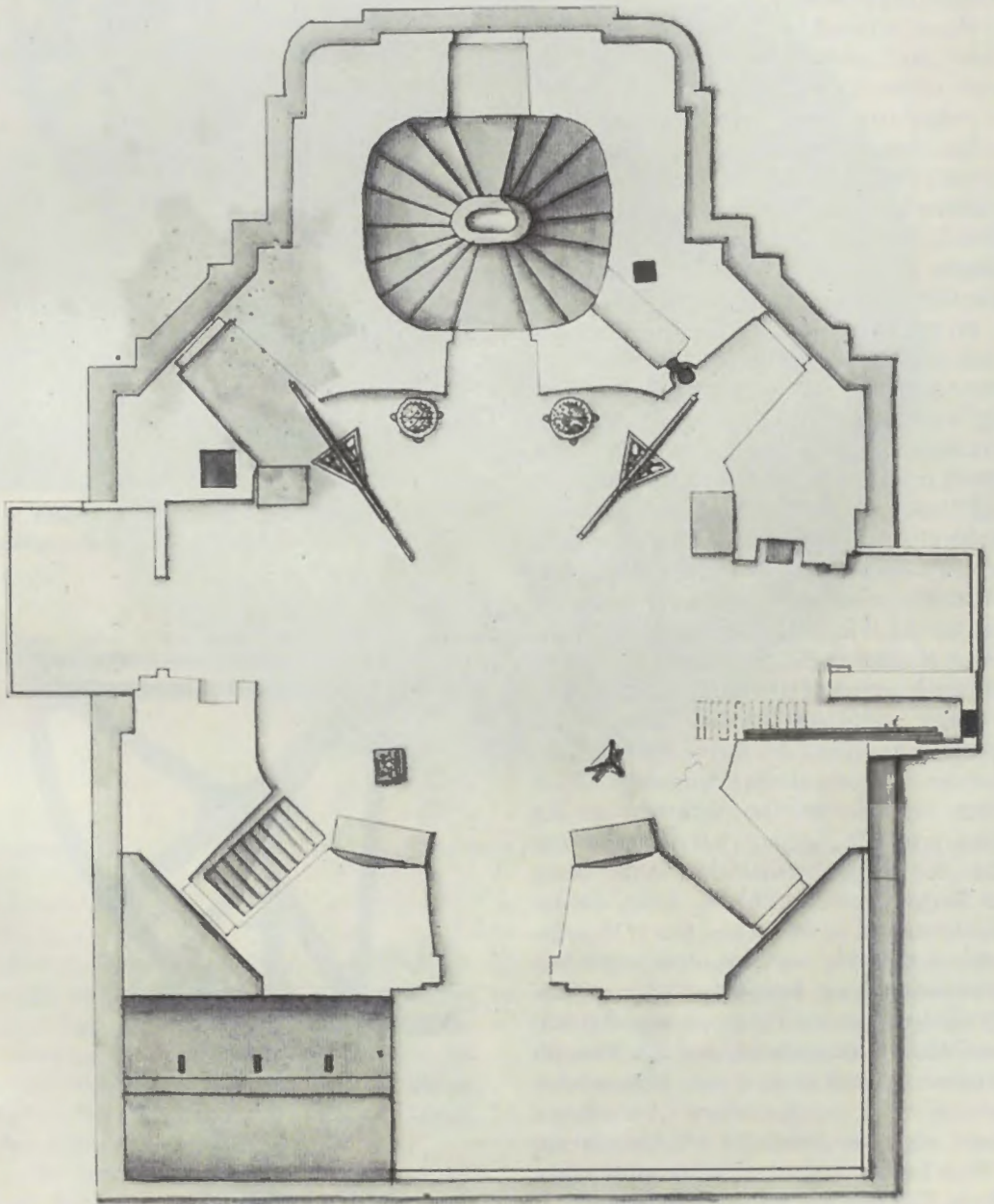
Mannheim war damals die Zentrale eines bis über die Grenzen Europas hinausreichenden Wetternetzes gewesen, das insgesamt 39 Stationen umfaßt hatte. Jede dieser Stationen war mit den gleichen geeichten Instrumenten ausgestattet und nahm seine Messungen zu den sogenannten „Mannheimer Zeiten“, nämlich um 7, 14, und 21 Uhr Ortszeit vor.

Eine der Forschungsaufgaben der Sternwarte war die Vermessung der Kurpfalz nach dem Prinzip der Triangulation, wobei Mayer als Grundmaß die französische Toise verwendete.

Nach der Festlegung der geographischen Koordinaten für die Schwetzingen und die Mannheimer Sternwarte entstand schließlich 1763 die erste maßstabgerechte Karte der Kurpfalz um Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, der sich später ein auf vier Karten angelegtes Werk anschließen sollte, von welchem 1773 leider nur zwei Karten veröffentlicht wurden.

Seit dem Bezug der Mannheimer Sternwarte und der Lieferung des Mauerquadranten im Jahre 1775 widmete sich Mayer der Erstellung eines Fixsternkataloges der nördlichen Hemisphäre, wobei er alle Sterne bis zur 10. Größenklasse auflistete. Diese waren immerhin 40 mal schwächer als die schwächsten Sterne, die mit dem bloßen Auge am Nachthimmel sichtbar sind. Seine sorgfältigen Untersuchungen zeigten, daß innerhalb von einigen Jahren manche Sterne, abgesehen von der jährlichen Parallaxe (scheinbare Positions-

Zweiter Stock.



Großer Saal.

Mauerquadrat.

Grundriß des Großen Beobachtungssaales der Sternwarte. Federzeichnung kol. von Wilhelm von Traitteur, 1806, Städt. Reiss-Museum Mannheim

veränderungen der Sterne am Himmel aufgrund der Bewegung der Erde um die Sonne), ihre Lage am Himmel ändern. Dies war besonders auffällig bei nahe beieinander stehenden Sternen (Doppelsterne).

Mayer unterschied dabei zwischen „optischen“ und „physischen“ Doppelsternen, von denen er besonders die physischen Doppelsterne, welche umeinander kreisen genauer untersuchte. Diese Sterne nannte er „Fixsterntabanten“. Bis 1781 waren der Fachwelt 79 Doppelsterne bekannt gewesen. Davon hatte Mayer allein 72 beobachtet. Erst mit Herschels siebenfüßigem Reflektor war es möglich geworden, über 620 weitere Doppelsterne zu entdecken.

Im August 1777 nach Ende seiner Beobachtungsreihe zu den Fixsterntabanten hatte Mayer seine Beobachtungen unter dem Titel „De centum stellarum fixarum comitibus eorumque insigni usu ad determinandum motum proprium fixarum“ veröffentlicht. 1778 folgte die „Gründliche Verteidigung neuer Beobachtungen von Fixsterntabanten, welche zu Mannheim auf der Sternwarte entdeckt worden sind“, in welchen sich Mayer gegen die Angriffe des Wiener Jesuitenpaters und Astronomen Maximilian Hell wehrte, der sich besonders am Ausdruck „Fixsterntabanten“ störte.

Mayer beobachtete auch die Nutation- und Aberrationsbewegung der Sterne. Dazu benutzte er den im oberen Beobachtungsraum befindlichen Zenithsektor. Das senkrecht an der Wand befestigte Teleskop war ungefähr zwischen 85° und 95° schwenkbar. In der Decke des Raumes befand sich eine Luke, die bei Beobachtungen zu öffnen war. Das 1778 aufgestellte Instrument war von dem englischen Instrumentenbauer Jonathon Sisson angefertigt worden, von dem die Sternwarte ebenfalls einen kleinen Quadranten, und ein Passage-Instrument besaß. Von diesen Instrumenten hat sich leider nur der kleine Quadrant auf einem originalen Holzstativ erhalten. Er war 1769 in London hergestellt worden und zählte bereits 1776 zum Inventar der Sternwarte.

Unter dem Nachfolger Mayers, Roger Barry, wurde im Jahre 1789 ein neues großes Passagegerät aufgestellt, für das an der Sternwarte die erste große bauliche Veränderung vorgenommen wurde: Um dem empfindlichen Fernrohr einen besonders sicheren, das bedeutete



Der große Mauerquadrant, John Bird 1775, London

Photo: Landesmuseum Mannheim B-2-06691-7



Der transportable Quadrant von Canivet, Paris 1757

Photo: Landesmuseum Mannheim P-2-01385



Gedenkmedaille auf den Tod von Christian Mayer. Mannheim 1783

Photo: Landesmuseum Mannheim B-1-03691-1

schwingungsfreien Stand zu gewährleisten, wurde an der Westseite der Sternwarte, der Haupteingangsseite, vom Erdgeschoß bis zum Fußboden des zweiten Obergeschosses, des großen Beobachtungssaales, ein rundbogenartiger Vorbau geschaffen, der in seiner nördlichen Hälfte das Passagegerät aufnahm⁶.

Die Instrumente der Sternwarte wurden auch den Besuchern vorgeführt, die die Sternwarte wegen ihrer Ausstattung und wegen des prächtigen Ausblicks, den man von der Plattform hatte, besuchten. Dies war nicht zum Nutzen der Instrumente. Nicht immer war der Astronom dabei anwesend, manchmal führte auch der Sternwartendiener, manchmal mögen

die Besucher auch unbeaufsichtigt gewesen sein. Jedenfalls wird schon im 18. Jahrhundert von Schäden an den Instrumenten berichtet, die kaum von dem diensthabenden Astronomen herrühren können. Es wird in den Inventarien immer wieder von verbogenen Stellschrauben, überdrehten Gewinde, zersprungenen Linsen und zerstörten Fadenmikrometern berichtet.

Auch die ungünstige Witterung in der Sternwarte, besonders die im Winter anhaltende Feuchtigkeit im Mauerwerk und die Zugluft aus den undichten Fenstern, machten Menschen und Instrumenten zu schaffen. Hinzu kam, daß bei Kriegsgefahr – und die deutete sich am Ende des 18. Jahrhunderts relativ oft

an – alle astronomischen Geräte in Kisten zu verstauen waren. Dieses mehrfache Ein- und Auspacken hatte den Quadranten und Fernrohren nicht gut getan. In der Regel mußte ein Teil von ihnen nach solchen Aktionen wieder repariert werden.

Dennoch haben sich erstaunlich viele der Instrumente des 18. Jahrhunderts erhalten. Nicht in einwandfreiem Zustand, sondern mit Gebrauchsspuren. Sie sind wegen ihrer erblindeten Spiegel, ihrer zersprungenen oder fehlenden Linsen nicht mehr nutzbar, aber sie sind Zeugnisse der damaligen Optik und Feinmechanik, künden von ihrem Einsatz in Astronomie, Geodäsie und Physik.

1776 zählt das erste Inventar zur Sternwarte insgesamt 34 Instrumente auf, die für die Zwecke der Astronomie und Geodäsie erworben und benutzt wurden. 17 der damals genannten Instrumente sind mit der Zeit abhanden gekommen, 17 haben sich erhalten. Bis Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Bestand unter den Nachfolgern Mayers auf weitere 10 Instrumente erhöht. Von diesen haben sich wiederum nur vier erhalten, so daß insgesamt 21 Objekte aus dem Bestand des 18. Jahrhunderts erhalten geblieben sind. Hinzuzuzählen wären noch Stücke, die erst im 19. Jahrhundert erworben, aber schon im 18. Jahrhundert gebaut worden sind, wie beispielsweise ein Spiegelsextant von John Dollond, London, um 1760 sowie ein Spiegelsextant von Edward Troughton, London, um 1800.

In dem niedrigeren Geschoß über dem Beobachtungssaal befand sich die Bibliothek und das Gästezimmer für auswärtige Astronomen. In diesem Zimmer neben der Bibliothek hatte Mayer zunächst gewohnt (1775–1776), weil seine Wohnung im ersten Stock noch nicht fertiggestellt war. Der Astronom Mayer steuerte selbst die ersten Bücher zur Bibliothek bei. Wahrscheinlich aus eigenen, wie aus Beständen der Jesuitenseminare von Heidelberg und Mannheim setzte sich der erste Bestand zusammen. Ab 1775 konnten mit Hilfe kurfürstlicher Zuwendungen neue Bücher erworben werden. Das Inventar der Sternwartenbibliothek von 1810 zählt ältere mathematische, physikalische und astronomische Schriften des 17. Jahrhunderts von Autoren wie Tycho Brahe, Ludolph von Ceulen, Christoph Sturm, Johannes Kepler,

Isaac Newton und Johann Philipp Wurzelbauer auf. Neben den Veröffentlichungen Mayers bilden die Schriften von Johann Elert Bode, Leonhard Euler, Johann Tobias Mayer, J. J. de Lalande, George Cottard, Laplace und Maximilian Hell den Bestand des 18. Jahrhunderts. Der Mathematiker Bürmann schloß 1810 das Inventar mit der Bemerkung: „Diese für den beobachtenden, wie für den schreibenden Astronomen gleich arme Bibliothek hat manch seltene Werke, welche sich besser in eine öffentliche Bibliothek theilen würden“⁷ Knapp 400 Titel umfaßte damals die Bibliothek. Bis zum Jahre 1876 war der Bestand auf 1061 Titel angestiegen.

Ein besonderes Buch der Sternwarte sollte in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden: das Besucherbuch von 1776–1792, das sich heute im Besitz der Universitätsbibliothek Heidelberg befindet. Auf 220 eng beschriebenen Folioseiten nennt das Buch die Namen der Besucher, unter denen die höheren Stände den Großteil ausmachten: Beamte und Offiziere, Kaufleute und Ärzte, Studenten und Professoren, Kammerherren, Ordensleute, Stiftsdamen und der Adel. Das in braunes Leder gebundene Buch nennt als Besucher W. A. Mozart (1778), den späteren Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters W. A. Iffland (1780), die Astronomen T. Lexell (1780), F. X. Zach (1775) und Heinrich Olbers (1787), den Verleger J. F. Cotta (1784) und den späteren Präsidenten der Vereinigten Staaten, Jefferson (1788). 1790 sind die Namen von Carl und Georg Reichenbach, 1781 der von Alessandro Volta genannt. Alle diese Besucher hatten eine Vorführung der wichtigsten Instrumente bekommen und genossen anschließend den weiten Blick von der Plattform der Sternwarte, in deren Zentrum ein kleines Observatorium mit beweglicher Kuppel stand. Von hier oben konnte man bei guter Fernsicht bis nach Heidelberg, Speyer, Ladenburg, Schwetzingen und Oggersheim schauen. Man sah den Mannheimer Festungstern mit seinen Bastionen und Gräben, das Schloß und das schachbrettartig angelegte Stadtbild zwischen Rhein und Neckar.

Freilich bietet sich heute ein völlig anderer Blick von der Plattform der Sternwarte.: Statt der auf Booten ruhenden Brücke über den noch unkanalisierten Rhein zum linken Rhein-

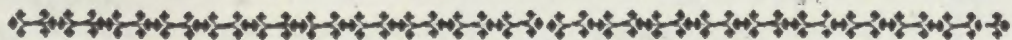
SOLIS ET LUNÆ
ECLIPSEOS
OBSERVATIO ASTRONOMICA
FELICIBUS AUSPICIIS
SERENISSIMI AC POTENTISSIMI
ELECTORIS PALATINI
CAROLI THEODORI

FACTA SCHWEZINGÆ
IN SPECULA NOVA ELECTORALI
ANNO 1764. DIEBUS 17 MARTII ET 1 APRILIS
COMPARATA PLURIBUS EUROPE CELEBRIORIBUS OBSERVATIONIBUS
EJUSDEMQUE CLEMENTISSIMI PRINCIPIS
HONORIBUS
OBLATA QUARTO IDUS JULII EJUSDEM ANNI

A

Christiano Mayer S. J.

Serenissimi ac Potentissimi Electoris Astronomo Aul. Almæ & Antiquissimæ
Univerſitatis Heidelbergensis Profefſ. Mathef. & Phyſicæ Experimentalis P. & O.
Academiæ Bononiensis Scientiarum INSTITUTI Socio.



MANNHEMII,
Ex Typographejo Electorali-Aulico.

ufer der damaligen „Rheinschanze“ überquert eine Stein- und Stahlbrücke für Eisenbahn, Straßenbahn und Autoverkehr den Rhein nach Ludwigshafen. Die Hochstraßen Ludwigshafens und seine Hochhäuser sowie die ausgedehnten Fabrikanlagen der BASF versperren den Blick auf die Pfälzer Landschaft und ihre Dörfer. Auch in der nächsten Umgebung der Sternwarte ziehen Schnellstraßen vorbei, die Festungswälle und die Bleichwiesen sind passé, auch die Mühlau-Insel mit Gärten und Lustschlößchen ist verschwunden, sie hatte Platz machen müssen für neue Hafenanlagen. Verschwunden auch die Wälle um Mannheim, die mit Linden bepflanzt, einst zu Spaziergängen einluden. Einzige Erinnerung daran ist heute der Mannheimer Ring, eine Straßenführung auf dem Gelände der ehemaligen Wälle. Auch vom Schloßgarten im englischen Landschaftsstil ist nicht viel geblieben seit die Eisenbahn einen Großteil des ehemaligen Geländes in Anspruch nimmt. Geblieben ist das Schloß, die Jesuitenkirche, das ehemalige Zeughaus (Reiss-Museum der Stadt Mannheim), das Palais Brezenheim, die Garnisonskirche, Bauten, die den Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges schlecht überstanden hatten und nach dem Krieg mit großen Anstrengungen wiederaufgebaut worden sind. Am wenigsten „abbekommen“ hatte die Sternwarte. Kein Vergleich zum Schloß oder der Jesuitenkirche, wo wirklich nur noch die Außenmauern übrig geblieben waren.

Die Sternwarte ist somit das am besten erhaltene barocke Gebäude Mannheims; es weist noch die meiste originale Substanz auf. Außerdem erhalten hat sich ein Großteil der astronomischen Geräte, die sich glücklicherweise damals in Heidelberg befanden, das vom Bombenkrieg verschont worden ist. Geräte, die im Inventar der Sternwarte aufgeführt waren, aber abhanden gekommen sind, sind teilweise durch Ankäufe des Landesmuseums für Technik und Arbeit ersetzt worden.

Was wäre von der Idee zu halten Eins und Eins zusammenzuzählen und aus Zwei eine Sehenswürdigkeit Mannheims zumachen, natürlich unter anderen Vorzeichen als damals?

Was wäre, wenn die Instrumente der Sternwarte wieder an ihren Originalstandorten Platz finden würden, die Sternwarte saniert und als ein Museum der Naturwissenschaften im

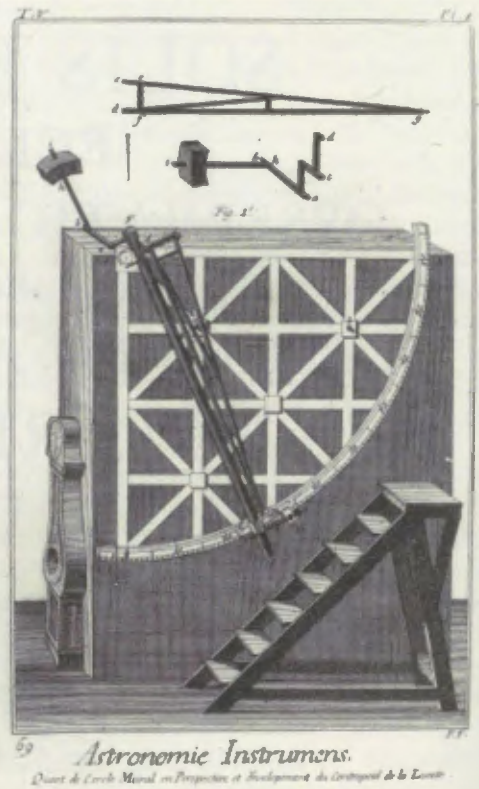


Abbildung eines Mauerquadranten mit Präzisionspendeluhr und Treppchen aus DAlemberts/Diderot: *Encyclopédie ou dictionnaire raisonnée* . . . Paris 1751-1780

Photo: Landesmuseum für Technik und Arbeit B-4-7288-9

18. Jahrhundert (Astronomie, Geodäsie, Meteorologie) von Stadt und Land getragen, eröffnet würde? Die Sternwarte könnte Bestandteil einer Barockführung durch die Oberstadt mit Schloß, Jesuitenkirche, Reiss-Museum sein.

Die vier Geschosse der Sternwarte könnten in ihrer Größe und Einteilung leicht wieder hergestellt werden, das Erdgeschoß würde von den häßlichen Käfigeinbauten befreit, eine Tür als Glastür gestaltet, könnte sich zum kleinen Garten öffnen, die Plattform würde den Besuchern des Museums wieder offenstehen. Die Bücher der verschollenen Bibliothek könnten leicht durch Leihgaben aus anderen Bibliotheken ersetzt werden und Platz in der neuen Bibliothek finden, die ihren Schwerpunkt in der Astronomie- und Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts hat. Gedanken, die sich leicht

weerspinnen ließen. Doch dazu benötigt man Geld, viel Geld und Energie. Man könnte einen Verein zur Wiedereinrichtung der Sternwarte gründen, der Sponsoren anspricht, der die Idee publik macht und sie dem Publikum nahe bringt. Daß eine interessierte Öffentlichkeit vorhanden ist, zeigte der Tag des Offenen Denkmals. Man sollte den Gedanken weiterverfolgen.

- 4 Universitätsbibliothek Heidelberg, Sammlung Batt, Blatt VII 246 Ausgeführter Aufriß von Lacher, 1774.
- 5 Hans Huth, Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim, Karlsruhe 1982, S. 789 ff.
- 6 Wilhelm H. Hoffmann, Zur Baugeschichte der Mannheimer Sternwarte in: Mannheimer Geschichtsblätter, 1925 S. 51–61.
- 7 Archivalien zur Mannheimer Sternwarte im Archiv des Landesmuseums für Technik und Arbeit Mannheim, DoA-771/16: Inventarium über die Bibliothek der Sternwarte zu Mannheim, 1810–1813 Insgesamt 377 Titel.

Anmerkungen

- 1 Städtisches Hochbauamt Mannheim, Pläne 1081, M. 1:20, M. 1:50, April 1947.
- 2 Reiss Museum Mannheim, Plansammlung A 171g/5, A 171g/7.
- 3 Emil Lacroix, Die ehemalige Sternwarte in Mannheim. Bericht über ihre Instandsetzung im Jahre 1958 in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1959, Jg. 2, Heft 2, S. 54–56.

Anschrift des Autors:

Dr. Kai Budde
Landesmuseum für Technik und Arbeit
Museumstraße 1
68165 Mannheim

Mannheim

*Durch schwarzgeballte
Wolkenfaust stößt herab
mit scharfem Laut
die Mittagssonne*

*legt Lichtfinger
in Schwären*

*gelb eiert
meine Stadt*

Rheinebene bei Mannheim

*Die neuen Kabelmaste
im Vordergrund*

*Die neuen Schlotte
im Vordergrund*

*Die neuen Hochhäuser
im Vordergrund
überragen die
alten Berge
im Hintergrund*

scheinbar

Hans-Peter Schwöbel, Zeit Ernten. Gedichte

Der Hauch der weiten Welt

Mannheims frühe Bedeutung als Stadt des Handels und der Konsulate

Die bedeutende Rolle, die Mannheim einst als Handelsstadt mit weltweiten Verbindungen gespielt hat, spiegelt sich im bislang kaum beachteten Dasein der früheren Kurpfalz-Metropole als Stadt der Konsulate wider. Der Höhepunkt dieser Entwicklung wurde kurz vor dem Ersten Weltkrieg erreicht. Nicht weniger als 21 Konsulate hatten vor 1914 ihren Sitz in Mannheim.

Die Namen der Länder, die in den alten Adreßbüchern genannt und streng alphabetisch aufgelistet werden, wecken heutzutage höchstens noch Fernweh und Reiselust. Denn mit Bolivien, Costa Rica, Honduras, Mexiko, Panama, Rußland, Schweden und natürlich auch den Vereinigten Staaten von Amerika waren hier einst viele jener Länder vertreten, deren Nennung jedem Urlaubskatalog auch heute noch gut ansteht. Doch erst bei näherem Hinsehen schälen sich als wichtigere Vertretungen jene von Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, der Niederlande, Österreich-Ungarns und der Türkei heraus. Sie wurden durch Männer repräsentiert, die in Mannheims Wirtschaft und Gesellschaft viel Gewicht und Ansehen hatten.

Welche Aufgabe hat ein Konsul? Er ist kein Botschafter, aber auch er ebnet Wege und vermittelt Beziehungen. Vornehmlich im Handel, indem er die Interessen des von ihm vertretenen Landes wahrnimmt und sie gegenüber dem Gastland vertritt. Er soll mithelfen, den Handel zwischen beiden Ländern zu erleichtern und zu erweitern. Heute kommen zudem immer mehr Aufgabe im zwischenmenschlichen Bereich hinzu.

Wie sehr sich das Konsulatswesen mit zunehmendem Fernhandel erweitert und in sei-

ner Bedeutung gesteigert hat, läßt sich aus der stetig wachsenden Zahl der einstmals in Mannheim vorhandenen Büros oder Kanzleien erkennen. Während 1857 und mithin 17 Jahre nach Eröffnung des Freihafens am Rhein erst fünf „Consulate“, jene des Königreiches Bayern, des Königreiches der Niederlande, der Kaiserreiche Frankreich und Österreich sowie jenes der Vereinigten Staaten von Nordamerika genannt werden, finden sich 1885, als auch der Mühlhafen schon seit zehn Jahren im Betrieb eingesetzt war, schon 14 Consulate im Adreßbuch.

So vertritt der Drahtstift-Fabrikant Eduard Moll noch in seiner Amtszeit als der am längsten tätige und als letzter ehrenamtlich agierende Oberbürgermeister Mannheims (1870–1891) das Königreich Belgien, damals eine der bedeutendsten Kolonialmächte Europas. Welche Bezüge der Inhaber des belgischen Löwen-Ordens und anderer hochrangiger Ehrenzeichen für seine Bemühungen um eine harmonische Handelsbeziehung einstreichen konnte, ist unbekannt. Das Thema Konsulate harret noch der eingehenden Erforschung.

Die damals stärkste Kolonialmacht Großbritannien wurde 1885 und auch noch 1911 von Angehörigen der jüdischen Familie Ladenburg vertreten, deren berufliches Terrain das Bankwesen und die Handelsvermittlungen im weitesten Sinne waren. Die Niederlande, damals wohl die zweitmächtigste Nation mit Kolonien in Fernost, vertrat 1885 der Partikulier Simon Hartogensis. Der Titel täuscht: Als Partikulier bezeichnete man damals schlicht den wohlhabenden Rentner.

Hartogensis, aller Wahrscheinlichkeit nach holländischer Abkunft, verbrachte in dem vor über hundert Jahren in Handelskreisen bestens



N 3, 1-3. Haus Nr. 3 (links) war Sitz des Österreichisch-ungarischen Vizekonsuls

Stadtarchiv Mannheim



E 4, 1-3. Haus Nr. 2 (Mitte) war Sitz des Spanischen Konsulats

Stadtarchiv Mannheim



Jungbusch, Kirchenstr. 1–9. Haus Nr. 9 (2. von rechts) war Sitz des Französischen Konsulats

Stadtarchiv Mannheim

beleumundeten Mannheim wie viele gutsituierte Aufsteiger einen Großteil seines Lebens in der Stadt an Rhein und Neckar, die als Endpunkt der Rheinschiffahrt den Hauch der großen weiten Welt atmete: Er wurde aktenkundig als Kompagnon von Karl Reiß beim Kauf der Fasaneninsel am südlichen Rheinbogen, damit dort nicht die Tonvorkommen ausgebeutet, sondern die Natur unter besonderen Schutz gestellt und bis heute als Reiß-Insel bewahrt werden konnte. Generalkonsul Simon Hartogensis, der 1905 und somit im selben Jahr wie der Großindustrielle Heinrich Lanz starb, dessen Hausnachbar in A 2 er gewesen war, blieb auch durch eine Stiftung „zur Unterstützung für bedürftige Familien“ im Gedächtnis der Bürgerschaft verankert.

Der kaiserlich-türkische Generalkonsul Karl Reiß, um die Jahrhundertwende einer der wohlhabendsten und ganz sicher einer der ein-

flußreichsten Bürger Mannheims, der in vielen Aufsichtsräten den Ton angab, vertrat als hochdekorierter Geheimer Kommerzienrat und Mitglied der I. Kammer der badischen Landstände in seiner Vaterstadt Mannheim den osmanisch dominierten, jedoch westlich orientierten Staat am Bosphorus über zwei Jahrzehnte lang bis zu seinem Tod am 3. Januar 1914.

Das Ableben des fast 71jährigen Ehrenbürgers und hochkarätigen Stifters markiert in etwa auch den Zeitpunkt des abrupten Abbruchs einer wirtschaftlich begründeten Tradition, die in den Konsulaten Widerhall und Bestätigung fand. Zwischen dem Jungbusch, noch bis nahe zur Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert das wohlhabendste und angesehenste bürgerliche Viertel, in dem das pulsierende Hafenleben die Sehnsucht nach weiter Ferne weckte, und dem Oberstadtbereich in Schloßnähe lagen die „Bureaus“ und Kanzleien

der Konsuln. In der Kirchenstraße im Stadtteil Jungbusch hatten noch 1911 Frankreich (Haus Nr. 9), Italien (Nr. 5) und Rußland (Nr. 11/15) ihre Niederlassungen in Palazzo-ähnlichen Häusern, deren Niedergang zu Beginn des Ersten Weltkrieges einsetzte und nach der Niederlage 1918 den jähen Abbruch fand.

Als bis heute noch völlig ungehobene Schätze müssen jene Berichte gelten, die wohl alle pflichtbewußten Konsuln jahrzehntelang an ihr Auftragsland über Vorkommnisse wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Art aus Mannheim lieferten. Sie sind nach Ansicht von Stadtarchivdirektor Dr. Jörg Schadt daher auch ganz dazu geeignet, über die Unterstützung fremder Länder bei der jüdischen Emigration nach 1933 Auskunft zu geben. Denn noch 1938 existierten hier Konsulate von Belgien, Dänemark, Frankreich, Lettland, Mexiko, Niederlan-

de, Norwegen, Peru, Portugal, Schweden, Schweiz und Ungarn.

Heutzutage reduziert sich das einst so blühende Konsulatswesen in Mannheim auf Frankreich und die Konsularagentur Italien nebst dem Honorarkonsulat der Republik Niger, womit zumindest vorerst das Thema ad acta gelegt werden kann. Die Länderhauptstädte und Finanz- sowie Handelsmetropolen haben Mannheim im Zuge der globalen Entwicklung längst überflügelt.

Anschrift des Autors:
Hans Weckesser
Seckacher Straße 42
68259 Mannheim

Verlegung der Friedhöfe aus den Mannheimer Quadraten

Zwei Denkschriften von 1772

Als Regierungspräsident Carl Philipp von Venningen am 2. Mai 1772 eine Denkschrift über die Schließung der Kirchhöfe und die Anlage neuer Friedhöfe verfaßte, veranlaßte ihn dazu die Sorge vor Krankheiten, die durch Verunreinigung der Luft entstanden¹. Lebende und tote Körper trugen dazu bei; lebende, indem durch Unsauberkeit in den Gassen die Pest und andere Seuchen übertragen wurden, tote, da die Gräber von Infizierten durch Gestank und Ausdünstungen Ekel und andere Unannehmlichkeiten erregten².

In einer kurzen Geschichte des Bestattungswesens - die hier als historisches Dokument kommentarlos referiert wird - hob Venningen hervor, daß schon die Römer ihre Toten von den Lebenden absonderten und Bestattungen in den Städten verboten³. Nur Helden bekamen in den Ortschaften als Vorbilder Grabstätten und Denkmäler. Die frühen Christen folgten diesem Brauch: Märtyrer wurden heimlich in den Katakomben beigesetzt, die übrigen Christen aber außerhalb der Stadt. Später wurden zu Ehren der Märtyrer Kirchen errichtet, in die man ihre Gebeine umbettete. Daher gab es in Rom Tempel zum Gedächtnis der Soldaten und Gotteshäuser für die Streiter Christi. Allmählich setzte sich durch, daß zunächst Bischöfe, später jedermann, der das Geld zu einer Stiftung oder einem Vermächtnis besaß, in einer Kirche bestattet wurde. Zudem führte die Geistlichkeit eine Bestattungsgebühr ein. Schließlich wurden die privaten Grabstätten abgeschafft und öffentliche Kirchhöfe eingerichtet, die geweiht waren und mit den Kirchen zusammenlagen. Diese Bestattungsplätze hielt man für heilige Orte und überantwortete sie der geistlichen Gewalt. Die weltliche Obrig-

keit konnte darüber nicht verfügen. Als jedoch die Nachbarschaft zu den Lebenden Beschwerden mit sich brachte, galt es, eine Lösung zu finden.

Aus seiner Geschichte des Begräbniswesens leitete Venningen ab, daß die Bestattung in Kirchen und Kirchhöfen weder auf göttliches Gebot noch auf Kirchengesetz zurückzuführen sei, sondern nur einer uralten Gewohnheit entsprach. Desto problemloser konnte man diese Sitte ändern. Die Körper von Verstorbenen konnten überall bestattet werden, ohne daß ihre Seelen dadurch Schaden nahmen. In Frankreich war die Beerdigung in Kirchen und auf Kirchhöfen - so Venningen - mit dem juristischen Argument abgestellt worden, daß hier Kirchenrecht gelte. Daraus schloß er, daß Übereinkünfte mit den geistlichen Stellen getroffen werden müßten, wie die Kirchhöfe von den Kirchen getrennt und verlegt werden könnten. Entsprechende landespolizeiliche Bestimmungen wären zu erlassen.

Besonders in der Hauptstadt Mannheim mußte die Verlegung in kurzer Frist bewerkstelligt werden, da die Kirchhöfe bereits stark belegt waren. Venningen hatte nämlich erlebt, wie die Kirchhöfe in den Quadraten bei nassem Frühlingswetter üble Gerüche und Ausdünstungen erzeugten, die die Luft verunreinigten und Krankheiten erregten. Die Totengräber ließen nicht die nötige Sorgfalt walten und die Erde wurde bei einer größeren Zahl von Sterbefällen zu häufig bewegt und geöffnet⁴. Dabei kamen schädliche Ausdünstungen zutage. Das andernorts übliche Mittel des ungelöschten Kalks, der die Verwesung des Körpers beschleunigte und die Auferstehung der Toten keineswegs behin-

derte, sollte in den Kirchhöfen Anwendung finden. Das Wohlbefinden des Kurfürsten, der Bürger und des Militärs erforderte die rasche Trennung des Reichs der Toten von dem der Lebenden.

In Mannheim gab es katholische, lutherische und reformierte Kirchhöfe, eine jüdische Begräbnisstätte und den Bestattungsort der Soldaten auf dem Pestilenzbuckel in den äußeren Festungswerken. Um sie zu verlegen, sollte der Stadtrat andere Plätze in größerer Entfernung und mit größerer Ausdehnung bereitstellen. Dabei müßte man überlegen, wie deren neue Einfassung durch eine Mauer finanziert werden könnte. Gegebenenfalls wäre die Geistliche Güterverwaltung dazu anzuweisen. Mit dem Wormser Vikariat, Kirchenrat und Konsistorium sollte eine Übereinkunft getroffen werden. Doch erkannte Venningen darin keine Schwierigkeit, da in der Angelegenheit keine Religionsbeschwerde zu erwarten war, die kirchlichen Bräuche keine Änderung erlitten und die später umständlichere Benutzung der Friedhöfe durch Pfarrer und Schulmeister keine Rücksicht verdiente. Hinsichtlich der Begräbnisstätte der Juden stand es in des Kurfürsten Macht, darüber zu entscheiden und ihnen einen neuen Ruheplatz jenseits des Neckars anweiszulassen⁵. Über die auch hier nötige Friedhofsmauer müßte mit der Judenkommission verhandelt werden.

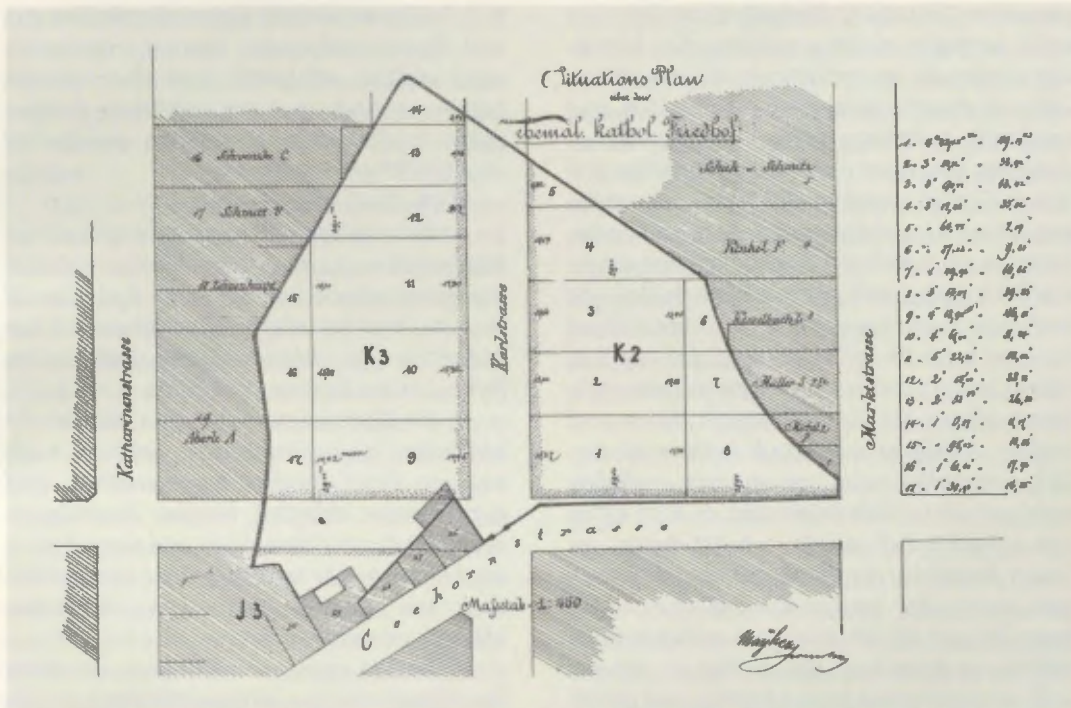
Die danach aufzulassenden Kirchhöfe sollten entweder zu einem anderen Zweck genutzt werden oder darin jedenfalls nur noch Leute von Rang und Stand mit kurfürstlicher Sondergenehmigung ihre Ruhestätte finden. Sämtliche Beisassen, Tagelöhner, Handwerksgesellen, Bettler und Sträflinge müßten im Friedhof außerhalb der Stadt beerdigt werden. In Kirchen dürften nur noch Geistliche und Weltliche vornehmsten Rangs nach altem Brauch bestattet werden. Besonders in der Karmeliterkirche und der Nonnenkirche („Kloster-Frauen Kirch“) hatte Venningen infolge der großen Zahl von Leichen an heißen Sommertagen einen schädlichen Geruch bemerkt, der von Fäulnis und Moder der toten Körper in den Gewölben herührte. Je länger die Verwesung andauerte, desto länger auch die Ausdünstungen, desto unreiner wurde die Luft und desto mehr Gelegenheit gab es zu Infektionen. In bezug auf die

Stadt- und Festungsgräben, die ebenfalls im Sommer besonders bei niedrigem Wasserstand schädliche Gerüche absonderten, empfahl Venningen, das Rheinwasser häufiger durchfließen zu lassen, um sie von stinkendem Morast zu reinigen. Schließlich wies er darauf hin, daß der Verwirklichung des Plans keine Vorurteile im Weg stehen sollten. Vielmehr sollte sich der Landesherr über diese aus wichtigen und dringenden Gründen hinwegsetzen. Alle Neuerungen schienen dem Publikum auf den ersten Blick seltsam und befremdlich, erhielten aber durchgängig Beifall, hatte man erst einmal den Nutzen verspürt.

Noch im gleichen Jahr 1772 ließ Venningen der ersten Denkschrift eine zweite folgen, die im folgenden im vollen Wortlaut abgedruckt wird. Seine 1772 in Mannheim getroffenen Beobachtungen waren schon damals durch akute Probleme veranlaßt. Dennoch dauerte es noch bis zum Jahr 1841, ehe die Grundsteinlegung des neuen Hauptfriedhofs erfolgte. Venningens Überlegungen betrafen zwar ebenso die Dörfer, in denen er die Vogtherrschaft besaß⁶, doch dauerte dort die Verlegung der Kirchhöfe noch länger.

„Die Euserst nothwendig erscheinende endtfernung deren dreyen Kirchhöfen und Juden begräbnus von allhiesiger Residentz Stadt betreffend.⁷

Wann Sr Churfürstlen Dhlt (= Durchlaucht) in einem sehr grundhaft- und umständlich außgeführten pro Memoria vor geraumer Zeit schon in mehrerem zu erkennen gegeben worden, wie sehr Höchst deroselben Eigenes ohnschätzbarsten wohlseyn sowohl, als auch Leib und Leben eines hießig- sehr ansehnlich- und zahlreichen Publici die Sönderung des Reichs der Toden von dem Reich der lebendigen erfordere, und eben darum eine gleiche vorkehr auch sonstn überhaupt in allen churpältzischen Stätten und orthschaften fast nöthig seyn wolle, Höchst dieselbe sofort auch, wegen dieser tringenden Nothwendigkeit in dem beerdigungs Weeßen anderweite ankehr und fürsehung geschehen müße gnädigst selbsten nuhr allzuviel erkant und eine hierauf geeignete verordnung bereits unterm 20ten August vorigen Jahrs an churfürstl. hohe Regierung aberlassen haben, so ist über die praejudicial frag, ob es nützlich oder nothwendig seye die Kirchhöfe



In den Quadraten K2 und K3 lag zwischen Katharinen-, Coehorn- und Marktstraße der katholische Friedhof

und Grab-Stätte außer Orths und besonders der hießigen Residentz Stadt zu verlegen, sich in mehrerem aufzuhalten, so ohnnöthig, als überflüßig; sondern wird nach dem von einem hochlöblen (= hochlöblichen) Policy-Departement mit brevi manu (= kurzer Hand) geschehenem besonderen Auftrag jetzo nuhr noch gutachtlich anhanden zu geben seyn.

1mo In welcher, von der Statt eben nicht allzuweit endtfernten schicklichen Gegend neue und besondere Kirchhöfe vor die drey Religionen (Lutheraner, Reformierte, Katholiken - M. L.) dann eben so die Juden begräbnus In mauren angelegt, und dauerhaft errichtet werden können

2do Wie hoch der diesfalsige Kosten Ertrag sich ohngefehr belaufen möge! und endtlichen

3tio Woher die des Ends erforderliche Zahlung am allernächst- und thunlichsten zu erholen seye!

ad quaest. Imam Laßen sich nach allenthalben vorgenommenem augenschein und

genauer Besichtigung in der ganzen Stättischen Gegend und um Creyß nuhr zwey Districten vorfinden, welche zu diesem gemeinnützlichem vorhaben schicklich seyn können.

Der erstere ist ohnfern dem Soldaten Kirchhof und Nekar gegen dem kleinen Rhein zu gelegen, und endthaltet einen über zureichenden Bezirk für drey Kirchhöfe sowohl als die Juden begräbnus.

Der zweytere findet sich vor dem Heydelberger thor nächst denen Zigelhütten rechter hand über dem Heydelberger Weeg auf dem so genannten kleinen feld an des Herrn HofCammer Rathen anstoßend, der dann auch in seinem Umfang die Erfordernus so viel Platz und gelegenheit betrifft, weit übersteiget.

Wann ersterer District durch proportionirte, einen nicht allzu großen, und ohnerschwinglichen Kosten aufwand erfordernde Erhöhung und verwahrung vor dem überschwemmen oder Eintringen des Wassers, als worüber bereits von Mauermeister Heltzel ein gutachten und

respective überschlag abgegeben worden seyn solle, dermaßen sicher gestellt werden könnte, das weder die zu errichtende Mauren seiner Zeit an denen fundamenten nothleiden und wiederum zusammen fallen – noch auch bey fertigung eines grabs in der erforderlichen tiefe von 6 schuh alsbalden das Waser hervortringen mögte, wie solches auch nuhr bey mittlerem waser in einer tiefe von 5 Schuh auf dem dortig wirklich gelegenem garnisons Kirchhof die bißherige Erfahruns gelehret, so würde selbiger in alem betracht, und besonders daß der Leichen Conduct dahin als in eine minder endtfernte gegend für die geistlichkeit, träger, und andern sich dabey einfindende leythe noch zimlich bequemlich wäre, zu unserem vorhaben wohl am allerschicklichsten seyn, in dem weite- ren betracht, daß als dann auch dorten die Juden begräbnus gantz abgesondert errichtet, und wegen der neu angelegten Chausse zu jeder Zeit gar füglich dahin gekommen werden könnte, so dann auch diesen Plaz in sicherer arth der vestung mit beygeschloßen, und gleichwohlen von der Einwohnerschafft auch aller Passage dermaßen abgesonderet wäre, daß bey dem spatziren gehen, oder sonst in nothwendigen verrichtungen gar seldten jemand, distin- guirte persohnen aber fast niemahl dahin kommen würden. Solte aber eine solch- verwarliche herstell- und Erhöhung endtweder schicklich und dauerhaft nicht geschehen können, oder aber die hierzu erforderliche Kosten, wie fast zu vermuthen stehet, sich allzu hoch belaufen, so verbliebe alsdann, und da die übrige um Mann- heim herum liegende genden theils zu weit endtfernet, theils aber dem waser noch mehr und öfters ausgesetzt seyend, wohl nichts anderst übrig, als den zweyteren ob erwehnter maßen vorm Heydelberger thor gelegenen district in solchem behuf zu erwehlen: dieser nuhr endthaltet zwahr 101 Morgen 2 viertel den Morgen nach dortiger Land und Maßung zu 92 Ruthen gerechnet, mithin feld genug, worauf nicht nuhr die christliche begräbnusen, sondern auch eine jüdische grabstatt, in weit größerem umfang als sie wirklich daher beste- hen, angelegt und errichtet werden können, immaßen nach vorgegangener sub Nro 1 hiebey kommender abmeßung zu dem Catholisch-, reformirt-, und Lutherischen Kirchhof in einer mehreren Erweiterung nuhr 14 dortige Morgen

6 $\frac{1}{2}$ Ruth einschließlic deren allenthalben auf- und herumzuführender Mauren erforderlich seyn wollen, gefolglich auch die Jüdische begräbnus noch in einer zimlichen Endtfer- nung daselbsten gleichermaßen gar füglich angebracht werden könnte.

Nach deme aber

a) diese güther meistens aus bestem garten feld bestehen, so von denen hießigen gärtne- ren theils eigenthümlich, theils bestandweiß besesen, und mit allerley gattung gemüß zur bedarfnus des hiesigen sehr zahlreichen Publici angepflanzt wird, sohin

b) die Eigenthümere deßelben, derley sehr nutzbar- und einträgliche güther nicht anderst dann euserst beschwehrlich und gezwungener abtreten, hiesiger Einwohnern bey nebst durch deren abgab und verenderung an denen so sehr und in großer meng erforderlichen gemüß gattungen zimlichen abbruch erleiden würden.

c) das feld an sich selbst auch ohneracht der oberwehnten so geringen Maßung, da der Morgen nuhr 92 Ruthen endthaltet, gantz au- serordentlich deuer ist, da nach der anlag sub Nro 2 unter anderen der biersieder Hoffmann noch ohnlängst vor 1 Morgen 10 Ruthen 435 f., Melchior Will vor 1 Morgen 2 viertel 7 $\frac{1}{8}$ Ruth 700 f., Wittib Bernauerin vor 2 $\frac{1}{2}$ viertel 11 Ruthen 300 f., Adam Wilhelm vor 1 $\frac{1}{2}$ viertel 1 $\frac{1}{2}$ Ruth 150 f., und andere mehre- re ein gleiches gezahlt haben sollen, anjetzo aber noch ein mehreres davor anverlangen, so, das hiernach nuhr allein jene 14 Morgen 6 $\frac{1}{2}$ Ruth, welche zu denen drey christlichen Kirchhöfen erforderet werden, eine geld summ von mehr dann 6090 f. bloß im ankauf erhei- scheten. Welchem noch ferners

d) der in dem Adjuncto sub Nro 3 wegen fertigung deren Maueren, Toden Capell, und predighäubern bemerkte Ertrag mit 7042 f. 12 xr beygeschlagen und sohin ausschließlic der Juden begräbnus in summa aller wenigstens auf 13132 f. 12 xr gezehlet werden müste.

Mit umgehung alles deses aber auch, und daß

e) alsdann die Kirchhöfe grad zwischen der schwetzingen und Heydelberger so gang- bahnen Straße und zwaren letzterer derges- talten nahe zu liegen kömme, daß die häu- fige Paßanten und öfters dahin spatziren

fahrende Herrschaften sich einen guten theil des weegs bloß mit anschauung deren grabstätten, die doch sonst allenthalben gantz sorgfältig abwärts deren Landstraßen errichtet zu werden pflegen, mißfälligst unterhalten müssen.

f) der fernere hauptsägliche und auf keinerley weiß zu hebende anstand annoch darinnen obwaltet, das eines theils, zu mahlen bey heißen Sommer tägen oder zur harten winterszeit, und sonst einfallendem Regen und Schnee, weder die geistlichkeit noch andern des weltlichen stands einen leichen-Conduct soweit hinaus zu führen sich bequemen, niemahl aber letztere den toden ohne zwey- bis dreymahlige abwechslung auf denen schulderen hinaus zutragen imstand seyn würden, gefolglich in erstem fall noch immerhin die in der Stadt liegende Kirchhöfe in der noth beybehalten, letzteren fals aber endtwerder ein besonderes fuhrwerk oder mehrere träger kostspielig angeschafet und respective bedungen werden müsten, anderen theils aber das Heydelberger thor durch immer wehrende Paßage, besonders in Sommers Zeiten bey dem täglichen hin- und herfahren nach Schwetzingen, aus- und eintrieb des Städtischen Rindviehes nach und von der Weyde, gar öfters so gesperrt wird, das mann nicht wohl, oder das wenigstens nicht schicklich mit denen toden hinaus kommen könnte, wann zumahlen auf einen tag unterweilen mehrere Catholische oder andere Religions verwande begraben, oder auch zur nehmlichen Zeit verschiedene leichen unterweegs an dem thor eintrefen solten; so wird bey obwaltenden diesen vielen schwürigkeiten, und ohnersteiglichen hindernüssen auch dieser district nach gleichem dafürhalten des hießigen Herrn Stadt Deganten und gantz wahrscheinlich auch der Protestantischen geistlichkeit zur vorhabenden Endtfernung deren Kirchhöfen keinesweegs schicklich seyn können. Ist nuhn dem also, und bliebe solchem allem nach auser ersterem, dem Waser alzusehr ausgesetztem und sohin vermütlich niemahls dauerhaft oder für beständig brauchbar hergestellt werden mögendem District keine andere gegend mehr übrig, worauf nach dem vorhaben so christlich- als Jüdische grabstätte dergestalten sicher angelegt werden könnten, das auch bey anwachsendem Nekar und Rhein die Tode ohngehindert hinausgetragen, und zu deren

beerdigung die gräbern in gehöriger Tiefung von 6 schuh gefertigt, sohin die würklich inner der Stadt bestehende Kirchhöfe gantzlich abgeschaffet, und keine fernern begräbnüs mehr darauf gestattet werden dürfte, so wird wohl schwerlich andurch jener Endtzwek erreicht werden, welcher durch endtfernung deren grabstätten darinnen so sorgfältig beziehlet werden will, das mann denen in der Stadt durch diese begräbnüssen veranlaßet werdenden bößen der gesundheit äußerst schädlich seyn sollenden ausdünstungen dardurch gantzlich abzuhalten geglaubet, die alsdann, wann hießige Kirchhöfe in noth- und wasserfällen auch bey allzu bößer witterung noch ferneres beybehalten werden müsten, noch immerfort, und nuhr eußerstens in geringerem grad bestehen würden; Meines geringsten Ermeßens könnte all derley besorgnus für das künftige dadurch am besten, überhaupt und ohne besonderen Kosten verwand abgeholfen werden, wann nach dem Endthalt des Eingangs erwehnten pro Memoria die gräber in Zukunft wohe es thunlich, dann in dem reformirten Kirchhof gestattet es nach bißheriger Erfahruß der allzu luker und sandige boden nicht, auf 7 schuh ertiefet, und vor der beerdigung in eine jede Toden-Lad in gelöschten Kalch hinein gethan würde, der dann mit alsbaldiger verzehrung des Körpers auch die weitere schädliche ausdünstung nothwendiger dingen endtfernen müse.

Welch- ein und anderes jedoch, und da besonders der vollzug dieses letzteren wenigstens anfänglich bey denen gemeinen leythen ebenermaßen vielen widerspruch und schwürigkeiten erleiten würde, mehr erleichtert höherem Ermesen gehorsamst untergebe, und schlüßlich

ad quaest. 3tiam Nuhr noch so viel bemerke daß auf den Abenderungsfall die aufbringung des hierzu erforderlichen nuhr zum theil im überschlag oben bemerkten, bey der ausführung sich bekanter dingen jedesmahl noch weit höher belaufenden, sehr ansehnlichen Kosten ertrags bey jetzig durchgängigem geld Mangel sehr schwehr und fast ohnerschwinglich seyn werde; dann obschon in betref deren Catholisch- und Reformirten die geistliche Administration zu einem erkleklichen bey-schuß angehalten werden, sich auch etwa selbstn darzu freywillig versehen mögte, so

werden jedoch davon die Lutherische gänzlich ausgeschlossen, und sohin auser stand verbleiben, ihren Kirchhof aus eigenen Collecten und beyträgen, deren sie das Jahr hindurch schon mehrere zum unterhalt ihrer geistlichen, schuhdieneren, und dergleichen machen müssen, behörend aufzuführen, wann zumahlen denenselben so wenig als denen übrigen beyden Religions verwandten aus den durch andere häufige ausgaben notorie gantz endtkräftet und ohnvermögenden Städtischen Cassa einiger auch nuhr der mindeste beytrag geleistet werden kann.

Welch bedenkliche hindernus dann gleicher maßen und noch weiters der besondere Anstand sich bey der allhießigen Judenschaft euseret, daß diese für die Erlaubnus ihre grabstätte dahier errichten zu dürfen, ehedessen eine starke geld Summ ad Aerarium oder ad Manus abgelieferet haben sollen, übrigens aber meistens so ohnvermögend ist, das der gröste theil davon kaum die Herrschaftlich- und andere gewöhnliche abgaben mehr zu bestreiten, oder auch nuhr sich und die seinig- en nothdürftig zu unterhalten imstand seyn will; Ihro Churfürstl. Dlt. (= Durchlaucht) selbstn dahingegen aus höchstem Aerario zu einem, wiewohlen so gemein-nützlichen werk, dermahlen einen proportionirt- und hinreichenden beyschuß abfolgen zu laßen gnädigst nicht gemeinet seyn dürfen“.

Anmerkungen

- 1 „Anmerkungen die Entfernung derer allhiesigen, dem Publico schädlichen Kirchhöfen betreffend“; GLA KA 69 v. Venningen, Akten und Bände Nr. 864 und 1569.
- 2 Cornelius Steckner, Über die Luftangst. Chemische Anmerkungen zum Tod, in: Wie die Alten den Tod gebildet. Wandlungen der Sepulkralkultur 1750-1850. Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, hg. v. Hans-Kurt Boehlke, Band 1, Mainz 1979, S. 147-150.
- 3 Zum Thema vgl. Adolf Hüppi, Kunst und Kult der Grabstätten, Olten 1968.
- 4 Zur Geschichte der Mannheimer Friedhöfe vgl. Wolfgang Münkel, Alte Mannheimer Friedhöfe und Grufnbegräbnisse, in: Die Friedhöfe in Mannheim. Wegweiser zu den Grabstätten bekannter Mannheimer Persönlichkeiten, hg. v. Fördererkreis historischer Grabstätten in Mannheim e. V., Mannheim 1992, S. 17-31.
- 5 Schon 1723 hatte der Ingenieur Frommel einen Plan vorgelegt, jenseits des Neckars einen neuen Friedhof anzulegen; vgl. dazu Münkel a. a. O. S. 28.
- 6 Einen entsprechenden Erlaß schickte er am 23. Mai 1783 an seinen Eichersheimer Verwalter, vgl. GLA KA 69 v. Venningen, Akten und Bände Nr. 864.
- 7 GLA KA 69 v. Venningen, Akten und Bände Nr. 1569. Bei der Transkription wurden auch die originale Groß- und Kleinschreibung sowie Interpunktion beibehalten.

Anschrift des Autors:
 Meinhold Lurz
 Schmitthenerstraße 37
 69124 Heidelberg

Eva und Dr. Carl Hermann

Zwei Mannheimer Quäker und ihre Hilfe für Verfolgte des NS-Regimes

Am 9. Juli 1943 verurteilte das Mannheimer Sondergericht unter Vorsitz von Amtsgerichtsdirektor Dr. Hermann Spiegel den damals 45jährigen Physiker Dr. Carl¹ Heinrich Hermann und seine zwei Jahre jüngere Ehefrau Eva geb. Lüddeke wegen Rundfunkvergehens („absichtliches Abhören von Auslandssendern“) in Tateinheit mit der Verbreitung „zersetzender“ Nachrichten zu einer Zuchthausstrafe von acht respektive drei Jahren. Carl Hermann habe, so die Ausführungen der Urteilsbegründung, von Kriegsbeginn bis zu seiner Festnahme Anfang Mai 1943 regelmäßig die Nachrichtensendungen des britischen *home-and forces program*, gelegentlich sogar von Radio Moskau gehört. Darüber hinaus habe er seine Ehefrau, wenigstens einmal auch eine zufällig anwesende Bekannte zum Mithören veranlaßt und schließlich gar seine so gewonnenen Kenntnisse im Kreis der Arbeitskollegen bei den Ludwigshafener I. G. Farben kolportiert. „Die Gesamttat des Angeklagten Dr. Hermann“, resümierte das Mannheimer Sondergericht, „ist [...] so schwer, daß – auch aus Gründen allgemeiner Abschreckung – auf die Zuchthausstrafe von 8 Jahren und wegen der Ehrlosigkeit der zutage getretenen Gesinnung auf die Aberkennung der Ehrenrechte für die gleiche Dauer zu erkennen war.“² Carl Hermann verbüßte seine Freiheitsstrafe zunächst in Ensisheim/Elsaß und wurde im November 1943 nach Halle an der Saale verlegt³, wo man ihn am 22. April 1945 entließ. Eva Hermann, als Mittäterin verurteilt, kam zunächst in das Zuchthaus Hagenau/Elsaß, sodann nach dem württembergischen Eberbach/Fils.

Auf den ersten Blick scheint sich dieser Fall kaum von jenen vielen vor deutschen Sonder-

gerichten verhandelten Heimtücke-, Wehrkraftzersetzungs- oder eben Rundfunkvergehensdelikten zu unterscheiden. Bei genauerer Prüfung jedoch entpuppt sich der „Fall Hermann“ als weit mehr als „nur“ ein einfacher, alltäglicher Fall von Rundfunkvergehen, war doch Eva Hermann im April 1943 und wenig später auch ihr Ehemann Carl wegen eines nach NS-Ideologie weit schwerwiegenderen Delikts von der Gestapo verhaftet worden: wegen „Feindbegünstigung“ durch die Beherbergung eines illegal lebenden jüdischen Ehepaars. Nicht etwa aufgrund einer Denunziation durch „aufmerksame“ Nachbarn, sondern im Zuge von Ermittlungen gegen ein ganzes Netz kirchlicher Helfer von sogenannten „nichtarischen Christen“, aber auch weniger illegal lebender Juden, war auch das Mannheimer Ehepaar ins Visier der Karlsruher und Düsseldorfer Gestapoleitstelle geraten. Die Verbindungslinien dieses Helferkreises liefen beim Freiburger Caritasverband, präziser bei dessen Mitarbeiterin Gertrud Luckner zusammen.⁴ Finanziell unterstützt und schriftlich beauftragt⁵, bereiste diese insbesondere in den Jahren 1941 bis 1943 das gesamte Reichsgebiet, um mit Vertretern der Kirchen, von Quäkergruppen, der jüdischen Gemeinden wie der Berliner Reichsvereinigung der Juden in Deutschland (Rabbiner Dr. Leo Baeck) Hilfsmöglichkeiten zu koordinieren, den Verfolgten wenigstens Beistand und Unterstützung zu gewähren. Im unübersichtlichen deutsch-schweizer Grenzgebiet des Hegau leistete sie mit Hilfe katholischer Geistlicher Fluchthilfe für einige wenige Verfolgte, wie zwei in ihrem Nachlaß befindliche Bleistiftskizzen des Grenzverlaufs bei Singen am Hohentwiel respektive Gottmadingen illustrieren.⁶ Begonnen hatte

Luckner ihre Unterstützungsaktionen mit Paketsendungen an die im Februar 1940 in den Bezirk Lublin verschleppten Stettiner und Schneidemühler Juden⁷, sodann im Oktober für die nach dem südfranzösischen Gurs verbrachten badischen und „saarpfälzer“ Juden. Auch Eva und Carl Hermann hatten an Deportierte aus Mannheim Päckchen und Briefe geschickt, eine Namensliste der vorwiegend älteren Adressaten ist erhalten geblieben.⁸ Gleiches taten für Mannheimer und Heidelberger in Gurs der Stadtpfarrer der Heiliggeistkirche, D. Hermann Maas⁹, sowie die 1933 selbst als „nichtarisch“ entlassene Marie Baum¹⁰, eine Urgroßnichte des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy. Kontakte vor allem zwischen Eva Hermann und Marie Baum, aber auch Pfarrer Hermann Maas datierten jedoch nicht erst aus jener Zeit. Maas kannte Eva Hermann aus der gemeinsamen Mitarbeit beim Internationalen Versöhnungsbund lange vor der NS-Machtergreifung. „Der evangelische Pfarrer Hermann Maas in Heidelberg ist mir persönlich bekannt“, so ihre Aussage im letzten der vier überlieferten Gestapo-verhöre. „Ich habe ihn jedoch nur selten in Anspruch genommen. Wenn ich etwas zu besprechen hatte, suchte ich Frau Dr. Baum auf und besprach mit ihr die Angelegenheit. Sie hat ebenfalls für Pfarrer Maas gearbeitet und hat ihn ziemlich stark entlastet.“¹¹ Auch mit Gertrud Luckner standen Eva und Carl Hermann schon über Jahre in Verbindung, bevor ihre Hilfstätigkeit mit dem Verstecken einzelner von Deportation Bedrohten eine andere Dimension gewann. Eva Hermann und Gertrud Luckner hatten in den 1930er Jahren an Seminaren des Woodbrooke College in Selly Oak nahe Birmingham teilgenommen, einer von Quäkern unterhaltenen Institution, an der Luckner bereits zwei Semester ihres sozialwissenschaftlichen Studiums verbracht hatte. Obwohl Mitarbeiterin der Caritas und 1933 zum Katholizismus konvertiert, war Gertrud Luckner Mitglied der „Religiösen Gesellschaft der Freunde“. Den Quäkern gehörten auch Eva und Carl Hermann seit 1933 an, beide Kinder respektive Enkel evangelischer Pfarrersfamilien aus Barmen, Bremen sowie dem Harz. Quäkerin war auch jene Bekannte gewesen, die in der Wohnung der Hermanns die Sendungen des britischen Rundfunks mitangehört hatte. Und mit

Angehörigen dieser Religionsgemeinschaft unterhielten Eva und Carl Hermann einen eigenen Helferkreis, der durch die Verbindung zu Gertrud Luckner zugleich mit dem von Freiburg aus aufgebauten Netz vorwiegend katholischer Provenienz verzahnt war. „Unsere Freundschaften“, so Eva Hermann im Verhör, „liegen z. Zt. ausschließlich im Quäker-Kreis, und zwar haben wir besonders in Frankfurt/Main gute Bekannte und Freunde.“¹² Von Mannheim aus leiteten die Hermanns vereinzelt noch eintreffende Briefe der nach Gurs Deportierten an Quäker in anderen deutschen Städten, tauschten mit ihnen Lebensmittelmarken, mitunter auch Geld für die Unterstützung Verfolgter. Unterstützung gewährten die Hermanns wie andere Quäker den als jüdische Partner einer „Mischehe“, als sogenannte „Halbjuden“ vorläufig von der Deportation Zurückgestellten. Als schließlich einzelne von ihnen, aber auch vor der letzten Deportationswelle im Februar 1943 aus Berlin in eine illegale Existenz im längst „judenfreien“ Baden Geflüchtete konkrete Versteckmöglichkeiten suchten, funktionierte einmal mehr das Hilfsnetz der Quäker wie das der Freiburger Caritas.

Im Herbst 1941 lernte Eva Hermann bei einem Besuch in Freiburg die Schwester einer früheren jüdischen Mitschülerin am Oberlyzeum Droyssig kennen. Der Kontakt zur nunmehr in Berlin verheirateten Freundin Hilde Rosenthal geb. Laubhardt wurde mit Hilfe derer zum Katholizismus konvertierten und dem Freiburger Liobakloster angehörenden Schwester alsbald wiederhergestellt.¹³ Bei einem der folgenden Besuche bei den Rosenthals wurden Pläne erörtert, wie sich die Eheleute sowie einige ihrer ebenfalls betroffenen Bekannten der drohenden „Evakuierung“ entziehen könnten. Eva Hermann schickte zunächst Fleisch- und Weißbrotmarken sowie einen eigens beantragten Postausweis an die Berliner Freunde, die das Dokument einer bald darauf vom Lucknerkreis versteckten Gertrud Jaffé zukommen ließen. Auch ein von Jaffé betreutes Kleinkind konnte Gertrud Luckner einer Mitarbeiterin der Düsseldorfer Caritas und Jugendfürsorgerin vermitteln, die es einer Pflegefamilie in Neheim-Hüsten anvertraute.¹⁴ Nunmehr wurde die Unterbringung und Ver-

sorgung des Ehepaars Rosenthal zur Haupt-
sorge des Helferkreises, das am 18. Januar
1943, ausgestattet mit gefälschten Papieren auf
den Namen Rasch, zum erstenmal in Mann-
heim eintraf. „Im Januar 1943 ist Frau Rosen-
thal in Begleitung ihres Ehemannes Fritz
Rosenthal zu uns nach Mannheim gekommen“,
so Eva Hermanns spätere Version vor der
Karlsruher Gestapo.¹⁵ „Sie erzählten uns, daß
sie ihre Wohnung in Berlin im Stich ließen, da
sie evakuiert werden sollten. Sie hielten sich
dann etwa 3 oder 4 Wochen bei uns auf, ohne
polizeilich gemeldet zu sein.“¹⁶ Der Alltag der
beiden Ehepaare in der Wohnung Lameystraße
in jenen Wochen im Januar und Februar 1943
läßt sich aus den überlieferten Sondergerichts-
akten kaum rekonstruieren. Überschattet
waren solche „Aufenthalte“, wie aus Berichten
über vergleichbare Rettungsaktionen bekannt
ist¹⁷, von der enormen psychischen Belastung:
der ständigen Furcht vor Entdeckung, Angst
vor der ungewissen Zukunft seitens der Ver-
steckten, daraus resultierend depressive Pha-
sen, die das Zusammenleben auf engstem
Raum nicht gerade erleichterten. Es über-
rascht daher nicht, daß Fritz Rosenthal sich in
jenen drei oder vier Wochen mit Hilfe der im
Hause Hermann ohnehin regelmäßig abgehör-
ten britischen Sendungen über den Frontver-
lauf informieren wollte. Die Nachrichten aus
Stalingrad mochten nicht nur bei ihm Hoff-
nungen auf ein baldiges Kriegsende im Osten
und damit sein persönliches Überleben aufkei-
men lassen. „Auf Vorhalt will ich zugeben, daß
Herr Rosenthal während seines Aufenthalts in
unserer Wohnung verschiedentlich in den
Tagesstunden Nachrichten ausländischer Sen-
der abhörte und diese Nachrichten seiner Frau
in meiner Gegenwart erzählte“, so wiederum
Eva Hermann im Verhör bei der Gestapo. „Es
ist ferner richtig, daß während der Anwesen-
heit der Eheleute Rosenthal in unserer Woh-
nung in den Abendstunden von meinem Manne
im Beisein der Eheleute Rosenthal und meiner
Person Nachrichten des Senders London ein-
gestellt wurden.“¹⁸ Wenigstens einmal erhiel-
ten die beiden Ehepaare Besuch von Gertrud
Luckner, in deren Beisein wohl auch Pläne für
die Zeit nach Kriegsende diskutiert wurden.
Über die „Deckadresse“ des Mannheimer Moni-
kaheims übermittelte Gertrud Luckner fortan

Lebensmittelmarken wie eine beträchtliche
Finanzhilfe von 400 Reichsmark.

Mitte Februar mußten Hilde und Fritz
Rosenthal ihr Quartier wechseln, um in der
Nachbarschaft nicht aufzufallen. Eva Hermann
verwies ihre Freunde an eine ebenfalls zur Reli-
gionsgemeinschaft der Quäker gehörende Elisa-
beth Mann in Frankfurt am Main, die wohl
durch ein den Rosenthals mitgegebenes Schrei-
ben Gertrud Luckners instruiert wurde. Ende
März kehrte das Ehepaar noch einmal für ein
Wochenende nach Mannheim zurück. Einen
längeren Aufenthalt wollten die Hermanns nun
nicht mehr riskieren, hatten sie doch inzwi-
schen eine durch die Karlsruher Caritasmitar-
beiterin Emma Braun¹⁹ persönlich übermittelte
Mahnung Gertrud Luckners zur Vorsicht erhal-
ten. „Anfang oder Mitte März 1943 kam eine
Frau Braun vom Caritasverband Karlsruhe zu
mir und übergab mir ein Schreiben der Luck-
ner, in dem sie erwähnte, daß sich die Gestapo
für sie interessiere und sie daher vorerst nicht
mehr zu mir kommen würde.“²⁰ Die Eheleute
Rosenthal kamen für die folgenden Wochen bei
einer Frau Dr. Lobe in Saarbrücken unter, auch
sie eine einstige Schulfreundin der Ehefrau.

Am 24. März 1943 wurde Gertrud Luckner
auf der Fahrt von Freiburg Richtung Norden
bei Offenburg aus dem Zug heraus verhaftet
und in das Karlsruher Gefängnis Riefstahl-
straße verbracht. Es gelang ihr in den nun fol-
genden Verhören in Karlsruhe, später Wupper-
tal, Düsseldorf und Berlin, die tatsächliche
Dimension ihrer Hilfstätigkeit zu verschleiern,
doch vermochten die seit Monaten speziell mit
Ermittlungen gegen ihren Kreis befaßten Gesta-
pobeamteten peu à peu etliche ihrer Helfer nam-
haft zu machen, darunter auch Eva Hermann.
Am 10. April 1943 wurde sie verhaftet und
ebenfalls in das Karlsruher Gefängnis eingelie-
fert. Auch sie versuchte zunächst erfolgreich,
sich als „Einzeltäterin“ auszugeben, so daß
auch der am 12. April eingehend vernommene
Ehemann zunächst entlassen wurde. Anfang
Mai jedoch nahm man auch ihn fest und ließ
ihn im Mannheimer Schloßgefängnis inhaftie-
ren. Carl Hermanns Arbeitgeber, die Ludwigshafener I. G.-Farben, reagierte prompt: Am
29. Mai 1943 wurde der Spezialist auf dem
Gebiet der Kristallographie, promoviert immer-
hin bei niemand geringerem als Max Born,

fristlos entlassen.²¹ Zu diesem Zeitpunkt hatten die Beamten bereits den Aufenthalt des Ehepaars Rosenthal ermittelt. „Die Jüdin Rosenthal wurde in Saarbrücken festgenommen und der Staatspolizeileitstelle Berlin überstellt. [...] Der Jude Rosenthal hat bei seiner Festnahme Selbstmord durch Einnehmen von Zyankali verübt“, vermerkte lapidar der Schlußbericht des Karlsruher Gestapobeamten.²² Hilde Rosenthal wurde, ebenso wie die in einem Kloster in der Eifel aufgespürte Gertrud Jaffé, nach Beendigung der Verhöre in eines der Vernichtungslager im Osten deportiert.

Bereits in jenem ersten Verhör vom 12. April 1943 erläuterte Carl Hermann seine ethischen und religiösen Prinzipien und daraus folgernd die Motive seines Handelns. „Das Quäkertum lehnt die nationalsozialistische Rassenlehre und daher auch die Rassengesetzgebung ab. Ich selbst bin der gleichen Auffassung und habe daher auch noch Verkehr mit Juden bis in die letzte Zeit unterhalten. Das Quäkertum beengt jedoch keineswegs die persönliche Verantwortlichkeit des Einzelnen, dies kommt auch in der Frage der Stellungnahme zum Wehrdienst zum Ausdruck. Ich persönlich würde wohl einer Einberufung zum Heerdienst Folge leisten, jedoch aufgrund meiner religiösen Haltung mich lieber töten lassen als selbst zu töten.“²³ Freimütig bekannte auch seine Ehefrau dem verhörenden Kriminalassistenten, ihr sei die nationalsozialistische Weltanschauung aufgrund ihrer Einstellung als Quäkerin wesensfremd, die antisemitische Einstellung gänzlich unverständlich. Diese Aussage mußte ihre zuvor geäußerte Behauptung, das Ehepaar Rosenthal aus reinem Pflichtgefühl einer alten Schulfreundin gegenüber aufgenommen zu haben, doch weitgehend relativieren. Bis zur Deportation der meisten badischen Juden hatten die Hermanns Freundschaften und Bekanntschaften mit jüdischen Familien aufrecht erhalten, Verbindungen gepflegt, die meist schon etliche Jahre Bestand hatten.²⁴ Auch nach jenem 22. Oktober 1940 kümmerten sie sich um die aufgrund ihres Status als Partner einer „Mischehe“ verbleibenden Bekannten. An ihrem seit etwa 1935 unterhaltenen englischen Lesezirkel, Shakespeare-Abend genannt, nahmen nach wie vor die jüdischen Ehefrauen zweier Angestellter der I. G.-Farben

teil. Als eine jüdische Bekannte nach der Einführung des sogenannten „Judensterns“ an den englischsprachigen Lektüreabenden nicht mehr teilnahm, besuchte sie Eva Hermann regelmäßig, um zumindest den Kontakt aufrecht zu erhalten. Die Hermanns, so konnte auch die Karlsruher Gestapo folgern, waren „Überzeugungstäter“, geleitet von den christlichen Prinzipien einer Religionsgemeinschaft, über deren Struktur und Glaubensinhalte sich der ermittelnde Beamte im folgenden eingehend informierte. Verdächtig aus nationalsozialistischer Sicht war bereits der supranationale Charakter der „Internationalen Gesellschaft der Freunde“, insbesondere die enge Verbindung nach Großbritannien und in die USA.²⁵ „Im Verlaufe zahlreicher Ermittlungsverfahren gegen Angehörige der ehemaligen SPD und der SAP“, so das zweiseitige Resümé der Verfolger, „konnte festgestellt werden, daß deren Mitglieder durch Quäker in finanzieller Hinsicht und durch Gewährung von Unterkunft und Verpflegung unterstützt wurden. Obwohl sich die Quäker angeblich nur auf caritativem Gebiet betätigen wollten, haben die eingehenden Ermittlungen ergeben, daß diese Unterstützungen in den ersten Jahren nach der Machtübernahme vornehmlich politischen Gefangenen und deren Angehörigen zu gute [sic] kamen. Später wurden in erster Linie Juden unterstützt.“²⁶ Damit waren „politische Unzuverlässigkeit“ als Wesenszug definiert, wie sie dann im Fall Hermann die bei der Kreisleitung Mannheim angeforderte „politische Beurteilung“ auch bestätigte.²⁷

Unter solchen Prämissen nimmt sich das eingangs zitierte Urteil des Mannheimer Sondergerichts doch einigermaßen ungewöhnlich aus. Zum einen erstaunt, daß gegen die Hermanns überhaupt verhandelt, daß nicht sogleich eine Verbringung ins Konzentrationslager verfügt wurde. War doch Gertrud Luckner im Sommer 1943 nach monatelangem Verhör, zuletzt durch das Reichssicherheitshauptamt in Berlin, ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück²⁸ gekommen, von wo sie noch kurz vor der Befreiung durch die Rote Armee auf einen der berüchtigten „Todesmärsche“ geschickt wurde. Zum zweiten verwundert, daß die Delikte der „Feindbegünstigung“ und „Wehrkraftzersetzung“²⁹, immerhin die Inhaf-

tierungsgründe, weder Gegenstand der Anklage noch gar der Verhandlung waren. Im Gegenteil gründete die Verurteilung ausschließlich auf dem Tatbestand des „Rundfunkvergehens“, wohingegen Amtsgerichtsdirektor Dr. Spiegel und seine zwei Beisitzer in ihrer Urteilsbegründung die religiös begründete Judenhilfe gar als Eigenheit weltentrückter Sonderlinge relativierten. „So überragend der Angeklagte als Chemiker ist“, hieß es über Carl Hermann, „so abseitig und wirklichkeitsfremd ist er in weltanschaulicher Hinsicht.“ Offensichtlich fehlgeleitet durch seine religiöse Überzeugung (Quäker) habe ihn seine praktische und karitative Veranlagung zu einer Betätigung gegen staatspolitische Notwendigkeiten bei der Lösung der Judenfrage geführt. „Es kann allerdings nicht gesagt werden“, so wörtlich, „daß sein praktisches Verhalten in der Judenfrage einer dem heutigen Staat feindlichen Einstellung entspringt. Ausschlaggebend für ihn war das nur vom Standpunkte eines Quäkers verständliche menschliche Mitgefühl für die Betroffenen.“³⁰ Notwendigerweise mußte die Verurteilung wegen Vergehens gegen die Rundfunkverordnung die in der Judenhilfe aktivere Eva Hermann „entlasten“, ihren sicherlich nicht weniger kompromittierten, wenn auch zurückhaltenderen Ehemann jedoch zum eigentlichen Haupttäter machen. Entsprechend erhielt Carl Hermann „aus Gründen der allgemeinen Abschreckung“ eine auch seitens der Staatsanwaltschaft für hoch erachtete Freiheitsstrafe. Diese Auffassung verteidigte der Mannheimer Oberstaatsanwalt auch gegenüber dem Reichsminister der Justiz, nachdem in einem lokalen NS-Blatt mit deutlichem Bezug auf den Fall Hermann eine prinzipielle Verhängung der Todesstrafe für „Rundfunkvergehen“ gefordert worden war.³¹

Über die Gründe für die Durchführung eines Sondergerichtsverfahrens gegen das Ehepaar Hermann einerseits, die Anklage und Verurteilung gerade wegen des Rundfunkdeliktes und nicht wegen „Wehrkraftzersetzung“ und „Heimtücke“ andererseits kann lediglich spekuliert werden. Die „sondergerichtliche“ Aburteilung der beiden Hermanns anstelle einer sofortigen Einweisung in ein Konzentrationslager, noch dazu aufgrund eines eher „sekundären“ Tatbestands mag auf eine Abtrennung dieses

Falls von dem viel größeren avisierten Vorgehen gegen die „Freiburger Zentrale“, insbesondere Erzbischof Conrad Gröber zurückzuführen sein. Die Hermanns wären in einem solchen Verfahren allenfalls „Kronzeugen“ für die Größendimension, die Weiterungen der „Nachrichtenzentrale Gröber“ gewesen, deren Ent- und Bestehen quasi „unter den Augen“ der Gestapo man im möglichen Prozeß vielleicht doch nicht so gerne offenlegen wollte. Die geradezu entschuldigende Nachsicht für die Judenhilfe der Hermanns hingegen mag in der Persönlichkeit des Vorsitzenden, zur Zeit der Republik Richter am Arbeitsgericht und damit in den Augen der Machthaber sozialistischer Sympathien verdächtig, zu suchen sein, der ebenso wie sein Beisitzerkollege, Amtsgerichtsrat Albert Woll dem katholischen Milieu entstammte.³² Eine befriedigende Erklärung stellt freilich keine der hier getroffenen Mutmaßungen dar.

Eva und Carl Hermann kehrten nach ihrer Befreiung aus der Gefängnishaft lediglich kurzfristig nach Mannheim zurück. Bereits 1946 erhielt Carl Hermann einen Ruf an die Technische Hochschule Darmstadt, ein Jahr später wechselte er an den eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl für Kristallographie der Universität Marburg. Sein Engagement wie das seiner Ehefrau für die vom NS-Regime Verfolgten, gemeinsam mit dem katholischen Helferkreis um Gertrud Luckner, den evangelischen um Stadtpfarrer Hermann Maas in einer Ökumene, wie sie sich erst nach dem zweiten Weltkrieg etablierte, wurde 1976 mit der Verleihung des Titels „Gerechter unter den Völkern“ vom Staate Israel dankbar anerkannt.³³ Carl Hermann erlebte diese Auszeichnung freilich nicht mehr. Er starb am 12. September 1961 in Marburg.

Anmerkungen

- 1 Mitunter auch „Karl“ Hermann. Die Schreibung mit „C“ ist aus der Neuen Deutschen Biographie, Bd. 8, S. 662 übernommen.
- 2 Urteilsbegründung des Sondergerichts Mannheim, S. 24, GLA 507/4958.
- 3 Vgl. Kurt Fricke, Die Justizvollzugsanstalt „Roter Ochse“ Halle/Saale 1933–1945. Eine Dokumentation, Magdeburg 1997. Ich danke Herrn Dr. Hubert Roser, Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten, Universität Karlsruhe, für diesen Hinweis.

- 4 Vgl. Hans-Josef Wollasch (Bearb.), „Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg“. Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner, Konstanz 1999.
- 5 Eine Art Ausweis des Erzbischöflichen Ordinariats für Gertrud Luckner: „Frl. Doktor Luckner ist von uns mit der Durchführung notwendiger Aufgaben der außerordentlichen Seelsorge betraut“, ist reproduziert in Wollasch (wie Anm. 4), S. 30.
- 6 Abgedruckt in Wollasch (wie Anm. 4), S. 28.
- 7 Else Rosenfeld, Gertrud Luckner (Hrsg.), Lebenszeichen aus Piaski. Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin, München 1968. Die Mitherausgeberin Else Rosenfeld, Sozialarbeiterin der Münchener jüdischen Gemeinde, hatte selbst in der Illegalität überlebt, zunächst in Berlin, dann in der Freiburger Wohnung des Journalisten Edmund Goldschagg, und war schließlich 1944 auf abenteuerliche Weise in die Schweiz geflüchtet. Vgl. Else R. Behrend-Rosenfeld, Ich stand nicht allein. Leben einer Jüdin in Deutschland 1933-1944, München 1988 - Neuausgabe von: Rahel Behrend: Verfemt und verfolgt. Erlebnisse einer Jüdin in Nazideutschland 1933-1944, Zürich 1945. Hans Dollinger, Edmund Goldschagg 1886-1971. Leben eines Journalisten, Sozialdemokraten und Mitbegründers der „Süddeutschen Zeitung“, München 1986, S. 165-175.
- 8 Vgl. Hans-Joachim Fliedner, Die Judenverfolgung in Mannheim 1933-1945, 2. Aufl. Stuttgart, Berlin, Köln 1991, S. 327-333, die Namensliste auf S. 330. Unter den Beschenkten befand sich der Mannheimer Kinderarzt Dr. Eugen Neter, ein persönlicher Freund des Heidelberger Stadtpfarrers Hermann Maas.
- 9 Zu Maas vgl. u. a. Angela Borgstedt, „... zu dem Volk Israel in einer geheimnisvollen Weise hingezogen“. Der Einsatz von Hermann Maas und Gertrud Luckner für verfolgte Juden, in: Michael Kißener (Hrsg.), Widerstand gegen die Judenverfolgung, Konstanz 1996, S. 227-259.
- 10 Vgl. Marie Baum, Rückblick auf mein Leben, Heidelberg 1950, S. 336 f.
- 11 Vernehmungsprotokoll Eva Hermann, 12. Juni 1943, Bl. 208, GLA 507/4958.
- 12 Vernehmungsprotokoll Eva Hermann, 27. April 1943, Bl. 20, GLA 507/4958.
- 13 Die Ordensschwester Eva „Placida“ Laubhardt wurde im Zuge der Aufdeckung des „Lucknerkreises“ ebenfalls verhaftet und ins Konzentrationslager Ravensbrück verbracht. Im Gegensatz zu Eva Hermanns einstiger Mitschülerin überlebte sie das NS-Regime und verfaßte in der Nachkriegszeit einen Bericht über ihre KZ-Haft: Placida Laubhardt, Erinnerungen (1940-1947) an die Jahre der Entscheidung in einem Ordensleben, in: Erbe und Auftrag. Benediktinische Monatsschrift 74 (1998), S. 204-219.
- 14 Die kleine Maria Schmitz alias Reha Liebrecht überlebte den Holocaust dennoch nicht. Die Düsseldorf Gestapo machte auch sie im Zusammenhang der Ermittlungen gegen die „Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg“ auffindig. Sie wurde nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.
- 15 Zur badischen Gestapo allgemein wie speziell zum verhörenden Kriminalassistenten vgl. demnächst die am Institut für Geschichte der Universität Karlsruhe entstehende Dissertation von Michael Stolle.
- 16 Verhörprotokoll vom 10. April 1943, GLA 507/4958, S. 2.
- 17 Das Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung erstellte derzeit eine Dokumentation von Rettungs- und Fluchthilfeunternehmungen im Gebiet des ehemaligen deutschen Reiches.
- 18 Verhörprotokoll vom 27. April 1943, GLA 507/4958, Bl. 18.
- 19 Emma Braun übernahm dann auch die Benachrichtigung der Freiburger Caritas sowie des Erzbischofs über die Verhaftung Gertrud Luckners. Vgl. Wollasch (wie Anm. 4).
- 20 Verhörprotokoll vom 10. April 1943, GLA 507/4958, S. 2.
- 21 Zur wissenschaftlichen Bedeutung Carl Hermanns vgl. den Artikel in der Neuen Deutschen Biographie, Bd. 8, S. 662.
- 22 Schlußbericht vom 7. Mai 1943, GLA 507/4958, Bl. 35.
- 23 Verhörprotokoll vom 4. Mai 1943, GLA 507/4958, Bl. 29.
- 24 Verhörprotokoll vom 10. und 27. April 1943, GLA 507/4958.
- 25 Vgl. den Bericht des amerikanischen Repräsentanten in der Berliner Zentrale der Quäker: Leonard S. Kenworthy, An American Quaker inside Nazi Germany. Another Dimension of the Holocaust, Washington 1982, S. 69 ff. und 85 speziell über Carl und Eva Hermann.
- 26 Bericht über die „Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)“, Bl. 113 f., GLA 507/4958.
- 27 Geheime Staatspolizei Karlsruhe an den Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Mannheim, 29. Juni 1943, GLA 507/4958. Unter anderem wurde auch mangelnde Spendenfreudigkeit moniert.
- 28 Zu Ravensbrück vgl. Bernhard Strebel, Ravensbrück - das zentrale Frauenkonzentrationslager, in: Ulrich Herbert, Karin Orth, Christoph Dieckmann (Hrsg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager - Entwicklung und Struktur, Göttingen 1998, S. 215-258.
- 29 Den Tatbestand der „Wehrkraftzersetzung“ sahen die Verfolger durch die Versorgung „begünstigter Feinde“ mit Lebensmittelmarken erfüllt, die nach NS-Jargon „arischen Volksgenossen“ dadurch entzogen seien.
- 30 Urteilsbegründung des Sondergerichts Mannheim, S. 21 f., GLA 507/4958.
- 31 Schreiben des Oberstaatsanwalts Mannheim an den Reichsminister der Justiz, 21. Oktober 1943, GLA 507/4960.
- 32 Woll, Jahrgang 1906, hatte seine Juristenlaufbahn in dem während der NS-Zeit als katholisch und daher politisch unzuverlässig angesehenen Gerichtsbezirk Freiburg begonnen. Trotz seiner Mitwirkung am Mannheimer Sondergericht, die auch der amerikanischen Militärverwaltung nicht unbekannt war, machte Woll recht bald nach Kriegsende Karriere als Generalstaatsanwalt am Oberlandesgericht Karlsruhe. Vgl. 465g/36. Für Auskünfte über die am Prozeß gegen das Ehepaar Hermann beteiligten Juristen danke ich Herrn Dr.

Michael Kißener, Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten, Universität Karlsruhe.

- 33 Vgl. Anton M. Keim (Hrsg.), *Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland*. Mainz, München 1983, S. 71.

Anschrift des Autors:

Angela Borgstedt

Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Südwesten“

Franz-Schnabel-Haus

76128 Karlsruhe

Eine anrühige Geschichte

Jawohl, es stinkt!

Es geht hier nämlich um ein Toilettenhäuschen im größten Mannheimer Stadtteil.

Die Geschichtswerkstatt Neckarstadt wurde alarmiert durch einen Artikel der sehr engagierten Journalistin Anke Philipp im Mannheimer Morgen vom 5. 3. 1997.

Unter der Überschrift: Ein Glas-Pavillon auf dem Neumarkt? schrieb sie:

„Eigentlich ist er ein Kleinod auf dem Neumarkt. Zumindest architektonisch, da sind sich alle einig, stellt der Kiosk einen Blickfang dar. Doch weil dort nicht gerade die feine Gesellschaft verkehrt und die Toilettenanlage zum Himmel stinkt, könnte das Gebäude demnächst abgerissen werden.“

Wie, wird der Leser sich fragen, kann ein Kiosk ein Kleinod, eine Toilettenanlage Blickfang sein? Unser „Klohäusel“ ist schon etwas älter. Genauer: 90 Jahre alt und unsrer Ansicht nach ein Denkmal der Mannheimer Sozialgeschichte.

In diese sollten wir zunächst auch einen kurzen Blick werfen:

Im Überschwemmungsgebiet von Rhein und Neckar gelegen, hatte die rasant wachsende Industriestadt erst in den 1880er Jahren eines ihrer dringendsten Probleme, nämlich die Entwässerung, in den Griff bekommen.

Durch den Bau geschlossener Abwasserkanäle war sie dann ab 1889 *„auch in die Lage versetzt, dem oft geäußerten Verlangen nach öffentlichen Bedürfnisanstalten gerecht zu werden.“*

(Friedrich Walter, Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, 1907, Bd. 3, S. 146).

Innerhalb weniger Jahre wurden nun *„an den verschiedenen Stellen der Stadt 14 öffentliche Pissoirs und 6 Aborte mit Klosetts für Männer und Frauen, ... in möglichst unvergänglichen Materialien erbaut. Die Umfassungswände wie inneren Trennungswände sind aus weißglasierten Steinen hergestellt, die Architekturteile aus grauem Sandstein, das Dach aus braunglasierten Bieberschwänzen, die Spenglerarbeiten aus kupferplattiertem Stahlblech ... Alle mit den Händen in Berührung kommende Metallteile wurden vernickelt; die Waschbecken sind in Sandstein mit Kupfer-Auskleidung ausgeführt. Die Eisen- und Holzteile erhielten einen lebhaften blauen Anstrich mit gelben Linien. Die Anstalt enthält zwei Sitze für Männer und drei Sitze für Frauen, einen Raum für die Wartefrau und ein öffentliches Pissoir.“* (Architekten- und Ingenieurverein Mannheim und seine Bauten, 1906, S. 400)

Mindestens 10 Toilettenhäuschen gestaltete, wie viele andere, weit bedeutendere Bauwerke, der geniale Architekt und Leiter des Hochbauamtes Richard Perrey zwischen 1902 und 1923 – zumeist in malerischen Formen, mit Anklängen an den Barock- und Renaissancestil. Bis auf zwei sind alle aus dieser Zeit stammenden derartigen Anlagen aus dem Stadtbild verschwunden.



Neumarkt – Toilettenhäuschen 1908

Eine davon steht noch in der Neckarstadt – auf dem dortigen Neumarkt – unmittelbar vor dem ältesten Schulgebäude Mannheims und in Sichtweite der 1906 gebauten ehemaligen Volksküche.

Volksküche, Neckarschule, das nahegelegene Volksbad und das „Klohäusel“ stellen durchaus „Gedächtnisstützen“ zur Geschichte dieses dichtbevölkerten und bunten, traditionsreichen und quirligen Arbeiterstadtteils dar.

1997 feierten die Neckarstädter ihr 125jähriges Stadtteiljubiläum.

Als „Geburtstagsgeschenk“ der Stadtverwaltung sollte der gesamte Neumarkt neu gestaltet werden. Der schmucke, ursprünglich offene und von Baumreihen umgebene Platz war in den zurückliegenden Jahrzehnten durch stadtplanerische Fehlleistungen in eine unaufgeräumte, zergliederte Gebüsch- und Gerümpelhalde verwandelt worden. Nicht mehr Festplatz, nicht mehr Spielplatz, nur noch Entlee-

rungsort für freilaufende Stadthunde. Und das auf 30 000 m²!

Nun sollte also der Kiosk, zum Appendix einer städtebaulichen Sanierungsruine verkommen, der Neugestaltung zum Opfer fallen.

„Würde der Kiosk abgerissen, kann sich (der Stadtplaner) Vierneisel einen Neubau mit Außenbewirtschaftung, vergleichbar mit dem Glaspavillon auf den Kapuzinerplanken, als Schmuckstück auf dem Neumarkt vorstellen, eine WC-Anlage müßte dann in der Nähe aufgestellt werden.“

(Mannheimer Morgen, 5. 3. 97).

Jahrelang war das Häuschen zum Alkoholikertreff des Stadtteils heruntergekommen. Die „Trinkhalle“, die dort (in den 80er Jahren?) eingebaut und offenbar ohne alle Auflagen von der Stadt verpachtet wurde, hatte sich zum „sozia-

len Brennpunkt“ entwickelt, wie eine Bezirksbeirätin feststellte.

Pächter und Unterpächter kümmerten sich um ihren Umsatz und um sonst nichts. So hatte der Platz um den Kiosk in den vergangenen 15 Jahren einen neuen Belag festgetretener Kronenkorken erhalten, Unrat umgab die „Tankstelle“, da keiner sich für die Beseitigung des anfallenden Mülls zuständig fühlte. Die Toiletten, die ebenfalls nur selten gereinigt wurden, stanken derart erbärmlich, daß dort nur noch die alkoholisierten Dauergäste des Kiosks oder die aus der Innenstadt vertriebenen Fixer ihre Notdurft verrichteten. Schließlich rannten am hellen Tag die Ratten über den Platz. Was Wunder, daß die Anwohner die Beseitigung dieses Mißstandes verlangten.

Die Geschichtswerkstatt befürchtete, daß nun das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden sollte. Vorschläge für eine alternative Nutzung des Häuschens mußten präsentiert werden. Da es nicht unter Denkmalschutz stand, mußte versucht werden, diesen Schutz zu erwirken, bevor mit dem Abriß ernst gemacht

wurde. Gleichzeitig wollten wir aber auch die Anwohner über die Denkmalswürdigkeit des Objekts informieren und für unser Vorhaben gewinnen.

Da zum Jahresende der Vertrag mit dem bisherigen Pächter auslief, bestand die Chance, neue Nutzungskonzepte zu entwickeln und dadurch möglicherweise den Platz insgesamt aufzuwerten.

Der Paritätische Wohlfahrtsverband, der auch schon die nahegelegene Volksküche vorbildlich restauriert und ihrer ursprünglichen Bestimmung annähernd wieder zugeführt hatte, ergriff die Gelegenheit und legte bereits im Juli ein Konzept vor, das auch bei der Geschichtswerkstatt Unterstützung fand.

Ein Nachbarschaftsladen sollte entstehen!
Der neugestaltete Platz, so argumentierte der Paritätische Wohlfahrtsverband, braucht ein Organisations- und Kontrollorgan, damit die alten Zustände sich nicht wieder einschleichen und eine breite öffentliche Nutzung durch



Kiosk auf dem Neumarkt 1998

die Bewohner stattfinden kann. Mit dem (am anderen Platze gelegenen) Bürgerhaus Neckarstadt-West wird im Sinne sich ergänzender Angebote zusammengearbeitet. Grob untergliedert hat der Nachbarschaftsladen drei Funktionen:

1. Stehcafé: Im Sommer Bewirtung unter freiem Himmel und drei Stehtische im Gastraum, im Winter ausschließlich an Stehtischen im Gastraum

– Eis- und Süßwarenverkauf, Fruchtsaftbar, Kartenvorverkaufsstelle für Veranstaltungen

2. Agentur:

– Postagentur (die Neckarstadt-West hat mit einer Einwohnerzahl in der Größenordnung von Schwetzingen kein eigenes Postamt!)

– Vermittlungsbüro für nachbarschaftliche Hilfe

– Vermittlung weitergehender professioneller und halbprofessioneller Hilfen.

3. Anlauf- und Organisationsstelle für alle Aktivitäten auf dem Platz

– Spielverleih – Neumarktspieltage – Neumarktfeste . . .

Der Nachbarschaftsladen fungiert dabei als Veranstalter, Mitveranstalter oder Ideengeber. Er bemüht sich um nachbarschaftliches Engagement und ist Bewahrer des Platzes im Sinne seiner Anwohnerschaft und der Stadt Mannheim.

Eine Veranstaltung der Geschichtswerkstatt und der Mannheimer Abendakademie und Volkshochschule in der Stadtteilbücherei im Oktober 1997 sollte die öffentliche Auseinandersetzung um die Thematik vorwärts bringen:

„Von Bedürfnissen und ihren öffentlichen Anstalten“ war die Rede und es wurde anhand von Lichtbildern die Geschichte der Orte menschlicher Erleichterung von der Antike über das Mittelalter bis in die neuere Zeit Mannheims verfolgt.

Dabei wurde deutlich, daß diese Häuschen noch nie unproblematisch gewesen sind:

In einem Vertrag der Stadt Mannheim vom 8. November 1906 mit der Witwe Anna Böser wird z. B. folgendes festgelegt:

Die Aborte sind offenzuhalten in den Monaten April bis September von morgens 7 bis abends 9 Uhr – von Oktober bis März von 8 bis 8 Uhr.

Die Gebühren sind: 10 Pf. erste Klasse, 5 Pfennig zweite Klasse, die Benutzung des Pissoirs ist unentgeltlich.

Es werden entspr. Wertzeichen ausgegeben, welche zwecks Kontrolle bis nach Verlassen der Anstalt aufzubewahren sind.

Die Wartefrau hat stündlich Aufzeichnungen über den Verkauf der Gebührenmarken zu machen und diese halbmonatlich abzurechnen.

Der Wartefrau wird peinliche Sauberkeit zur Pflicht gemacht. Utensilien und Materialien werden von der Stadt unentgeltlich geliefert.

Der Verdienst beträgt 600 Mark jährlich, in Monatsraten nachträglich zu zahlen.

Die Wartefrau zahlt eine Kautions von 100 Mark.

Am 17. Sept. 1917, einige Häuschen waren mittlerweile verpachtet, ergeht ein Schreiben: „Freie Benützung der Bedürfnisanstalten durch Frauen betr. An die Wartefrau Marg. Becker in der Bedürfnisanstalt an der Friedrichsbrücke:

Der Stadtrat hat beschlossen, dass ab 1. Januar k. Js. in den sämtlichen Bedürfnisanstalten versuchsweise je ein Freisitz für Frauen eingerichtet werde . . .

In Anbetracht des hierdurch voraussichtlich entstehenden Gebührenaufwandes wird der Ihrerseits zu entrichtende Pachtzins von 300 M auf 100 M ab 1. Januar 1918 und bis auf Weiteres ermässigt . . . Die Jahresvergütung für die Wartefrau Karoline Luley in der Bedürfnisanstalt auf dem Marktplatz in der Neckarstadt (!) wird von 780 M auf 960 M für die Dauer des Krieges erhöht.



Toilettenanlage an der Friedrichsbrücke vor K1, 1911

Die mit Verfügung vom 21. Oktober 1915 den sämtlichen Wartefrauen für die Dauer des Krieges gewährte Entschädigung von jährlich 120 M für den Einnahmeausfall bleibt fortbestehen.“

Am 24. April 1920 schreibt das Hochbauamt:

„Eine Versorgung der Bedürfnisanstalten mit Handtüchern wird mit Rücksicht auf die in letzter Zeit wiederholt vorgekommenen Einbruchdiebstähle sofort eingestellt und die ausgegebenen Handtücher zurückgezogen.“

In den Akten des Hochbauamtes beim Stadtarchiv finden sich noch viele Belege für Diebstähle und Vandalismus an diesen schmucken Häuschen. Fenster und Türbeschläge wurden schon bald nach Errichtung der ersten Toilettenanlagen geklaut; in der Neckar-

stadt gab es eine aufwendige Untersuchung über die Unaufmerksamkeit und damit das Mitverschulden der Wartefrau am Diebstahl von Wasserrohren, die dort offenbar am helllichten Tag demontiert wurden. (Es gab ja keine billigen Baumärkte zu jener Zeit ...)

Zurück in die Gegenwart:

Am 28. September 1997 wurde in der historischen Volksküche eine große Jubiläumsausstellung der Geschichtswerkstatt

„Von den Bürgergärten zum Arbeiterwohnbezirk – 125 Jahre Neckarstadt“ eröffnet. Natürlich wurde dabei auch das Toilettenhäuschen am Neumarkt thematisiert.

Am 30. Januar 1998 dann die Hiobsbotschaft im Mannheimer Morgen:

Der Wohlfartsverband zieht seinen Antrag zurück.

„Damit können wir ein halbes Jahr Arbeit und Tausende von Mark (für die Architekturplanung) in den Wind

schreiben – wir stehen mit leeren Händen da“ ärgerte sich Karl Lederle, der stellvertretende Geschäftsführer.

Damit war auch ein Beschäftigungsprojekt für Langzeitarbeitslose geplatzt. Fünf Menschen sollten in dem vorgesehenen Cafébetrieb mit Außenbewirtschaftung und Aktionen auf dem Neumarkt arbeiten. 75 000 DM hatte der DPWV investieren wollen. Obwohl sich der Verband und die Stadt bereits über die Pachthöhe geeinigt hatten, war das Konzept dann doch gescheitert, weil die Vertreter der Stadt die Freifläche um den Kiosk derart beschränkten und die geplanten Veranstaltungen und Aktivitäten so mit Auflagen belegten, daß der DPWV keine Möglichkeit mehr sah, sein Konzept zu verwirklichen.

Schade, titelte Anke Philipp im MM, „Im Sommer wäre der Neumarkt ein beliebtes Ziel von Einkaufsbummlern und Anwohnern, unter den Linden würden Kinder ihr Eis schlürfen, rund um das Café könnten sich die Besucher zu einem Schwätzchen niederlassen. Schade, daß der Paritätische Wohlfahrtsverband – eigentlich ein seriöser Interessent – jetzt erst mal mit seinem Konzept eines Nachbarschaftsladens gescheitert ist. Für eine Belebung des Platzes hätte er allemal gesorgt, nach den Umbaumaßnahmen wäre es wahrscheinlich bereits im Frühsommer mit dem Cafébetrieb soweit gewesen. Nun muß von neuem verhandelt werden. Wer weiß, wie lange das nun wieder dauert.“

Die Geschichtswerkstatt hatte mittlerweile im Bürgerhaus, am anderen Ende des Neumarkts, eine Ausstellung der besonderen Art eröffnet:

AbOrte – Bilder aus dem Mannheimer Abseits.

Markus Proßwitz, Mannheims jüngster Pressefotograf, war mit einem Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Neckarstadt losgezogen und hatte bei einem etwas anderen Kulturspaziergang 16 öffentliche Bedürfnisanstalten in all ihrer Erbärmlichkeit abgelichtet. Die Leite-

rin des Bürgerhauses fand denn auch bei der Eröffnung

„die richtigen Worte zu Proßwitzens skurrilem Sujet: Die beiden Väter der Ausstellung ... hätten alles, was abgeht, fachmännisch unter die Lupe, Verzeihung: Linse, genommen. Ihr Resümee: ‚Es ist nicht immer schön, aber anstößig.‘“ (Mannheimer Morgen vom 30. 1. 98)

Eine „*Fotogene Enzy-Klo-Pädie*“ eben, wie der MM am 23. 1. titelte.

Nach dem vorläufigen Scheitern des Nutzungskonzeptes des DPWV wurde es ernst:

Am 11. Februar ging ein Antrag der Geschichtswerkstatt an das Regierungspräsidium Karlsruhe, das Toilettenhäuschen in das Denkmalsbuch gem. §§ 12 ff. DSchG Baden-Württemberg einzutragen.

Wir argumentierten mit der besonderen architektur- und sozialgeschichtlichen Bedeutung einer der beiden letzten, nahezu vollständig erhaltenen Anlagen dieser Art aus der Perrey-Zeit.

„Beide weisen durch nachträgliche Veränderungen heute nicht mehr die originale Form auf, sind allerdings in ihrer Substanz im Wesentlichen erhalten. Mit seinen Neurenaissanceformen und den signifikanten Materialien stellt der Kiosk auf dem Neumarkt einen angenehmen Gegensatz zu späteren Anlagen dieser Art dar. In restauriertem Zustand könnte er zu einem interessanten Blickpunkt und attraktiven Zentrum des sanierten Neumarkts in der Neckarstadt-West werden, wobei durch geschickten Umbau und sparsame bauliche Eingriffe eine sinnvolle Nutzung über den ursprünglichen Zweck hinaus ermöglicht werden könnte.“

Die Antwort des Regierungspräsidiums erfolgte am 9. 4.:

„Das Landesdenkmalamt hat nach einer Besichtigung zusammen mit der unteren Denkmalschutzbehörde Mann-



Neumarkt, Neckarstadt, um 1900

heim festgestellt, daß die Voraussetzungen für eine Eintragung ins Denkmaltbuch nicht vorliegen. Das Gebäude ist aufgrund seiner beeinträchtigenden Veränderungen vor allem im Dachbereich weder als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach § 12 Denkmalschutzgesetz noch als einfaches Kulturdenkmal einzuschätzen. Das Landesdenkmalamt wie auch die Stadt Mannheim, untere Denkmalschutzbehörde, stufen das Gebäude jedoch als erhaltenswert ein.“

Selbstverständlich widersprach die Geschichtswerkstatt diesem Bescheid:

Alle Ablehnungsgründe für die Denkmaltwürdigkeit, die Sie anführen, können uns nicht überzeugen, da sie, konsequent auf andere Gebäude dieser Stadt angewandt, auch beispielsweise dem Schloß, dem Zeughaus, dem Was-

serturm (Dach), der Kunsthalle und dem Rosengarten (Erweiterungsbauten) lediglich die Erhaltungswürdigkeit zubilligen würden, nicht jedoch den Status eines Denkmals im Sinne des DSchG oder gar den Eintrag in die Denkmalliste.

„Der Grundwert der Kulturdenkmale“ so lesen wir in einer Broschüre des Innenministeriums von Baden Württemberg aus dem Jahre 1987 „... liegt von jeher jedoch darin, daß sie als materielle Belege Nachrichten und Erfahrungen aus der Geschichte vermitteln und in ihrer originalen Substanz selbst Geschichte sind - Geschichte zum Anfassen“. Nirgends steht da geschrieben, zu wieviel Prozent ein Denkmal im Originalzustand erhalten sein muß, um Denkmal im Sinne des Gesetzes zu sein. Wir haben argumentiert, daß das Toilettenhäuschen auf dem Neumarkt ob

seiner Einzigartigkeit als letzte, nahezu vollständig erhaltene Anlage dieser Art für die Architektur- und Sozialgeschichte unserer Stadt – und wir meinen: gerade der Neckarstadt – von besonderer Bedeutung ist. Diese Einzigartigkeit und nicht der Erhaltungszustand bzw. die baulichen Veränderungen sollten Maßstab für die Denkmalswürdigkeit sein. Es gibt wohl nur wenige Gebäude in Mannheim, die den Krieg und die Nachkriegszeit ohne Schäden oder bauliche Veränderungen durch Nutzung bis heute überstanden haben. Allerdings, es gibt insgesamt auch nicht allzu viele gesetzlich geschützte Denkmale, die die Sozialgeschichte dieser Stadt belegen.

Wir meinen, wenn bezüglich Schloß und Zeughaus über die Wiederherstellung der alten Dachform nachgedacht wird, wenn über den Wiederaufbau der alten Wachhäuschen vor dem Schloß gesprochen wird, wenn der völlig zerstörte Barockaltar der Jesuitenkirche und wenn die völlig verrotteten Tritonen und Nereiden vor dem Wasserturm neu geschaffen werden, dann kann es doch nicht angehen, daß ein zugegebenermaßen nicht kunst- sondern „nur“ sozialgeschichtlich bedeutsames Toilettenhäuschen lediglich „erhaltungswürdig“, nicht jedoch schützenswert als Denkmal ist.

Wir sind nach wie vor der Ansicht, daß unser Häuschen im Sinne des § 2, (1) DSchG aus „heimatgeschichtlichen

Gründen“ Kulturdenkmal ist und daher unter die Schutzbestimmungen des 3. Abschn. DSchG fällt.

Leider wurde uns in einem Schreiben vom 31. 8. wiederum mitgeteilt,

„daß die im § 2 DSchG genannten ausschließlichen Gründe für eine Unterschutzstellung bei dem Toilettenhäuschen auf dem Neumarkt auch nach nochmaliger denkmalfachlicher Überprüfung nicht vorliegen. Das im Dach- und Kioskbereich stark veränderte Gebäude ist lediglich als erhaltenswert einzustufen. Wir begrüßen deshalb Ihr Bemühen um den Erhalt dieses durchaus interessanten architektonischen Zeugnisses Mannheimer Sozialgeschichte und hoffen, daß sich für die Zukunft eine sinnvolle Nutzung für das Toilettenhäuschen finden läßt.“

Mittlerweile ist der Kiosk wieder verpachtet und wird umgebaut zu einer „Kleingaststätte“. Ob sich dann wohl auch die alten Kunden wieder einstellen? Die Diskussion ist also längst nicht beendet.

Anschrift des Autors:
Uwe Schwerdel
Geschichtswerkstatt Neckarstadt
Mittelstraße 40
68169 Mannheim

70 Jahre Museumsverein Lörrach

Eine Dokumentation

Am 6. März 1928 fand in der damaligen Handelsschule die Gründungsversammlung des Museumsvereins statt. Bürgermeister Dr. Graser übernahm den Ehrenvorsitz. Hauptinitiatoren waren Denkmalpfleger Julius Wilhelm (1873–1961) und Sparkassendirektor a. D. Ernst Schultz (1861–1953). Zum 1. Vorsitzenden wurde Rechtsanwalt Dr. Friedrich Vortisch (1871–1935) gewählt und in einer ersten ordentlichen Hauptversammlung am 7. Mai bestätigt. Julius Wilhelm übernahm das Amt des Schriftführers, Ernst Schultz wurde Rechner und Kassierer, Architekt Otto Hertel und Dr. Hermann Vortisch fungierten als Beisitzer. In der 1. Hauptversammlung wurde bereits auch eine Satzung verabschiedet, die in Punkt 1 auch den Anlaß zu dieser Vereinsgründung dokumentiert: „Der Museumsverein Lörrach hat den Zweck, die Interessen des Heimatmuseums Lörrach durch Sammlung von Kunstgut aus dem Kreis Lörrach bzw. dem Markgräflerland sowie durch Erwerb aus Mitteln des Vereins zu fördern“. Und in Punkt 8 wurde gleich ein weiteres Anliegen deutlich: „Die vom Museumsverein für das Heimatmuseum Lörrach zusammengebrachten Sammlungsobjekte gehen in das Eigentum der Stadt Lörrach über, welche für Aufstellung derselben zu sorgen hat und dem Verein gegenüber jederzeit verantwortlich bleibt“.

DER ALTERTUMSVEREIN

Der folgende Beitrag wird also die ständige Wechselbeziehung der Geschichte des Museumsvereins und des Museums enthalten müssen.



E. Schultz

Die Gründung des Museumsvereins und die Verabschiedung einer solchen Satzung hat natürlich ihre Vorgeschichte, um nicht zu sagen ihren Leidensweg, der bereits 50 Jahre zurückliegt. Schon 1880 begann der damals knapp 20-jährige Ernst Schultz volkskundliche und kunsthistorische Gegenstände zu sammeln, von denen er glaubte, daß sie irgendwann einmal geschichtlichen Wert erhalten. Es war die Zeit der ersten Heimatmuseen wie sie in Baden-

Baden (1844), Freiburg (1861), Konstanz (1870), Karlsruhe (1875) und in Mannheim (1905) entstanden. In Lörrach war man 1880 mitten in den Vorbereitungen zur Feier der 200. Wiederkehr der Verleihung der Stadtrechte von 1682. Zusammen mit seinem Freund E. Rupp bereitete Schultz eine Ausstellung zur Stadtgeschichte vor mit Gebrauchsgegenständen aus vergangener Zeit und historischen Dokumenten, meist Schenkungen aus der Bevölkerung, die nach den Feierlichkeiten den Grundstock einer späteren Museumssammlung werden sollten.

Zur Betreuung dieses historischen Kulturortes wurde 1882 gleichzeitig ein „Altertumsverein“ gegründet, der sich schon damals „Pfleger der heimatlichen Kunst und Geschichte“ zur Aufgabe machte. Dazu gehörten die Anlage einer entsprechenden Sammlung, eine Bibliothek, regelmäßige Sitzungen mit Vorträgen und Diskussionen und die Publikation dieser Arbeit in einem Jahresheft. 1912 trat der Altertumsverein erstmals mit einer inzwischen beachtlich angewachsenen Sammlung mit einer weiteren Ausstellung in der neuen Realschule (heute Hans-Thoma-Gymnasium) an die Öffentlichkeit. Dort hatte man auf dem Dachboden seit 1909 den nötigen Lagerraum mit der Absicht, in den Schulferien immer wieder kleine Ausstellungen in den Klassenzimmern durchzuführen. Aber schon 1913 wurden diese Räume wegen der wachsenden Schülerzahl wieder gekündigt.

ERSTE MUSEUMSPÄNE

1914 erreichte Schultz für seine Sammlung die Freigabe der damaligen Zehnttrotte des Klosters St. Alban neben der Stadtkirche (spätere Feuerwache, heute SAK) als künftiges Museum. Aber der Beginn des 1. Weltkrieges machte die Hoffnung rasch zunichte. Das Sammlungsgut lagerte einstweilen in der Sparkasse (Wallbrunnstraße 15, heute Schlosserei Ginz).

Schon 1915 wurde der Altertumsverein aufgelöst, bzw. in die neu gegründete Ortsgruppe des Vereins „Badische Heimat“ integriert und diese mit der weiteren Betreuung der Sammlung beauftragt. Diesen mit ähnlichen Zielen gegründeten Verein gab es seit 1909 in Freiburg, dann landesweit in Karlsruhe seit 1914, der unter den Titeln „Badische Heimat“, „Mein

Heimatland“ und „Vom Bodensee zum Main“ seine Zeitschriften publizierte.

1916 schlug Bürgermeister Dr. Gugelmeier als Magazin den Karzerraum im Keller der Hebelschule vor. Aber das Rektorat reklamierte wieder diesen Raum als möglichen Luftschutzkeller während des Krieges. Mit dem Umzug der Sparkasse von der Wallbrunnstraße in den „Markgräfler Hof“ (Ecke Tumringer Straße/Badstraße, heute Senser Platz) ging das Sammelgut 1921 erneut auf Reisen. 1923 brachte sich Schultz dort mit seinen historischen Schätzen durch eine Ausstellung wieder in Erinnerung, nachdem auch der Direktor des Badischen Landesmuseums Dr. Hans Rott seine Unterstützung dafür zugesagt hatte. Die Stadt und die Ortsgruppe Lörrach der „Badischen Heimat“ trugen das Ihre zum Erfolg dieser ersten Nachkriegsausstellung in drei Räumen der Sparkasse bei, die selbst bei Basler Freunden Beachtung fand. 1924 trat Julius Wilhelm an die Stelle von Pfarrer Otto Kaiser als Bezirkspfleger für Kunst- und Altertumsdenkmäler für den Amtsbezirk Lörrach. In ihm erhielt Ernst Schultz einen Sachverständigen und energischen Mitarbeiter für die Verwirklichung eines Lörracher Heimatmuseums. Zu den Funden aus der Burg Rötteln, der Zinnsammlung Borocco, historischem Feuerwehrgeschütz, Markgräfler Trachten, einer Hebelbibliothek, Dokumenten von 1848 u. v. a. erhielt die Sammlung mit wertvollen religiösen Plastiken aus der Landschaft, die Julius Wilhelm besorgte, einen neuen Akzent, den auch das Landesmuseum durch Dauerleihgaben ergänzte. So war der Bestand 1927 so sehr angewachsen, daß sich die Ortsgruppe Lörrach der „Badischen Heimat“ außerstande sah, für den weiteren Aufwand der Betreuung und der endgültigen Einrichtung eines nun immer dringlicher werdenden Museumsgebäudes aufzukommen.

Am 7. Mai 1927 trug sich Julius Wilhelm mit dem Gedanken, zur Unterstützung der Stadt einen „Museumsverein“ zu gründen. Gleichzeitig plante die Stadt Lörrach den Erwerb der ehemaligen Hofküferei und späteren Steuereinnahmehaus auf dem Kasernenplatz (heute Burghof) für ein künftiges Museum.

Am 6. Oktober 1927 fand darauf im Bahnhofhotel eine Besprechung einiger Freunde um Julius Wilhelm und Ernst Schultz statt, in der

letztere gebeten wurden, die Gründung eines Museumsvereins vorzubereiten mit dem Ziel, die Stadt bei einer Gründung eines Museums tatkräftig zu unterstützen. Schon am 27. Oktober 1927 berichtete – wenn auch etwas voreilig – die „Oberrheinische Kunst“ von einem neuen Heimatmuseum Lörrach. Was in den vorläufigen Magazinen der Sparkasse schlummerte, rechtfertigte wohl diese Erwartung, dachte man allein an die 1927 erworbene „Dinkelberger Madonna“, den 1926 geborgenen Fund der Alamannengräber im „Hirschengarten“, an den 1925 übernommenen Nachlaß von Hermann Daur mit 241 Bildern und vielen anderen Neuzugängen seit der letzten öffentlichen Ausstellung 1923.

GRÜNDUNG DES MUSEUMSVEREINS

Aber am 6. März 1928 war es dann so weit: Die eingangs erwähnte Gründungsversammlung des Museumsvereins setzte neue Akzente in den Bemühungen um ein Lörracher Museum. Schon im Juni erinnerte eine Ausstellung „Rötteln“ über die Zerstörung der Burg vor 250 Jahren an die neuen Akteure. Dr. Pfister, Basel, der spätere Autor von „Lörracher Bauten“, hielt dabei einen Vortrag „Heimatschutz und Heimatmuseum“. Die in der Sparkasse noch improvisierte „ständige Ausstellung“ inserierte in der Lörracher Presse bereits: „Heimatmuseum Lörrach – Sonntag 14–16 Uhr, Eintritt frei“. Auch der Stadtrat absolvierte am 23. März 1929 geschlossen seinen Pflichtbesuch. Am 12. Mai 1930 sprach Julius Wilhelm vor dem Museumsverein zum Thema: „Das Heimatmuseum und seine Ausbaumöglichkeiten“ und erinnerte dabei an die kulturpolitische Aufgabe der Stadt. In Ermangelung eines eigenen Museums sei bisher schon viel Kulturgut des Markgräflerlandes nach Basel gewandert wie z. B. Funde aus der Burg Rötteln, religiöse Skulpturen, Malerei, Graphik usw. Dabei war erstmals auch das Hebel-Gymnasium als künftiges Museum bei Wilhelm und Schultz im Gespräch. Diese Aktivität hatte seinen Grund; denn schon am 23. Dezember 1930 mußte die Sparkasse die als „Heimatmuseum“ verwendeten Räume im „Markgräfler Hof“ für sich reklamieren. Wieder wurde gepackt, verladen und neu magaziniert.



Julius Wilhelm

HEIMATMUSEUM IN DER ALTEN HOFKÜFEREI

1931/32 – Ernst Schultz war inzwischen 70 Jahre alt – wurde die ehemalige Hofküferei, 1930 vom Land Baden durch die Stadt erworben, endlich als Museum eingerichtet und am 15. April durch Bürgermeister Dr. Graser der Öffentlichkeit übergeben. Im Rahmen der Feier zum 250-jährigen Stadtrechtsjubiläum wurde im neuen Museum gleich eine Sonderausstellung „Aus Lörrachs Vergangenheit 1682–1800“ präsentiert. Am Ende des Jahres konnten Schultz und der Museumsverein auf stolze 1220 Besucher zurückblicken. Aber Ernst Schultz und Julius Wilhelm dachten nicht daran, sich auf ersten Lorbeeren auszuruhen. Noch war das Heimatmuseum nur im Sommer geöffnet, denn das Haus war nicht heizbar. In den Ausstellungsräumen wurden im Winter 5°–10° Celsius gemessen.

Erst im letzten Augenblick hatte man wenigstens im Büro- und Bibliothekszimmer und in

einem von acht Ausstellungsräumen einen Ölofen eingebaut. Dennoch war es nach dieser 50-jährigen Odyssee mit 6 Umzügen des gesamten Museumsgutes ein großer Schritt nach vorne, an dem auch die Lörracher Handwerker mit ihren kostenlosen Ausbauarbeiten einen dankenswerten Beitrag geliefert hatten. Allerdings wollte man seitens der Stadt nicht die von Schultz und dem Museumsverein gewünschten Anbauten, denn hinter vorgehaltener Hand war schon damals der Abbruch des Hauses geplant zugunsten eines vergrößerten Marktplatzes auf



Heimatmuseum

dem alten Kasernenplatz, d. h. dem heutigen Burghof. Aber dazu kam es nicht, denn mit der Machtübernahme durch die NSDAP 1933 gab es nun andere Sorgen und Pläne.

Wie in der Satzung des Museumsvereins schon 1928 festgelegt, hatte nun die Stadt Lörrach das gesamte Sammelgut geschenkweise übernommen mit der Verpflichtung es weiter auszubauen und das Museum zu betreiben.

Neben der freiwilligen und ehrenamtlichen Mitarbeit beim laufenden Museumsbetrieb und der meist geschenkweisen Erweiterung des Sammelbestandes konnte sich der Museumsverein nun auch mehr auf seine zweite Tätigkeit monatlicher Vorträge und Exkursionen mit heimatkundlichen Themen und Zielen verlegen. Eine jährliche Generalversammlung legte das

jeweilige Programm fest und gab Rechenschaft über alle Vereinsangelegenheiten. Da die Ortsgruppe Lörrach der „Badischen Heimat“ 1928 praktisch und nominell im Museumsverein aufgegangen war, wurden diese Programme bis 1945 gemeinsam durchgeführt. Dabei verzichtete der Museumsverein – wie ursprünglich beim Altertumsverein vorgesehen – auf eine jährliche Publikation mit heimatkundlichen Themen, wie sie neben der „Badischen Heimat“ nun auch durch die Arbeitsgemeinschaft „Markgräflerland“ seit 1915 und den Hebelbund Müllheim mit der „Markgrafschaft“ (1949–1968) herausgegeben wurden. Neben der Tagespresse in Lörrach und Basel wurde nun auch laufend in diesen Zeitschriften über Ausstellungen, Neuerwerbungen und Vorträge des Museums und Museumsvereins berichtet. Julius Wilhelm bis 1941 und Dr. Krauth nach 1945 seien hierbei besonders erwähnt.

ERNST SCHULTZ EHRENBÜRGER

Als der 75. Geburtstag von Ernst Schultz bevorstand, bewarb sich Julius Wilhelm am 2. November 1935 um die Stelle des Museumsleiters, was am 3. Juni 1936 vom Kultusministerium in Karlsruhe auch befürwortet wurde. Aber Bürgermeister Boos lehnte das Gesuch „aus weltanschaulichen Gründen“ ab und (angeblich) mit Rücksicht auf die Verdienste von Ernst Schultz. Dieser hatte am 15. August 1936 – eine Woche vor seinem 75. Geburtstag – dem Museum und damit der Stadt Lörrach seine ganze Privatsammlung mit historischen Bildern, Plänen, Landkarten, Münzen, Medaillen, Plaketten, Siegeln, Urkunden, Archivalien und eine Bibliothek mit 2484 Bänden vermacht. Am 4. September 1936 erhielt Ernst Schultz für seine außerordentlichen Verdienste um das Museum nach Columban Maier (1818), Dekan Reinhard Schellenberg (1874) und Oberbürgermeister Dr. Erwin Gugelmeier (1927) von Bürgermeister Boos und Stadtrat die Ehrenbürgerschaft der Stadt Lörrach.

PROBLEME MIT DER NSDAP

Trotz dieser Würdigung von Schultz und seiner Museumsarbeit zeigte die Stadt aber kein besonderes Interesse an ihrem neuen

Museum als Aushängeschild. Nicht nur, daß die finanziellen Zuwendungen im Haushalt von RM 9000,- 1932 auf RM 2000,- 1937 und RM 1900,- 1938 zurückgingen.

Auch die Besucherzahl sank von 1220 1932 in den kommenden Jahren unter 1000.

1939 wurde das Museum nach einem hoffnungsvollen Anlauf schließlich kriegsbedingt geschlossen, nachdem die zum 9. März 1939 geplante Verlegung in das Haus Herrenstraße 8 nach dem Auszug des Arbeitsamtes nicht mehr zustande kam, denn das Haus wurde zunächst mit Soldaten belegt. Der tiefere Grund lag zweifellos auch an dem gespannten Verhältnis der Stadtverwaltung zum Museumsverein. Nachdem Julius Wilhelm am 17. Juni 1936 von Bürgermeister Boos als Nachfolger von Ernst Schultz als Museumsleiter schon abgelehnt wurde, forderte am 23. April 1937 das Bezirksamt die Bildung eines Museumsrates. Nach mehreren peinlichen Mahnungen wurde am 14. August 1938 endlich Vollzug gemeldet: Dem Museumsrat gehörten an: Bürgermeister Reinhard Boos, Museumsleiter Ernst Schultz, Hermann Strübe-Burte, Kreisstellenleiter Otto Reinacher und seit dem 15. November 1938 noch Rektor Karl Seith von Schopfheim. Bezirksdenkmalpfleger Julius Wilhelm wurde ausdrücklich abgelehnt, obwohl er neben Schultz sich am meisten um den Aufbau der Sammlung verdient gemacht hatte und überdies den größten Sachverstand innerhalb dieses Gremiums gehabt hatte.

Nachdem Julius Wilhelm nach dem Tod von Friedrich Vortisch 1935 am 24. März 1939 auch mit dem Amt des 1. Vorsitzenden des Museumsvereins betraut wurde, wurde nun das Mitspracherecht des Museumsvereins in Sachen Heimatmuseum auf ein Minimum reduziert. Auch die guten Beziehungen zu den Basler Museen, die Referate vieler Basler und Elsässer Freunde aus Kunst und Wissenschaft und das vom Museumsverein bereits in Auftrag gegebene Buch „Lörracher Bauten“ von Dr. Arnold Pfister, Basel (erschienen 1939) und schließlich die Besuche des Museumsvereins wie z. B. einer Lovis-Corinth-Ausstellung am 4. April 1936 in Basel (bei der NSDAP damals schon „entartete Kunst“), all dies beobachtete man mit Argwohn von Seiten der Partei und der Verwaltung.

Nachdem die Arbeit im Museum kriegsbedingt sich auf die Sicherung und Erhaltung der Sammelobjekte reduzierte, verlegte der Museumsverein seine Aktivität vermehrt auf Vorträge und Ausflüge, so daß das Protokoll von 1942 sogar festhielt: „Alle Vorträge und Exkursionen sehr gut besucht, allgemein steigendes Interesse an Landeskunde, Geschichte, Kultur“. Allerdings blieb das gespannte Verhältnis zur NSDAP, die „zur Stärkung der Heimatfront“ weiteren Druck auf die Vereine zur „Gleichschaltung“ ausübte mit dem Ziel, daß 50% jeder Vereinsführung aus Parteigenossen bestehen sollte. Hier hatte der Museumsverein aber ein deutliches Defizit. Schon 1941 agierte die Vereinsleitung auf Sparflamme, denn an der jährlichen Hauptversammlung trafen sich gerade noch 5 Mitglieder und ohne den 1. Vorsitzenden Julius Wilhelm. Man wollte sichtlich nicht provozieren. Dennoch erhielt der Museumsverein am 10. April 1943 die Aufforderung von Kreisleiter Grüner, den Verein bis zum 30. April aufzulösen. Dies wiederholte sich am 24. Juni und am 14. Juli 1943, „da Julius Wilhelm für die Partei nicht tragbar war“. Friedrich Vortisch teilte der Kreisleitung den Vorstandsbeschluß vom 23. April 1943 mit, daß eine Auflösung laut Satzung nur durch eine außerordentliche Vollversammlung des Vereins erfolgen könne, dies aber durch die Abwesenheit vieler Mitglieder durch Einberufung zur Wehrmacht nicht möglich war. Am 26. Juli 1943 legte Julius Wilhelm den Vorsitz nieder und trat aus dem Museumsverein aus, um ihn durch seine Person nicht weiter zu belasten. Schon am 25. Juli verfügte Kreisleiter Grüner die Ablieferung der Vereinsakten im Rathaus und übernahm die Verantwortung für alle zur Wehrmacht eingezogenen Mitglieder. Die Akten auf dem Rathaus konnten - von wohlwollenden Mitarbeitern der Verwaltung gehütet - nach dem Einzug der Franzosen am 25. April 1945 - im Sommer von Julius Wilhelm, Friedrich Vortisch, Ernst Schultz und Friedrich Kuhn wieder unversehrt und vollständig in Empfang genommen werden. Professor Müller-Bergström nahm von 1943 bis 1945 als 2. Vorsitzender nominell die Vereinsgeschäfte wahr, die allerdings ohnehin bis zum Kriegsende ruhten. Damit auch im Museum der Schein gewahrt blieb, wurde Parteigenosse Haupt-



Museum am Burghof

lehrer Reinhold Weber Ernst Schultz als Gehilfe zugeteilt.

NEUBEGINN NACH DEM 2. WELTKRIEG

Die politisch unverdächtige Vergangenheit des Museumsvereins und die guten Beziehungen der alten und wieder neuen Vereinsleitung zu Stadtkommandant Capitain Mosser erlaubten dem Museumsverein, als erster Verein in Lörrach wieder zugelassen zu werden. Schon im November 1945 wurden die Verbindungen nach Basel wieder aufgenommen und der erste Vortrag von Denkmalpfleger Dr. Riggenbach über „Konrad Witz“ zum 27. Januar 1946 angekündigt. Zur Wiederbelebung des kulturellen Lebens in Lörrach setzte sich der Museumsverein bei der französischen Kommandatur für die Bildung einer „Kulturkommission“ ein. Nachdem am 11. Januar 1946 das Gesuch über die Neuzulassung des Museumsvereins eingereicht wurde, konnte am 17. Mai 1946 bereits die erste Generalversammlung abgehalten werden. Julius Wilhelm wurde wieder als 1. Vorsitzender bestätigt, Dr. Friedrich Vortisch wurde 2. Vorsitzender und Schriftführer, Otfried Vortisch Rechner. Die Bestätigung vom Gouvernement militaire datiert vom 7. Juni 1946. Da es im Winter 1946/47 noch Heizprobleme für einen jeweiligen Vortragssaal gab, kam die geregelte Vereinstätigkeit erst im Sommer 1947 wieder in Gang. Die Namen wie Dr. C. A. Müller, Dr. A. Pfister, Dr. R. Stoll (alle Basel), Prof. Stintzi (Mülhausen) und Dr. L. Sittler (Colmar) belebten wieder das neue Vortrags- und Exkursionsprogramm wie einst.

Auch bei Ernst Schultz rührten sich schon 1945 wieder die Museumsgeister. Rasch hatte er sich bei der Besatzungsbehörde einen „Laisser passer“ besorgt, um die allgemein eingeschränkte Bewegungsfreiheit mit der Begründung aufzuheben: „Ramassage des articles pour le Musée de Loerrach“.

An eine Wiedereröffnung des Museums war aber noch nicht zu denken, denn das Museumsgut galt zunächst als beschlagnahmt. Aber im Sommer 1947 war es dann doch so weit. Da Ernst Schultz inzwischen 86 Jahre alt war, übernahm am 30. Mai 1947 Hauptlehrer Reinhold Weber die Museumsleitung. Für 8

Wochenstunden Museumstätigkeit erhielt er eine entsprechende Deputatskürzung im Schuldienst und eine Monatsvergütung von RM 50,-.

Das Jahr 1948 wurde dann für Ernst Schultz die letzte große museale Herausforderung. Er erinnerte sich an die historische Rolle der Stadt Lörrach vor 100 Jahren, als Hecker und Struve die Stadt in die Schlagzeilen der Zeitungen und später der Geschichtsbücher brachten. Er erreichte das Einverständnis bei der Militärverwaltung für eine erste große Nachkriegsausstellung in der benachbarten Turnhalle des Hebelgymnasiums zur „Revolution 1848“. Dazu schenkte er der Stadt wertvolle Dokumente aus jenen Tagen, die er wohlweislich bis dahin vor den Machthabern der NSDAP unter Verschluss gehalten hatte und als ehemaliges Mitglied der Demokratischen Partei entsprechend zu würdigen wußte. Am 15. Januar 1949 verließ Reinhold Weber schon wieder sein Amt im Museum aus Lehrermangel in den Schulen. Der Stadtrat schlug Julius Wilhelm - inzwischen 75 Jahre alt - als neuen Kustos vor. Dieser verzichtete aber pietätvoll zugunsten von Ernst Schultz, dem er aber zusammen mit Herrn Ranft mit Rat und Tat zur Seite stand. So vergingen auch die beiden folgenden Jahre, bis Schultz am 14. Februar 1951 kurz vor seinem 90. Geburtstag endgültig von seinem Lebenswerk Abschied nahm. Er schlug - vom Bauamt befürwortet - Kunstmaler Arthur Schmidt (43) als Kustos vor. Auch Reinhold Weber (63) bewarb sich wieder für diese Aufgabe, kurz vor seiner Pensionierung. Am 17. August fiel von Seiten der Stadt die Entscheidung für Professor Alfred Holler (1885-1962) als neuen Kustos. Julius Wilhelm (78), die Herren Ranft und Weber standen helfend und beratend zur Seite.

Der Museumsverein zählte inzwischen 160 Mitglieder, darunter auch wieder 3 Schweizer. In den Jahren 1947-1955 wurden jährlich 10 bis 15 Vorträge und Exkursionen durchgeführt, nun auch vermehrt wieder in die Schweiz und ins Elsaß. Am 29. März 1951 legte Julius Wilhelm sein Amt als 1. Vorsitzender des Museumsvereins nieder. Mit Otfried Vortisch (37) als Vorsitzender, Walter Jung (28) als Schriftführer und Hans Seilnacht (38) übernahm eine neue Generation die Leitung des Museumsvereins. Julius Wilhelm erhielt 1952 das Bundesver-



Museumsverein Lörrach bei einer Exkursion 1954 in Thann/Elsaß mit Prof. Stintzi (Mülhausen)

dienstkreuz und wurde am 11. Juli 1953 Ehrenbürger der Stadt Lörrach. Dies bedeutete für ihn nicht, den wohlverdienten Ruhestand zu pflegen. Am 20. März 1952 war er wieder der Initiator für den Neuaufbau des Museums, wozu er nun auch Dr. Annemarie Heimann und Kulturreferent Karl Friedrich Rieber mit neuen Ideen verpflichtete. Gleichzeitig monierte Wilhelm (30. März 1951) zusammen mit Alfred Holler und Friedrich Kuhn Erweiterungspläne für das Museum, „das derzeit nicht seinem wertvollen Sammelbestand entsprach“, wobei – wie schon 1942 – ein Umzug ins Hebelgymnasium vorgeschlagen wurde. Nach einjähriger Vorbereitung wurde das Heimatmuseum am 11. Juli 1953 in Anwesenheit von Oberbürgermeister Arend Braye für die Öffentlichkeit wieder zugänglich. Vor Gästen aus Basel und Karlsruhe würdigte Kunsthistoriker Kurt Bauch, Freiburg die wertvolle Sammlung und ihre neue Präsentation. Ernst Schultz konnte diese Ehrung seines Werkes nicht mehr miterleben. Er war bettlägerig und starb 4 Wochen später am 13. August 1953 mit fast 92 Jahren.

PLÄNE FÜR EIN NEUES MUSEUM

1956 wurde das Hebelgymnasium in die umgebaute Handelsschule in der Baumgartnerstraße verlegt. Während das verlassene Gebäude an der Basler Straße als Ausweichstelle für die Hebelschule und die Sonderschule zeitweilig verwendet wurde, sich Vereine oder städtische Einrichtungen vorübergehend dort Magazinräume einrichteten – so auch das Heimatmuseum –, lebte die Diskussion über die künftige Verwendung des Hauses als Museum im Stadtrat und in der Bevölkerung wieder auf. Die Meinungen schwankten zwischen Abbruch zugunsten von Parkplätzen und Erhaltung und Renovierung des denkmalgeschützten Baus von 1755. Unter anderem plädierte auch der Museumsverein in einer Resolution vom 9. September 1958 erneut für die Verwendung als künftiges Museum. In dieser Zeit erkrankte der derzeitige Kustos Alfred Holler, so daß das Museum nur noch unregelmäßig betreut und geöffnet werden konnte (bis dahin Mittwoch 14–16 Uhr und Sonntag von 10–12 Uhr). In der

Presse wurde gelegentlich von einem „Dornröschenschlaf“ des Museums geschrieben.

Neben der Diskussion um die weitere Verwendung des Hebelgymnasiums erregte die Gemüter 1960 auch der geplante Abbruch des „Hirschen“ zugunsten des Kaufhauses Hertie, nachdem kurz zuvor schon das Jugendstilhaus Vortisch in ein „Kaufhaus für Alle“ hinter bunten Kunststoffplatten verwandelt wurde. Am 19. Juli 1960 richtete der Museumsverein ein Protestschreiben an Stadtrat und Oberbürgermeister Braye. In einem Antwortschreiben erfuhr der Museumsverein, daß der Verkauf des Hirschen“ bereits am 3. Juni 1960 in Berlin ohne die Stadt Lörrach notariell festgelegt war.“ Am 23. August 1960 starb überraschend Oberbürgermeister Braye. Am 15. Dezember 1960 wurde sein Nachfolger Egon Hugenschmidt noch im Hirschensaal in sein Amt eingeführt. Mit ihm begann für das Museum wie den Museumsverein eine neue Ära.

Zunächst hieß es Abschied nehmen von Julius Wilhelm, der am 15. Juli 1961 im Alter von 88 Jahren starb. Aus seiner reichen Kunstsammlung erhielt das Museum einen wertvollen Nachlaß. Kurz zuvor, am 8. Mai, bat Alfred Holler krankheitshalber um seine Entlassung als Kustos. Professor Dr. Philipp Hieber (67) und Gerhard Moehring (40) wurden am 1. September 1961 vom Stadtrat als neue ehrenamtliche Leiter des Museums verpflichtet. Schon 1963 beschloß der Stadtrat den Umzug in das einstige Hebelgymnasium, da mit dem Konzept des Generalverkehrsplanes und Flächennutzungsplanes von 1961 durch den Bau der Weinbrennerstraße das jetzige Museumsgebäude zum Abbruch geplant war. Die Weichen für den immer wieder vom Museumsverein geforderten Umzug waren also gestellt. Oberbürgermeister Egon Hugenschmidt – selbst Mitglied des Museumsvereins – hatte sich persönlich für eine großzügige Lösung, die nun seit Jahrzehnten anstand, und für eine würdige und zeitgerechte Unterbringung und Präsentation des Museumsgutes eingesetzt. 1966 hatte sich auch der Direktor des Augustinermuseums Freiburg, Dr. Gombert, für diese Aufgabe zur Verfügung gestellt. 1969 wurde der als Magazin verwendete Anbau am Museum abgebrochen, das dort gelagerte Museumsgut nach Aufnahme und Sichtung im Hebel-Gymnasium deponiert. Im

gleichen Jahr trat Dr. Philipp Hieber aus Altersgründen von seinem Amt als Kustos zurück, so daß neben der bisherigen Ausstellungstätigkeit nun auch die Verwaltungsarbeit neben einem vollen Deputat als Sonderschullehrer in Ober-tüllingen von Gerhard Moehring zu erledigen war.

Treue Helfer und Mitarbeiter fand er dazu im Museumsverein vor allem für den Aufsichtsdienst während der Öffnungszeiten, aber auch in der Hauptverwaltung der Stadt mit Ratsschreiber Walter Jung. 1975 wurde das Museum geschlossen, das gesamte Sammelgut im neuen Hebel-Gymnasium, im Hans-Thoma-Gymnasium, im Bauamt in der Schillerstraße und im alten Rathaus in Stetten ausgelagert. Im Juli 1975 wurde das alte Heimatmuseum von 1932 und Hofküferei von 1786 abgebrochen. Bis dahin hat das Museum in jährlichen Sonderausstellungen versucht, die reichhaltigen Bestände, aber auch schon wieder zahlreiche Neuzugänge zu präsentieren. Neben 21 Sonderausstellungen von 1962 bis 1974 fanden auch 7 außerhalb des Hauses (u. a. in Tumringen, Stetten, Riehen, Freiburg) statt. All dies war Anregung für viele Mitglieder des Museumsvereins, dem Museum wieder zahlreiche Gegenstände für die Sammlung zukommen zu lassen. Aber auch größere Vermächtnisse bereicherten in jenen Jahren das Heimatmuseum und machten es zu einem neuen kulturellen Anziehungspunkt der Stadt. Erinnert sei nur an die damals begonnene Sammlung Richard Bampi und Max Laeuger, das Vermächtnis Eugen Feger und Adolf Strübe, der neuerworbene Nachlaß von Adolf Riedlin mit rund 2000 Titeln, das Vermächtnis Rudolf Kreuter und Hermann Scherer, die neu aufgebaute Abteilung Ur- und Frühgeschichte und die Geologie. Auch die Besucherzahlen von rund 1000 neuen Museumsbegeisterten im Jahr, obwohl im Winter wegen noch mangelnder Heizmöglichkeiten geschlossen, waren ein Motor für die bevorstehende Neueröffnung im bald umgebauten alten Hebel-Gymnasium, das lange ersehnte Ziel vieler Bemühungen des Museumsvereins.

MUSEUM AM BURGHOF

Für den von den Architekten Barbara und Fritz Wilhelm konzipierten Umbau war für die

Erstausstellung eine Kommission von Sachverständigen aus Basel, Freiburg und dem Museumsverein gebildet worden. Mit dem Vortragssaal – in Erinnerung an J. P. Hebels Tradition in diesem Hause künftig „Hebelsaal“ genannt – hatte der Museumsverein bei 180 Sitzplätzen für seine Vorträge und Versammlungen endlich auch eine ständige Heimat gefunden. Am 21. April 1978 konnte das Museum – nun „Museum am Burghof“ – der Öffentlichkeit übergeben werden. Die vierfache Ausstellungsfläche in drei Stockwerken und die vermehrten Öffnungszeiten von bisher 4 auf nun 13 Stunden wöchentlich (ohne Sonderführungen von Vereinen und Schulklassen) machte auch eine verstärkte Aufsicht notwendig, die der Museumsverein neben zwei vergüteten Aufsichtskräften seither und bis heute kostenlos übernahm.

1978 konnte der Museumsverein aber auch auf sein 50-jähriges Bestehen zurückblicken, das Oktober/November mit einem Festakt und fünf Vorträgen mit Referenten aus den eigenen Reihen begonnen wurde. Die Festrede in der Aula des Hans-Thoma-Gymnasiums hielt damals Dr. Robert Stoll, Basel, während Walter Jung über die Vereinsgeschichte referierte.

Daß die Stadt Lörrach und der Museumsverein mit ihrem neuen Museum am Burghof eine glückliche Hand hatten, zeigte sich 1981, als durch eine unabhängige Kommission des Europarates und unbemerkt von der Museumsleitung und der Stadtverwaltung das Lörracher Museum für den 1977 gestifteten „Preis des Europarates“ am 14. April 1981 ausgewählt wurde. Vertreten waren in Stockholm bei der Verleihung durch das schwedische Königspaar im Stadthaus 30 Museen aus Europa, darunter fünf deutsche. Neben dem Preis für die Gesamtkonzeption des Museums war das Museum am Burghof Lörrach das einzige unter 18 europäischen Museen, das zugleich für die „Beste Einzelausstellung“ nominiert wurde, damals „Richard Bampi“ und „Friedrich Hecker“. Durch sein hohes Engagement für das Museum konnte die Stadt Lörrach 1984 feststellen, daß der Museumsverein der einzige Verein in der Stadt war, der nicht subventioniert wurde, sondern sogar noch Leistungen für die Stadt und die Öffentlichkeit erbrachte. So wurden seit 1962 3500 Aufsichtsstunden im Museum geleistet,

für DM 22 000,- Ankäufe für das Museum überwiesen und rund DM 20 000,- für Vortragshonorare bezahlt.

70 JAHRE MUSEUMSVEREIN, 20 JAHRE MUSEUM AM BURGHOF – EINE STOLZE BILANZ

So war der Museumsverein für Lörrach seit seinem Bestehen bis heute einer der wenigen Vereine, der für alle zugänglich und über das ganze Jahr das kulturelle Leben der Stadt wesentlich mitträgt und auch für Nichtmitglieder kostenlos wertvolle Vorträge zu Kunst, Geschichte und Landschaftskunde anbot.

Lediglich für die Exkursionen wurden Selbstkosten erhoben. Über 800 Veranstaltungen dieser Art weist die Statistik in den 70 Vereinsjahren aus. Während im Museum von 1978 bis 1985 schon 100 000 Besucher gezählt werden konnten, waren viele Vereinsvorträge zugleich identisch mit Referaten zu Ausstellungseröffnungen, in der Regel von 100 bis 200 Interessenten besucht.

Die größeren Möglichkeiten des neuen Museums weckten auch die Bereitschaft zu zahlreichen Schenkungen aus Kreisen des Museumsvereins, sowie bedeutender Vermächtnisse seit 1978: Trachten der Regio (versch. Trachtenvereine), religiöse Volkskunst (Frau Engel, Basel), Pralinenmodel (Fa. Suchard), Bodenfunde der Burg Rötteln (Röttelnbund), Ex-libris-Sammlung (Frau Flügel, Lörrach), Mineralogie (Paul Herbster, Lörrach), Malerei von Alban Spitz mit rund 3000 Titeln, Paul Ibenthaler, Eugen Zimmermann, Volkmar Kötter, Karl Gerstner, Hermann Burte, August Babberger, Emil Harlfinger, Friedrich Kaiser, Friedrich Reinert, Ernst Grether, die Stiftung Cohen-Umbach-Vogts mit rund 300 Werken, die Dauerleihgaben Ur- und Frühgeschichte (Denkmalsamt Freiburg), das Zinnoptikum europäischer Kulturgeschichte (seit 1983 von A. Plathe, Steinen) und die größte Max-Laeuger-Sammlung mit über 500 Keramiken und Bildern. Dazu kamen 1978 bis 1991 die jährlichen Wechselausstellungen der Vertriebenen und Flüchtlinge des letzten Krieges.

In der Zeit von 1978 bis 1991 zeigte das Museum am Burghof neben den ständigen Ausstellungen 70 befristete Sonderausstellungen

aus eigenen Beständen, 53 mit Leihgaben. In 37 Ausstellungen (ganz oder mit teilweiser Beteiligung) war das Museum auswärts vertreten, so u. a. in Basel, Dornach, Rheinfelden, Müllheim, Weil a. Rh., Freiburg, Karlsruhe, Bruchsal, Eichersheim, Marbach, Stuttgart, Cuxhaven, Hamm i. W., Luzern, Sens, Senigallia. In der gleichen Zeit wurden jährlich durch Hilde Neuberth praktische Vorführungen zu musealen Themen durchgeführt.

Am 1. Juli 1991 übernahm Markus Moehring (33) als Historiker und Volkskundler hauptamtlich die Museumsleitung. Damit kam die Stadt Lörrach dem allgemeinen Trend in den Museen des Landes mit einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Ausstellungen und Sammlungen nach. Nach dem Museumstudium in Detroit/USA war er seit 1988 bereits im Museum am Burghof tätig. Der gesamte Museumsbestand wurde nun nach modernen, wissenschaftlichen Gesichtspunkten aufgenommen und zugänglich gemacht und dazu seit 1996 in einem größeren Magazin außerhalb des Museums - einer alten Forderung des Museumsvereins - sachgerecht gelagert. Auch im Verwaltungsbereich wurde das Museum selbständiger. Ein eigenes Sekretariat, das unabhängig von den Öffnungszeiten von Montag bis Freitag besetzt ist, nimmt nun auch die Interessen des Museumsvereins z. B. Anmeldungen und Informationen zu Exkursionen wahr.

Daß die Mitglieder des Museumsvereins auch im Museum zahlreiche Vergünstigungen genießen konnten und können - z. B. freien Eintritt bei Sonderausstellungen - hat die Zusammenarbeit zwischen Museum und Museumsverein ebenso intensiviert. Der neue Ausstellungs- und Führungsstil, die ständige Präsenz durch die hauptamtliche Leitung und das Sekretariat, die vermehrte Medien- und Informationstätigkeit und die Erweiterung der Öffnungszeiten von bisher 13 auf 17 Stunden wöchentlich haben sich nicht nur auf steigende Besucherzahlen von bisher 12 000 auf bis zu 18 000 im Jahr ausgewirkt. Das Museum am Burghof gehört zu den wenigen in der Regio und in der Bundesrepublik, die nicht über rückläufige Besucherzahlen klagen. Daran haben vor allem die Schulklassen und Vereine - meist außerhalb der Öffnungszeiten - wesentlichen

Anteil. Auch die öffentlichen Führungen erfahren durch akademisch geschulte Kräfte immer mehr Zulauf. Natürlich bleibt die Zeit auch im Ausstellungsbereich nicht stehen. In einer neuen naturkundlichen Sammlung werden „Vögel und Tiere im Landkreis Lörrach“ gezeigt. Der Bereich der Industriegeschichte der Stadt ist mit großzügiger Hilfe der Schokoladenfabrik Kraft-Jacobs-Suchard ergänzt. Die „aktuelle Museumsecke“ gibt Gelegenheit Neuzugänge oder zeitgemäße Themen darzustellen. Das erste Obergeschoß ist nun ganz den Wechselausstellungen vorbehalten. Ausstellungen wie beispielsweise „Nach dem Krieg“ (1995), „Zwischen zwei Welten - Türkisches Leben in Lörrach“ (1997) oder „Nationalität trennt, Freiheit verbindet - die Revolution 1848/49 im Dreiländereck“ unterstützt der Museumsverein vor allem mit eigenständigen Beiträgen zum Rahmenprogramm. Er veranstaltet und finanziert Vortragsreihen, Exkursionen oder spezielle Projekte zum jeweiligen Ausstellungsthema, fördert den Druck von Ausstellungskatalogen und ermöglicht auch in finanziell schwierigen Zeiten die Fortsetzung der kontinuierlichen Sammlungsarbeit historisch, kunstgeschichtlich oder volkskundlich wichtiger Dokumente und Exponate. Insgesamt wurden seit 1991 21 Sonderausstellungen aus eigenen Beständen und 15 mit befristeten Leihgaben gezeigt. Großen Anklang finden auch die neuerdings durchgeführten museumspädagogischen Veranstaltungen im Rahmen einer jeweiligen Ausstellung.

Der Vollständigkeit halber seien noch einige Daten festgehalten: Otfried Vortisch war 1946 bis 1951 im Vorstand als Rechner, 1951 bis 1991 als 1. Vorsitzender und ist seit 1991 2. Vorsitzender. Gerhard Moehring war 1963 bis 1979 2. Vorsitzender und 1979 bis 1991 als Kustos Beisitzer. Oberstudienrätin Inge Gula war von 1980 bis 1991 2. Vorsitzende und ist seit 1991 1. Vorsitzende. Schriftführer waren Walter Jung von 1951 bis 1991, Heinrich Benner von 1991 bis 1994, Elisabeth Kurz 1994 bis 1998 und Birgit Pimper seit 1998. Rechner waren Hans Seilnacht 1951 bis 1991, Rudolf Hoffmann 1991 bis 1996, seit 1996 Gisela Westermann.

Der Museumsverein veranstaltete 1992 zugunsten des Museum am Burghof einen „Museumsmarkt“ mit antiquarischen Büchern,

Bildern etc. Die geleisteten freiwilligen Arbeitsstunden des Museumsvereins für das Museum belaufen sich derzeit auf 3000 Stunden im Jahr.

Durch die erstmalige Aufnahme des Museums mit einem eigenen Haushalt im jährlichen Haushaltsplan der Stadt seit 1962 war auch eine finanziell kalkulierbare Museumsarbeit möglich, die durch entsprechende Zuwendungen des Museumsvereins bei Bedarf abgesichert ist. So hatte der Museumsverein z. B. 1998 in seiner letzten Generalversammlung beschlossen DM 100 000,- für den weiteren Ausbau des Museums bereit zu stellen. In einem Bericht vom 12. März 1997 erinnerte die 1. Vorsitzende auch daran, daß im Laufe der letzten 60 Jahre von Bürgerinnen und Bürgern, u. a. auch Mitgliedern des Museumsvereins Schenkungen im Wert von mehreren Millionen Mark an das Museum gegangen sind.

Erfreulich ist auch - vom Museumsverein längst vorgeführt - die kulturelle Arbeit über

die Grenzen hinweg, nun auch vom Museum betrieben seit 1979 mit der Museums-Regio-Kommission und seit 1995 durch gemeinsame Projekte mit Liestal und Mülhausen.

Seit 1991 ist über Frau Hedwig Maurer auch die einstige Zusammenarbeit zwischen „Badische Heimat“ und Museumsverein wie von 1928 bis 1944 neu belebt und organisiert worden.

Die Zahl der Mitglieder, die sich lange zwischen 300 und 350 bewegte, ist derzeit auf knapp 400 angestiegen.

Anschrift des Autors:
Gerhard Moehring
Museum am Burghof
79540 Lörrach

Poet des Hotzenwaldes

Zum 100. Geburtstag des Dichters und Historikers
Hans Matt-Willmatt am 15. August 1998

Über einen Besuch des Dichters und Historikers Hans Matt-Willmatt bei Richard Gäng in Freiburg berichtet der in Immeneich geborene Verfasser der Novelle „Die Heimfahrt des Andreas Kumlin“ in einem Gedenkblatt für Hans Matt-Willmatt, daß er ihn gebeten habe, einen Gruß in sein Gästebuch zu schreiben. Und Matt-Willmatt schrieb kurz entschlossen: „Ich bin e Hotz und blibs bigotts“. Auf dieses Hotzsein war Hans Matt-Willmatt zeit seines Lebens stolz, seine Arbeit und sein Werk galt den Menschen dieser Landschaft, die sein Wirken nicht vergessen haben.

Davon zeugt auch die im neugestalteten Hirsch-Museum in Höchenschwand zu sehende Ausstellung aus Anlaß des 100. Geburtstages von Hans Matt-Willmatt, der am 15. August 1898 in Hauingen im Wiesental geboren wurde, wohin seine aus dem Hotzenwald stammenden Eltern gezogen waren. Die Mutter, eine geborene Huber, stammte aus der Ölmühle in Görwilh und die Wiege des Vaters stand in Hartswand.

In Hauingen schon wurde der junge Hans mit dem Werk Johann Peter Hebels bekannt, denn in Hauingen waren die Eltern von Hebel getraut worden und in der Kirche dieses Markgräflerortes durfte der gerne Schreibende an Weihnachten 1917 seine ersten selbst verfaßten Gedichte vortragen, Gedichte, die bereits etwas von der Poesie Hebels ausstrahlten. Diesem großen alemannischen Dichter blieb Hans Matt-Willmatt sein ganzes Leben lang verbunden.

Das Leben des Poeten vom Hotzenwald war ereignisreich. Wie viele junge Deutsche meldete er sich im Ersten Weltkrieg, getragen von der Begeisterung, als Kriegsfreiwilliger und stand dann nach dem verlorenen Krieg vor dem Nichts. Er ging nach Norddeutschland um dort

einige Zeit als Schauspieler an der plattdeutschen Bühne Lübeck tätig zu sein. Besuche in der Heide auf den Spuren von Hermann Löns machten ihn mit dem Werk dieses Dichters bekannt, der ihm über lange Zeit hinweg, neben Johann Peter Hebel, Vorbild war.

Doch die Heimat, der Hotzenwald, rief ihn zurück. Hier hatte er seine Wurzeln und hier wollte und konnte er auch arbeiten. Karlsruhe, Säckingen und Konstanz waren weitere Stationen, bis er sich dann in Herrischried niederlies. 1948 zog er mit seiner Familie – er hatte inzwischen Brigitte Feige, die Tochter des Waldshuter Direktors des Gymnasiums, Artur Feige, geheiratet – nach Bannholz-Ay und ab 1966 nach Stühlingen.

Unterstützt von seiner kenntnisreichen Frau entfaltete Hans Matt-Willmatt auf vielen Gebieten segensreiche Tätigkeiten. Er wurde Mitarbeiter mehrere Zeitungen, seit den 20er Jahren schon des Albbote und nach Erscheinen des Südkurier auch dieser Zeitung. In den Zeitschriften „Badische Heimat“, „Merian“ und „Lichtgang“ erschienen immer wieder Beiträge von Hans Matt-Willmatt.

Er erforschte die Geschichte alter Waldshuter Häuser, Kapellen, Gaststätten, und Bauernhöfen und folgten ihren Spuren und deren Besitzer bis weit zurück in die Entstehung. Mit Emil Baader, dem verdienstvollen Heimatforscher aus Lahr war er Jahr für Jahr unterwegs, um überall im Land Heimatstuben einzurichten, von denen glücklicherweise heute noch welche von der Arbeit dieser beiden Heimatfreunde zeugen: Im „Rheinischen Hof“ in Waldshut, die Hansjakobstube, in Ühlingen im „Posthorn“ die Albickerstube und im Albtal im „Hohenfels“, die Josua Leander Gamp-Stube, um nur einige zu nennen.



Zwei gute Freunde: Hans Matt-Willmatt und der Höchenschwander Maler Christian Gotthard Hirsch, der 1977 gestorben ist.

Bild: Ruppnaer

Im Jahre 1937 reiste eine große Gruppe aus Südbaden nach Saderlach in die Dörfer der bei den Salpetererunruhen dorthin verschleppten Hotzen. Unter den Reisenden war auch Hans Matt-Willmatt, dem es zu verdanken ist, daß genaue Kunde von den dort lebenden Hotzenwäldern in die frühere Heimat gelangte. Hans Matt-Willmatt veröffentlichte ausführliche Reiseberichte und schilderte das Leben der Nachfahren jener, die von Kaiserin Maria Theresia ins rumänische Banat verbannt wurden. Aber auch jene Spuren folgte er, die aus dem Hotzenwald in die USA ausgewandert waren, seine Forschungen konnten manchen Familien Aufschluß geben über den Verbleib ihrer ausgewanderten Verwandten.

Mehrere Bücher sind Ausdruck des Schaffens von Hans Matt-Willmatt. Sein „Witz und Schnitz vom Hotzenwald“, nun schon in dritter

Auflage im Verlag Moritz Schauenburg, Lahr, erschienen, gibt deutlich ein Bild von den Ecken und Kanten der Hotzenwälder. Neben Gedichten in alemannischer Mundart und in Hochdeutsch schildert Matt-Willmatt Hotzenwälder Originale wie den Moosteufel von Hänner oder das schon legendäre Heidewibli von Rickenbach, alles Geschichten, die man immer wieder lesen kann und die zum Schmunzeln anregen, aber auch zeigen in welcher erbarbungsvoller Armut einmal viele Menschen auf dem Hotzenwald lebten.

Im gleichen Verlag erschien „Sagen vom Hochrhein und Hotzenwald“, zusammengestellt von Hans und Brigitte Matt-Willmatt, gesammelt in vieljähriger Arbeit, erzählt den Verfassern auf der „Choust“ oder am Wirtstisch und so vor dem Vergessen bewahrt. Mithalf Matt-Willmatt auch bei der Herausgabe der



Hans Matt-Willmatt in Hauensteiner Tracht

„Heiteren Geschichten aus dem Klettgau“ von Frieda Grüninger-Hupfer, die in Grießen geboren wurde, nach Konstanz ging, aber mit Land und Leuten im Klettgau verbunden blieb.

Vom Historiker Hans Matt-Willmatt zeugen mehrere Veröffentlichungen in Büchern. Die Ergebnisse seiner Arbeit fanden Niederschlag 1956 in der „Chronik des Kreises Waldshut“, in der er für 81 Gemeinden den geschichtlichen Teil bearbeitet hat, und 1962 in der „Chronik des Kreises Säckingen“, in der vor allem das Brauchtum des Hotzenwaldes behandelt, aber auch die Geschichte der Gemeinden festgehalten wurde. Es folgte schließlich die Chronik des Kreises Lörrach.

1969 erschien die Geschichte der Gemeinde Berau, 1977 die Geschichte der Gemeinde Weilheim, beide verfaßt von Hans Matt-Willmatt. Großen Anteil an dem Erscheinen der Chronik der Gemeinde Lauchringen hat Hans Matt-Willmatt, dessen Forscherarbeit nach seinem Tode im Jahre 1978 von seiner Frau weitergeführt

wurde, so daß 1986 das umfangreiche Werk erscheinen konnte. Auch über Waldshut schrieb er ein Büchlein, das 1962 erschien und damals eine große Lücke füllte.

Neben Geschichte und Sprache seiner Heimat hatte es ihm auch die Erhaltung der Hauensteiner Tracht angetan. Er war Mitglied der Hauensteiner Trachtengruppe, wie er überhaupt die Bestrebungen aller heimatlich orientierten Organisationen und Veranstaltungen unterstützte. Er war unter anderem Gründungsmitglied der „Badischen Heimat“ in Säckingen und des Schwarzwaldvereins Herrischried. Als langjähriges Mitglied und Förderer kultureller Vereinigungen wurde er mehrfach geehrt. Seine Hauensteiner Tracht ist im Heimatmuseum Görwihl zu sehen, ebenso die Hotzenfahne, die bei den Küssaburgfestspielen über der Küssaburg wehte und die ihm damals geschenkt wurde.

Auch der Rundfunk erkannte früh die Gabe und das Wissen von Matt-Willmatt und verbrei-



Vier Schriftsteller und Historiker: (von links) Hans Matt-Willmatt, K. F. Wernet, Bernau, Emil Baader, Lahr und Dr. Müller-Ettikon, Waldshut-Tiengen, nach der Eröffnung einer Heimatstube.

tete dessen Kenntnisse in vielen Sendungen. Unzählig sind seine öffentlichen Vorträge und Aufsätze in Festschriften für Vereine. Freundschaften mit Malern, Dichtern und Musikern wurden geschlossen, so mit Richard Gäng, Alois Hugenschmidt, Alfred Joos, Ernst Niefenthaler, dem kürzlich verstorbenen Alban Spitz, Karl Bartels, Josua Leander Gamp, aber auch mit dem Höchenschwander Maler Christian Gotthard Hirsch, der ihn „Schwarzwaldwurzel“ in Kürze auch „Wurzel“ nannte. Über 40 Jahre waren die beiden Männer in Freundschaft verbunden, diese Freundschaft wird in einer im Höchenschwander Malerhäusle zu sehenden Ausstellung, aber auch in einer Ausstellungsschrift, verfaßt von dem Sohn Hubert Matt-Willmatt, dokumentiert.

Kraft zum Schreiben und Forschen fand Hans Matt-Willmatt in der Natur. Der Imkereei gehörte seine große Liebe, aber auch der Jagd, die er vor allem wegen der Ruhe und der Beobachtung in der Natur schätzte. Das Waidwerk übte er mit Leidenschaft, aber auch mit Sorgfalt und Verantwortung eines Hegers und Pflegers aus.

Viel Lobendes ist schon zu Lebzeiten über Hans Matt-Willmatt geschrieben worden, über seine Gedichte, die oft Volksliedhaftes in sich tragen und die deshalb auch von Komponisten vertont wurden. Richard Gäng hat Texte von

Hans Matt-Willmatt in seinem Buch „Alemannische Geschichten“ aufgenommen, ebenso in Hubert Baums „Freude am alemannischen Gedicht“ und in der Alemannischen Anthologie „slebig Wort“ ist er vertreten.

Richard Gäng schrieb zum 70. Geburtstag von Hans Matt-Willmatt: „In den Texten von Hans Matt-Willmatt hatte ich schon bald eine echte Leidenschaft zu seinen Themen bemerkt, ob sie nun menschlicher, geschichtlicher oder kultureller Art, in der Gegenwart oder der Vergangenheit angesiedelt waren. Dazu kam ein Schreibstil, der sich auszeichnet durch Einfachheit und Glaubwürdigkeit, verbunden mit Treffsicherheit. Er liebt das Schlichte, von Herzen Kommende, wie Johann Peter Hebel es meisterhaft geübt hat; das Naturgegebene Echte weht durch die Arbeiten von Hans Matt-Willmatt.“

Er wurde am 15. August 1898 geboren und starb am 8. Dezember 1978. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Bergäckerfriedhof in Freiburg. Viele gedenken Seiner in Dankbarkeit.“

Anschrift des Autors:
Andreas Bader
Mozartstraße 56
79761 Waldshut-Tiengen

VI. Jahresberichte 1998

ORTSGRUPPE BADEN-BADEN

Im Jahr 1998 wurden 11 öffentliche Vorträge, zum Teil in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule, der Stadt Baden-Baden und der Bibliotheksgesellschaft, angeboten. Eine Führung durch den Sandweierer Wald mußte ausfallen. Der Besuch durch die Mitglieder der Ortsgruppe war zum Teil unbefriedigend, was sich auch bei der gelungenen Weihnachtsfeier und der Mitgliederversammlung zeigte. Daher wird in diesem Jahr das Vortragsangebot reduziert werden. Eine verstärkte Arbeit in Kleingruppen zu lokalen Sachthemen oder Spezialgebieten wird angestrebt. Dabei kann die Arbeit der Dialekt-Gruppe, die vor dem Abschluß steht, als Beispiel dienen. Neben der Beschäftigung mit Kleindenkmälern im Stadtgebiet könnten die Markgrafen von Baden ein weiteres Thema bieten. Anregungen und Wünsche der Mitglieder sind nicht nur erwünscht, sondern unabdingbar, um ein regeres Vereinsleben zu bekommen. Dies gilt auch für den Versammlungsort und die Termine.

Bei der Mitgliederversammlung im November wurde der bisherige Vorsitzende Dieter Baeuerle für weitere zwei Jahre in seinem Amt bestätigt. Ohne die ihm zur Seite stehenden Beiratsmitglieder Lore Gauges, Emilie Ruf, Lothar Brandstetter, Wilhelm Fundis und Rainer Rüscher nebst Kassensprüferin Margot Frischmuth wäre die bisher geleistete Arbeit nicht möglich gewesen.

Das Engagement der Ortsgruppe für die Erhaltung der Baden-Badener Stadtlandschaft und für den Denkmalschutz wird auch in Zukunft die Arbeit bestimmen. Eine adäquate Nutzung des Neuen Schlosses im Sinne seiner badischen Vergangenheit stellt eine Herausfor-

derung für die gesamte Badische Heimat dar. Hier könnte man sich auch ein „Haus der Geschichte“ für Baden mit Spezialgebieten wie Elsaß, Russische Beziehungen, Revolutionen oder Fürstengeschichte vorstellen.

Dieter Baeuerle

ORTSGRUPPE BRETTEEN



Seit ein paar Jahren konzentriert sich die Tätigkeit der Gruppe auf Begehungen der Stadt Bretten, weil ein Bedürfnis bei den Leuten vorhanden ist, ihre Stadt in ihrer

historischen und baulichen Gestaltung kennen zu lernen. So hatten wir am Sonntag, dem 26. April 1998, eine Begehung der Nordstadt Bretten angesetzt. Hierbei wurde das Gottesackerort in Augenschein genommen, dann die Reste der Brettener Wehrmauer mit dem Pfeiferturm und dem dazu gehörigen Graben. Herr Wolfgang Martin, Experte auf diesem Gebiet, gab die Erläuterungen beim Besuch. Am Tag des Denkmals, dem 13. September 1998, wurde auf Wunsch des Oberbürgermeisters Metzger von Bretten der „Schweizerhof“ besichtigt, ein altes Gasthaus, das renoviert wird und in das das Museum der Stadt Bretten überführt werden soll mitsamt der Bibliothek Dr. Otto Beutenmüller. Bei dieser Führung wurde auch das ehemalige Amtshaus von Bretten außen und innen besichtigt. Dr. Albert, der Museumsleiter des Stadtmuseums Bretten, gab Erklärungen zu diesem historischen Haus, das nur wenige Brettener Bürger von innen gesehen hatten. Bei den beiden Führungen waren auch auswärtige Gäste dabei, es waren jeweils 50 Besucher bei beiden Führungen. Der Wunsch,

diese Stadtführungen fortzusetzen, wurde allgemein geäußert.

Außerdem soll in Zusammenarbeit mit dem Geschichts- und Museumsverein Bretten und dem Kulturamt der Stadt Bretten die Herausgabe der Brettener Jahrbücher fortgesetzt werden. Es liegen sehr beachtliche sechs Folgen dieser Jahrbücher vor, die der frühere Vorsitzende der Gruppe Bretten der Badischen Heimat, Herr Willy Bickel, besorgt hat. Die Verantwortlichen hoffen nach der Vorarbeit Nr. 7 diese Jahrbücher im Herbst 1999 herausgeben zu können.

Michael Ertz

REGIONALGRUPPE KARLSRUHE



Im Januar besuchten wir das Medienmuseum im neuen Zentrum für Kunst- und Medientechnologie (ZKM) in Karlsruhe. Frau Grau vom Stadtarchiv Karlsruhe referierte im Ständehaus über revolutionäre Ereignisse 1848/49 in den Karlsruher Stadtteilen. Damit wurden wir eingestimmt auf die Landesausstellung „1848/49, Revolution der deutschen Demokraten in Baden“, das zentrale Ereignis des Jahres. Im April konnten wir im Landesmuseum diese große Ausstellung bewundern. Zwischen diesen Veranstaltungen wurde im März die von vielen Mitgliedern besuchte Mitgliederversammlung abgehalten. Von besonderem Reiz waren die Darbietungen der Mundartdichterin Else Gorenflo aus Stutensee-Friedrichstal, die von ihrem Mann Bertold Gorenflo musikalisch begleitet wurde.

Mit dem Bus waren wir dann am 25. April auf den Spuren von Johann Peter Hebel unterwegs. Beim Stadtrundgang in Basel lernten wir bekannte Hebelstätten kennen. Weiter ging es durch das große und kleine Wiesental zum Hebelort Hausen. Bürgermeister Vogt empfing uns herzlich mit Gugelhupf und Markgräfler Wein im Hebelhaus und konnte uns viel Interessantes über die Bedeutung des berühmten Ortes erzählen. Ludwig Vögely stellte uns anschaulich das Leben des großen Dichters vor. In Hertingen war der Abschluß der begeistert aufgenommenen Hebelreise, die anstelle der jährlichen Hebelfeier durchgeführt wurde.

Im Mai fand unsere viertägige Studienreise in die Eifel außerordentliches Interesse. Zunächst lernten wir die Europastadt Luxemburg in Stadtrundfahrt und Führung kennen. Die Abtei Prüm in der Eifel bot dann viel Geschichte und Bezug zu Balthasar Neumann. Ein Leckerbissen war das reizende Städtchen Monschau mit der Besichtigung des Roten Hauses, das einer ehemaligen Tuchmacherfamilie gehörte. Weiter ging es durch die Nordeifel nach Bad Münstereifel. Einen Abstecher machten wir in das deutschsprachige Gebiet um Eupen in Belgien. Interessante Eindrücke nahmen wir mit vom Stadtrundgang und der berühmten Schokoladenfabrik Jacques. Auch die Kaiserstadt Aachen war uns den Besuch wert. Auf der Heimreise machten wir in Idar-Oberstein Halt, wo wir die Historische Schleiferei, ein Bergwerk und das Edelsteinmuseum besuchten.

Im Juni fuhren wir mit dem Bus zur Mitgliederversammlung des Landesvereins nach Rastatt. Nach der „Stabübergabe“ des scheidenden Landesvorsitzenden Ludwig Vögely an seinen Nachfolger Adolf Schmid und der Teilnahme am Festprogramm unternahmen wir am Nachmittag eine Führung durch das barocke Rastatt.

Vor der Sommerpause besuchten wir im Juli in einer Stadtteilbegehung das alte Knielingen fachkundig geführt von unserem Vorstandsmitglied Herrn Henn. Auch im September besuchten wir unter der Führung des Bürgervereinsvorsitzenden Herrn Ernst einen alten Stadtteil. Wir machten einen Streifzug durch das 750 Jahre alte Mühlburg. Die Karlsruher Mundartdichterin Karin Reitz rundete den gelungenen Nachmittag ab. Im Oktober bot eine Ganztagesfahrt über das nördliche Elsaß in die Pfalz folgende Programmpunkte: Abtei Surbourg, Schuhmuseum in Hauenstein, Schloß Ludwigshöhe mit der Slevogt-Galerie. Ende Oktober wanderten wir unter der Leitung von Herrn Ltd. Forstdirektor i. R. Becht durch das Naturschutzgebiet Oberwald. Anschließend besuchten wir die sehenswerten Jakobs- und Margarethakirchen im nahen Wolfartsweier. Ein zahlreich erschienenenes Publikum im übervollen Saal der Badischen Landesbibliothek folgte dem sehr interessanten Lichtbildervortrag von Professor Hug über das Freiburger Münster.

In der letzten Veranstaltung des Jahres konnten wir in einer engagierten Führung von

Herrn Neumann die Geschichte des Brauwessens in Karlsruhe erleben. An praktischen Beispielen wurde die Ausstellung im Prinz Max Palais zu einem lebendigen Anschauungsunterricht in Sachen Hopfen und Malz.

Ilse Vögely

REGIONALGRUPPE LAHR/SCHWARZW.



Ein abwechslungsreiches Veranstaltungsprogramm der Regionalgruppe Lahr weckte auch 1998 das Interesse von Mitgliedern und Gästen. Nach der Mitgliederversammlung im

Januar zeigte der frühere Leiter des Lahrer Stadtparks, Erwin Mayer, Aufnahmen unter dem Titel „Schönheiten aus der Natur“. Im Anschluß daran gab Mitglied Otto Püster einen Dia-Rückblick auf unsere Fahrten 1997.

„Ein Streifzug durch St. Petersburg“ war das Thema eines Lichtbildervortrags von Gerhard Lörcher, der einige Mitglieder veranlaßte, die angebotene Bus/Schiffsreise zu buchen. Die unvergeßlichen Eindrücke der weltberühmten Sehenswürdigkeiten der Zarenstadt werden den Reiseteilnehmern in bester Erinnerung bleiben.

Eine Halbtagesfahrt nach Freiburg mit Besichtigung von Schloß Ebnet und des Hauses des Landesvereins Badische Heimat fand im März statt.

Eine weitere Halbtagesfahrt im April ging zu den Besitzungen der Geroldsecker östlich von Lahr „waz hin gen Swaben lit“. Die Reste von Schloß Romberg im Schapbachtal, die stattliche Ruine bei Schenkenzell und die Klosteranlage in Alpirsbach waren Ziele der Exkursion.

Beim 44. Hebelschoppen auf dem Langenhard bei Lahr referierte am 9. Mai 1998 PD. Dr. Reinhart Siegert von der Universität Freiburg über das Thema „Joh. Peter Hebel als Genie der Popularität“. Wie immer bei dieser Traditionsveranstaltung kamen Mitglieder und Gäste aus nah und fern.

Mit einer mehrtägigen Reise zu den Römern am Niederrhein im Juni wurden die Römerstätten und Befestigungsanlagen zwi-

schen Ladenburg und Xanten, insbesondere die Saalburg, den Reiseteilnehmern bekanntgemacht. Beiratsmitglied Ingeborg Jacobs übernahm die Fahrtleitung.

Eine Tagesfahrt zu den Schlössern der Grafen von Montfort nach Tettwang und Langenargen am Bodensee im Juli fand ungeahnten Zuspruch: das einst bedeutende Grafengeschlecht derer von Montfort erscheint um 1440 durch die Heirat von Gangolf I. von Hohengeroldseck mit Kunigunde, Gräfin von Montfort, in der Stammtafel der Geroldsecker. Der Abschluß dieser Tagesfahrt wurde mit dem Besuch der Wallfahrtskirche in Birnau gemacht. Die Reiseleitung hatte Alois Obert.

„Auf den Spuren des badischen Dichters Emil Gött“ zum Kaiserstuhl und nach Freiburg-Zähringen ging die Halbtagesexkursion im September. Emil Gött (1864–1908) besuchte 1884/85 das Großherzogl. Gymnasium in Lahr, wo er auch sein Abitur machte.

Mitglied Jürgen H. Schmitt aus Neuried referierte im Oktober mit Lichtbildern zum Thema „Maria Theresia, die mütterliche Majestät“. Sein Vortrag befaßte sich auch mit den badischen Landesteilen unter österreichischer Herrschaft.

Gleichsam als Teil zwei des Oktober-Vortrags kann man den sich anschließenden Vortrag von Bernhard Uttenweiler, Ettenheim, im November betrachten: „Der Erzschnidler Cagliostro und der leichtgläubige Kardinal Rohan“. Die Halsbandaffäre und sein fürstliches Domizil in dem historischen Barock-Städtchen Ettenheim wurden durch den Referenten genauso beleuchtet wie die betrügerischen Machenschaften des Erzschnidlers Cagliostro.

Den Abschluß des Jahresprogramms 1998 machte erneut Mitglied Winfried Schärer vom Reiseunternehmen Schärer in Lahr, der im Dezember – wie auch schon im Vorjahr – eine Stadtführung mit Bus durchführte. Die Sehenswürdigkeiten von Straßburg und das gerade fertiggestellte Gebäude des Europäischen Parlaments, das als das größte Parlament der Welt zur Besichtigung offen war, wurden neben dem Münster und den Fachwerkhäusern als ein auffallender Kontrast bewundert. Wegen der großen Nachfrage wurde die Straßburgfahrt auch ins neue Programm 1999 aufgenommen.

Alois Obert

BEZIRK MANNHEIM



Der Beginn des neuen Jahres war geprägt vom plötzlichen Tod von Helmut Gräßlin, dem langjährigen Leiter des Bezirkes Mannheim. Helmut Gräßlin, in dessen Hand alle Fäden zusammenliefen, hinterließ bei seinem Ableben im Dezember 1997 für die Badische Heimat in Mannheim und auf der Landesebene eine besonders schmerzlich spürbare Lücke.

In der Mitgliederversammlung am 18. Februar 1998 im Reiß-Museum wurden Volker Keller, Uwe Schwerdel, Christa Schromm-Brech und Heinz Köster in den neuen Vorstand gewählt.

Die erste Veranstaltung fand am 9. Mai 1998 in Form einer Fahrt nach Karlsruhe statt. Wir besuchten die Landesausstellung im Karlsruher Schloß „Revolution der deutschen Demokraten in Baden 1848/49“. Es schlossen sich ein historischer Rundgang durch die Karlsruher Innenstadt, die Besichtigung des wiederaufgebauten Schlosses Gottesaue und die Fahrt zur Obermühle bei Durlach, dem Schauplatz eines der letzten Gefechte in Baden an. Durch die Ausstellung und in Karlsruhe führte uns Hans Clauser, der maßgeblich an der Landesausstellung mitgewirkt hat und als renommierter Baden-Experte wohl der geeignetste Reisebegleiter für diese Studienfahrt war. Es wurde eine beeindruckende, äußerst interessante Exkursion.

Der Mannheimer Stadtrundgang „Auf den Spuren der Revolution“ am 16. Mai 1998 war gut besucht. Die Revolution in Baden 1848/49 wurde von den Ereignissen in Mannheim wohl am meisten geprägt. Der Historiker Hans-Joachim Hirsch lud ein zur Besichtigung der Schauplätze der Revolution in den Quadraten, wobei das bekannte Bild von der Frau auf der Barrikade am Rheinufer vom 26. 4. 1848 besondere Berücksichtigung fand. Die „lüderliche Person“ auf der Barrikade war Lisette Hatzfeld, wie Hirsch bei seinen Recherchen entdeckte.

Durch die Ausstellung „Karikaturen aus der Revolution 1848/49“ führte am 9. Juni

1998 Frau Dr. Grit Arnscheidt, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Reiß-Museum, In den Revolutionsjahren 1848/49 „entstanden politische Karikaturen in einer bis dahin unbekanntem Fülle und Vielfalt“. Baden wurde von einem „Karikaturenfieber“ erfasst. Die Sonderausstellung im Reiß-Museum, zu der auch ein Katalog erschienen ist, beleuchtete die Revolutionsereignisse 1848/49 von einer ungewöhnlichen und interessanten Seite.

Mit dem Diavortrag „Vom Zucht- und Tollhaus zur Justizvollzugsanstalt“ über die Geschichte der Gefängnisse in Mannheim, angefangen vom Zucht- und Waisenhaus im Quadrat Q 6 bis zur heutigen JVA, zeigte Volker Keller am 15. Juni 1998 ein recht unbekanntes Kapitel der Stadtgeschichte.

Tagesfahrt der Badischen Heimat, Bezirk Mannheim, nach Frankfurt am Main, in memoriam Helmut Gräßlin.

Zusammen mit dem Kunstverein Mannheim besuchte die Badische Heimat, Bezirk Mannheim, am 5. 12. 1998 das Goethe-Haus in Frankfurt. Die Deutsche Bahn brachte uns bequem in einer halben Stunde dorthin.

Die Fahrt stand unter dem Motto: „Goethe und die Bildende Kunst“. Der profunde Goethe-Kenner Herr Dr. Dewith, Frankfurt, führte uns hervorragend durch beide Häuser.

Im Goethe-Museum betrachteten wir gemeinsam zunächst die berühmte Gemäldeausstellung. Dann widmeten wir uns der Ausstellung „Goethes Zeichnungen“.

Johann Wolfgang von Goethe ließ sich immer wieder leidenschaftlich vom „Zeichnenfieber“ packen. „Zeichnenfieber“ ist auch das Thema der Ausstellung von Zeichnungen und Radierungen Goethes, die das Goethe-Museum als Auftakt zum Goethejahr 1999 mit dem 250. Geburtstag des Dichters zeigt.

Der Frankfurter Bestand wurde zum ersten Mal umfassend präsentiert. Zunächst scheint er mit seinen 62 Blättern relativ klein zu sein, da das überlieferte Werk 2500 Skizzen beinhaltet. Die Frankfurter Ausstellung zeigt, laut Experten, die Zeichenleidenschaft Schwächen und Skrupel Goethes in geraffter, aber dennoch repräsentativer Form.

Alle Techniken und Themen sind zu sehen. Goethe bevorzugte die Landschaft vor

Porträts, figürliche Szenen oder naturwissenschaftliche Studien.

Zeichnen hatte Goethe u. a. bei dem bekannten Landschaftsmaler Philipp Hackert gelernt. Wie wir erfuhren, studierte Goethe bei ihm vor allem Bildaufbau und ideale Naturdarstellung im Sinne von Claude Lorrain. Ein klassisches Beispiel für die Verschmelzung von Natur und Kunst ist Goethes „Ideallandschaft mit Tempelruine“, eine lavierte Federzeichnung von 1787. Auf seiner Italienischen Reise 1786–88 stieß er offensichtlich an die Grenzen seiner künstlerischen Fähigkeiten.

Die Beschäftigung mit Goethe vermittelte uns einen tiefen Einblick in das Geistesleben der Zeit von der 2. Hälfte des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Bestens vorbereitet auf das Goethejubiläum 1999 traten wir die Heimreise nach Mannheim an.

Heinz Köster/Volker Keller

REGIONALGRUPPE RASTATT



Unsere Gruppe hat auch 1998 ihren Mitgliedern, Freunden und Gästen wie seit Jahrzehnten monatlich eine Vortragsveranstaltung geboten (August und September ausgenommen).

Im Januar sprach der Mundartforscher Dr. Hall im gut besuchten Rossihaus über „Mundarten in und um Rastatt“. Auf diese Art theoretisch gerüstet, erfreute sich ein zahlreiches und aufgeschlossenes Publikum im Februar an den Darbietungen „Heiteres und Besinnliches in mittelbadischen Mundarten“ der hervorragenden Erzählerin Wilma Koch aus Baden-Baden-Haueneberstein und des eindrucksstarken Sängers Manfred Kaiser aus Rastatt.

Im März, April und Mai hatten wir drei Themen zur Badischen Revolution: Prof Dr. Walter E. Schäfer über „Georg Herwegh“, Dr. Johannes Werner mit „Bärte, Hüte, rote Federn“ und Dr. Kurt Hochstuhl über „Wegbereiter der Demokratie“. Leider gehörten diese drei Vorträge mit zu den Themen, die am wenigsten Zuhörer anlockten (zwischen 8 und 24), so daß wir den Eindruck gewannen, daß (zumindest

hier in Rastatt) bereits eine gewisse Übersättigung mit Revolutionsthemen erreicht ist. Trotz dieser bitteren Erfahrung werden wir auch in unser Programm für 1999 vier Revolutionsthemen aufnehmen, ganz einfach deshalb, weil die Ereignisse des Jahres 1849 im Rahmen des Ablaufs der Badischen Revolution für die Stadt Rastatt eine größere Bedeutung hatten als die des Jahres 1848. Die Themen werden einen unmittelbaren Bezug zu den 49er-Ereignissen in Rastatt haben. Wir können nur hoffen, daß sie dann auch mehr Rastatter in diese Vorträge ziehen.

Weiter gab es Themen zu Leben und Werk des J. J. Astor, zur Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, über den elsässischen Künstler Henri Loux, über Straßburgs rechtsrheinische Befestigungen um Kehl und über die Wunderwelt der Tropfsteinhöhlen.

Am 21. Juni fand in der Badnerhalle in Rastatt die Landestagung der BADISCHE HEIMAT statt. Zum Ablauf und Gelingen dieser Veranstaltung durften wir vor Ort einige Beiträge leisten.

Wir danken allen, die auch im vergangenen Jahr unsere Arbeit direkt oder indirekt unterstützten, ob in Stadtverwaltung oder Landkreis, ob als Amtspersonen oder Mitglieder, ob als Vorstandsmitglieder oder als interessierte Veranstaltungsbesucher.

J. Hoffmann

BEZIRK SCHWETZINGEN



Die Mitgliederversammlung 1998 fand in der bewährten Form und an dem bewährten Ort – im „Frankeneck“ in Schwetzingen – statt. Nach den Formalien der Mitgliederversammlung unterhielt Karl Fichtner die Anwesenden mit einem Dia-Rückblick auf die Vereinsaktivitäten während der vergangenen zwei Jahre. Zuvor hatten die Wahlen den bisherigen Vorstand bestätigt.

Im Zeichen der Revolution von 1848/49 stand das Programm im Frühjahr. Diana Finkelle hielt einen einführenden Vortrag zum Thema „Frauen in der Badischen Revolution“, der auf reges Interesse bei den Zuhörern stieß. Die

anschließenden Seminare bei der VHS Schwetzingen waren allerdings nicht sehr stark besucht. Ähnliches mußte man auch bei der Fahrt zum Badischen Landesmuseum in Karlsruhe erfahren: Nur Dank der freundlichen Unterstützung durch Horst Ueltzhöffer konnte die Veranstaltung noch zustande kommen.

Die Ortsbegehung in Brühl Ende April wurde von dem schlechten Wetter vereitelt. Statt dessen empfing Bürgermeister Günter Reffert die überschaubare Zahl der Gäste im Ratssaal und beschrieb in eloquenter Weise das Gedeihen der Gemeinde und die Planungen für die nächste Zukunft - insbesondere die Baumaßnahmen auf der Kollerinsel.

Die Mehrtagesfahrt in das Frankenland kann man sicherlich als eine der erfolgreichsten Veranstaltungen des Vereinsjahres ansehen. Zwar kamen nicht die erhofften siebzig Fahrteilnehmer zusammen, aber Nürnberg, Bamberg und die Fränkische Schweiz waren attraktive Reiseziele. Die engagierten Führer und Führerinnen trugen wesentlich dazu bei, die Fahrt aus der üblichen Kategorie der Gruppenreisen hervorzuheben und dem Anspruch der Teilnehmer gerecht zu werden: Wissenschaftliche Informationen auf unterhaltsame und zugleich anspruchsvolle Weise geboten zu bekommen. Der umfangreichen Planung durch Volker Wörn war es zu verdanken, daß sich Information und Freizeit in einem angenehmen Verhältnis zueinander befanden.

Die Landesversammlung 1998. Die Landesversammlung in Rastatt im Juni war geprägt von der Verabschiedung des langjährigen Präsidenten der Badischen Heimat, Ludwig Vögely/Karlsruhe. Im Alter von 81 Jahren und nach 16 Jahren in der Verantwortung als Präsident des Landesvereins wurde er in würdiger Weise von den Mitgliedern des Landesvereins verabschiedet.

Der Badischen Heimat in Schwetzingen war Herr Vögely über die persönlichen Beziehungen zu Herrn Karl Wörn und Herrn Alexander Lindinger besonders eng verbunden. Und der Vorsitzende des Bezirks Schwetzingen, Dr. Volker Kronemayer, arbeitete als sein Stellvertreter seit vier Jahren eng mit Herrn Vögely zusammen.

Die Verabschiedung sowie die Neuwahlen gestalteten sich reibungslos. Und in der sich

anschließenden Festversammlung war der Vortrag von Prof. Dr. Hug zu dem naheliegenden Thema Revolution 1848/49 so interessant, daß selbst die hochsommerlichen Temperaturen die Veranstaltung nur geringfügig beeinträchtigten.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung besuchten die Schwetzingen die Staustufe Iffezheim. Die sachkundige Leitung lag in den bewährten Händen von Dr. Wilfried Schweinfurth, der auf die wasserbaulichen Besonderheiten der Staustufe aufmerksam machte und die Folgen des Bauwerkes für den Rhein darstellte.

Zugegeben - schon laut Programm ein langer Vormittag und außerdem waren wir von Schwetzingen aus bereits mehrmals in Rastatt gewesen, auch dort auf den Spuren der 1848er Revolution. Man hätte sich jedoch eine regere Teilnahme seitens unserer Schwetzingen Mitglieder gewünscht.

Die Exkursion in die Sandhäuser Binnendünen war dann der angemessene Abschluß des Programms im Sommer. Dr. Hans Horn, der bereits einen Dia-Vortrag zu dem Thema im Palais Hirsch gehalten hatte, zeigte nun vor Ort, welche Besonderheiten die Dünenlandschaft bei Sandhausen bewahrte.

Der Tag des Offenen Denkmals am 13. September war in diesem Jahr der St. Pankratius-Kirche in Schwetzingen gewidmet. Pfarrer Ihle und Rudolf Hirt führten die zahlreichen Besucher durch die Kirche und in die Krypta. Susanne Bährle hatte die Veranstaltung vorbereitet, Plakate und Falblätter drucken lassen sowie für die Werbung und die Berichterstattung in der örtlichen Presse Sorge getragen. Diese Veranstaltung fand in enger Zusammenarbeit mit den Schwetzingen Sammlungen und dem Freundeskreis derselben statt.

Am gleichen Tag nahmen die Vereinsmitglieder auch am Tag des Waldes in Oftersheim teil, die hier von Dieter Burkhard begrüßt wurden.

„Der Traum von der Freiheit“ fand in Schwetzingen zumindest am 25. September des Jahres keine Resonanz. Die - in anderen Orten bis dahin stets ausgebuchte - Veranstaltung der Theatergruppe des Stadtmuseums Sinsheim mußten wegen mangelnden Besucherinteresses abgesagt werden. Was niemand so sehr

bedauerte wie Susanne Bährle, die auch diese Veranstaltung in enger Zusammenarbeit mit den Schwetzingen Sammlungen und dem Freundeskreis derselben vorbereitet hatte.

Hebel-Trunk und die Feierstunde am Hebelgrab wurden in diesem Jahr in Anbetracht der Bundestagswahl am Sonntag am Samstag, den 26. September, zusammengelegt. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Walter E. Schäfer/Baden-Baden zu „Hebel als Spieler“. Ein Vortrag, der seitens des Kirchenmannes und Dichters bewußt werden ließ, über die wenig zu lesen ist. Im Anschluß daran konnte Oberbürgermeister Gerhard Stratthaus im Beisein der Schulleiter Schüler Schwetzingen Schulen, die sich um soziale Belange der Gemeinschaft verdient gemacht haben, mit dem Hebelpreis der Stadt auszeichnen. Musikalisch umrahmt wurde die würdige Feier von der Hebelmusik Hausen, die in voller Mannschaftsstärke antrat.

Nach einer kleinen Pause – die Hebelmusik unter Leitung von Joachim Wendland gestaltete ein kleines Platzkonzert vor dem Palais Hirsch – traf man sich wieder am Hebelgrab. Bürgermeister Vogt/Hausen rezitierte ein kleines Gedicht von Hebel. Den Kranz, der mit den Schleifen der beiden Städte geschmückt war, legten beide Bürgermeister gemeinsam am Grabe nieder.

Vorträge folgten dann im Oktober und November. Dipl. Ing. Günter Wendel, Baudirektor bei der Gewässerdirektion Nördlicher Oberrhein, berichtete über seine persönlichen Erfahrungen als Fachberater bei der Hochwasserabwehr im Sommer 97 an der Oder.

Christian Burkhart, M. A., stellte die Geschichte, Erforschung und Erhaltung der Ruine Schauenburg bei Dossenheim in einem Diavortrag dar.

Ein Besuch im Astor-Haus/Walldorf rundete das Programm ab. Der 150. Todestag von Johann Jakob Astor gab einen ganz besonderen Anlaß, das Museum im Astor-Haus in Walldorf zu besuchen. Das Museum beherbergt eine umfangreiche Sammlung von Alltagseinrichtungen aus dem dörflichen Leben der Stadt.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die geleistete Arbeit herzlich gedankt.

Dr. Kronemayer

ORTSGRUPPE BAD SÄCKINGEN- HOTZENWALD

Mit Veranstaltungen zu zwei für die Region interessanten Themen wird die Badische Heimat in diesem Jahr an die Öffentlichkeit treten.

Wir werden in der Zeit von 7. 5. bis 27. 6. 1999 in der Villa Berberich eine große Ausstellung zum Thema „Der Bergsee“, begleitet von einem Malwettbewerb an allen Schulen und von wissenschaftlichen Vorträgen, durchführen. Initiator dieser Ausstellung ist unser Mitglied Karl Braun.

Kernstück der Ausstellung werden die Werke der Malerei und Grafik sowie die hervorragenden Werke der Schwarz-weiß- und Farbfotografie von Karl Braun und Hugo Braun sein. Geschichte und Ökologie werden wissenschaftlich von Herrn Stadtarchivar Müller und dem Umweltbeauftragten der Stadt, Herrn Däubler, bearbeitet.

Um die Bevölkerung, besonders auch Jugendliche für das Thema und die Ausstellung zu begeistern, ist ein großer Malwettbewerb an allen Schulen angelaufen.

Der Bergsee, dem Joseph Viktor von Scheffel in seiner berühmten Dichtung „Der Trompeter von Säckingen“ seinen Namen gegeben hat, ist seit der Jahrhundertwende ein bedeutendes Naherholungsgebiet der Stadt und des Umlandes. Ein beliebtes Ausflugsziel und eine besondere touristische Attraktion ist von jeher der Bergsee für die Bewohner der Schweizer Nachbarschaft von Basel bis Schaffhausen.

Auch in der Forschung erfährt der Bergsee gerade in letzter Zeit eine besondere Beachtung. Ein Team der ETH Zürich hat eine Reihe geophysikalischer Untersuchungen durchgeführt. Zur Ausstellungseröffnung soll ein Forschungsbericht vorliegen. Beteiligte Wissenschaftler haben sich für begleitende Vortragsveranstaltungen bereit erklärt.

Wir sind davon überzeugt, daß die Ausstellung ein großer Erfolg werden wird. Sie ist für alle Bevölkerungsschichten interessant, da sehr unterschiedliche Gebiete gezeigt und aufbereitet werden, wie z. B. Kunst, Fotografie, Geschichte, Ökologie und Geologie.

Daß die Stadt Bad Säckingen, allen voran Herr Bürgermeister Dr. Nufer, der Ausstellung einen großen Stellenwert einräumt, wird

schon an der langen Ausstellungsdauer von 6 Wochen deutlich.

Eine weitere wichtige Veranstaltung zur Heimatgeschichte werden die Führungen unseres Mitgliedes, Herrn Stadtarchivar Peter Christian Müller, zur Revolutionsgeschichte 1848/49 sein. Am Hochrhein, auf dem Dinkelberg und an der Schweizer Grenze spielten sich in dieser Zeit einige markante geschichtliche Ereignisse ab. Herr Müller hat hierzu neue Arbeiten veröffentlicht. Die Landeszentrale für politische Bildung hat in einer kleinen Feier an der historischen Holzbrücke eine Gedenktafel angebracht, Bad Säckingen war Station des historischen Wanderweges. Herr Müller wird für die Badische Heimat im Laufe des Sommers geschichtliche Führungen veranstalten.

Gottlieb Burkart

BEZIRKSGRUPPE BERGSTRASSE-NECKARTAL (HEIDELBERG)



Die Bezirksgruppe Bergstraße-Neckartal (Heidelberg) setzte auch im vergangenen Jahr die Tradition ihres Sommerprogramms fort, bei dem in den Monaten Juli bis September, während andere Anbieter Sommerferien machten,

Exkursionen und Führungen im engeren Umkreis angeboten werden.

Großen Anklang fand das Schwerpunktprogramm zu Schloß und Festung Heidelberg, dessen erste Teile allerdings wegen der Zurückhaltung der örtlichen Presse ausfallen mußten. Die Außenanlagen des Schlosses, der barocke Schloßgarten und der östliche Teil der Stadtbefestigung fanden ebenso Zuspruch wie eine Führung auf den ältesten Spuren Heidelbergs, der Bergmotte des späten 11. Jahrhunderts auf der Molkenkur. Schließlich rückte eine Besichtigung der Kirche St. Vitus im Heidelberger Stadtteil Handschuhsheim auch die Grabmäler der Herren von Handschuhsheim aus dem 15. bis 17. Jahrhundert dieses Kleinod spätmittelalterlicher Kultur ins rechte Licht. Die Führungen waren wie üblich wieder an verschiedenen Wochentags-Abenden.

Das eigene Angebot des Vereins beschränkt sich auf gelegentliche landeskundliche Vorträge bei verschiedenen Veranstaltungen in der Region, wobei die Bezirksgruppe durch die Auslage ihres „Landeskundlichen Exkursionsführers“ zu den Vortragsthemen in Erscheinung trat. Der Vorstand ist im übrigen bei kulturellen Anlässen in der Region präsent.

Das Mitteilungsblatt „Nachrichten & Notizen“ erscheint nunmehr im fünften Jahr und bringt wie gewohnt Notizen zur Landeskunde in der Region, zur Denkmalpflege, dann Buchbesprechungen und vor allem den landeskundlichen Terminkalender mit Vorträgen und anderen Veranstaltungen. Die Qualität der erreichten Informationen hat das Blatt inzwischen auch bei öffentlichen Stellen und der Presse zu einer festen Informationsquelle werden lassen.

Nach der 1996 begonnenen Internet-Präsenz der Bezirksgruppe, die sich im wesentlichen am Material von „Nachrichten & Notizen“ ausrichtet und dadurch die kurpfälzische Region auch kulturell im weltumspannenden Internet zur Geltung bringt (<http://come.to/badische.heimat>), wurde das Hypertext-Programm „Landeskunde am Oberrhein“, das in der Internet-Sprache detaillierte Informationen zu Objekten der Landesgeschichte und Landeskunde zusammenstellt und sie für den Einsatz am heimischen Computer verfügbar macht, soweit weiter entwickelt, daß es an die breite Öffentlichkeit treten konnte. In Zusammenarbeit mit Museen und Behörden der Region hat es inzwischen einen Umfang von 1400 Seiten erreicht und wurde auf dem Stand des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im August 1998 auf der CeBit Home in Hannover vorgestellt. Das Projekt, das durch das Entgegenkommen der Zentrale für Unterrichtsmedien e. V. (ZUM) bisher im gesamten Umfang im Internet abgelegt ist und unter der Adresse <http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/> eine Art „zweites Programm“ der Badischen Heimat darstellt, hat inzwischen fast 4000 Zugriffe, vor allem aus Deutschland, zu verzeichnen. Die Förderung des Projekts durch den Verein „Schulen ans Netz e. V.“ wurde um ein weiteres Jahr verlängert. Das Projekt ist auch auf CD erhältlich.

-hrob

SEIDENSTICKER (VORTRAG BEI DER BADISCHEN HEIMAT)

Was hat der Erzschwindler Cagliostro mit Baden zu tun? Das mochte man sich bei der Ankündigung des letzten Vortragsabends der Badischen Heimat gefragt haben. Sehr viel sogar, wie der Referent Bernhard Uttenweiler zu berichten wußte. Einer der berühmtesten Betrogenen war nämlich Kardinal Rohan, und der hat seine letzten Lebensjahre in Ettenheim

verbracht, wohin er sich geflüchtet hatte, als ihm der revolutionäre Boden in Straßburg zuheiß geworden war. Ettenheim gehörte wie auch Schuttern zu seiner Straßburger Diözese.

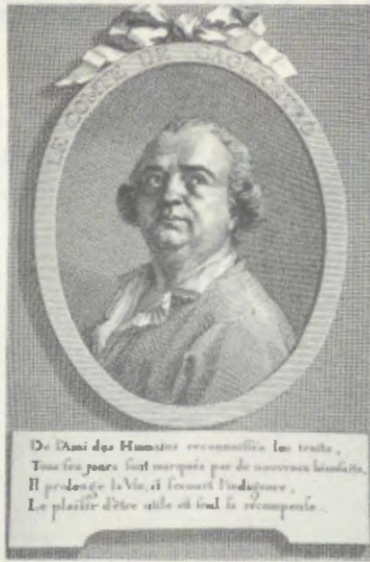
Ein großer Kreis von Interessierten hörte sich denn auch den spannenden Vortrag an, schüttelte den Kopf über die vielen Leichtgläubigen, die vor über zweihundert Jahren auf die unglaublichsten

Betrügereien hereingefallen sind. Aber so etwas soll es auch heute noch geben und Cagliostro findet auch heute noch echte Bewunderer, die fest an seine übernatürlichen Kräfte glauben. Genaueste Recherchen in den Quellen und der Literatur ermöglichten es Uttenweiler mit Sachkenntnis und Akribie das bunte Leben Cagliostros zu schildern, dessen spannender Höhepunkt wohl die Halsbandaffäre war, von der die meisten

Zuhörer meist schon etwas gehört hatten. Nun erfuhren sie Details und konnten endlich einmal das gute Stück leibhaftig auf der Leinwand sehen, das Halsband, das echte, in einer zeitgenössischen Abbildung und das unechte, das für einen französischen Film originalgetreu angefertigt wurde. Das mehr als eineinhalb Millionen teure Original hatte schon bald nach der ganzen Affäre aufgehört zu existieren. Es wurde

unmittelbar danach außer Landes gebracht und in Einzelteile zerlegt. Doch auch die handelnden Personen wurden auf der Leinwand vorgeführt, Cagliostro vor allem, mit seinem stets zum Himmel gerichteten Blick, Rohan natürlich auch und dann die vielen schönen Frauen! Gespannt folgten die Zuhörer dem gebürtigen Sizilianer, dem Schwindler und Magier, dem Freimaurer und Geisterbeschwörer, dem Erzdieb nach Petersburg und London, nach England und Straßburg. Auch dort trieb er sein Unwesen, bis er schließlich in Rom landete - im Gefängnis - und in der Festung San Leo bei Rimini starb. In Mozarts Zauberflöte erscheint der Gauner bekannt-

lich in durchaus positivem Licht. Den Gästen der Badischen Heimat indes überließ es Uttenweiler am Ende selbst, ihn für einen Betrüger - oder einen Heiligen zu halten. Mit seinem Vortrag aber zeichnete Uttenweiler indes auch ein lebendiges Bild des höfischen und gesellschaftlichen Lebens im 18. Jahrhundert.



Cagliostro mit dem Orden vom heiligen Geist

Münchens Ober-Badener feiert 85. Geburtstag

Am Heiligen Abend wird Egon Kolmerer 85 Jahre. Der gebürtige Mannheimer lebt seit 1947 in Bayern, als der Industriekaufmann für den Essener Chemiekonzern Goldschmidt in München ein Verkaufsbüro einrichtete. Er hält bis heute enge Kontakte zu seiner Heimat. Von 1987-93 Vorsitzender des „Badener Verein München“, lädt er seit zehn Jahren dessen viele Mitglieder zu gelungenen Sommerfesten in seinen wildromantischen Garten an der Seeshaupter Straße.

Der historisch interessierte Ahnenforscher kann seine Familie bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Und wer sonntags das Glück hat, von ihm kunstgeschichtlich durch die Wallfahrtskirche Forstenried geführt zu werden, ist gut aufgehoben.

Der Vater von drei Kindern und sechsfache Opa werkelt im von ihm zum Biotop verwandelten Garten mit seltenen Bäumen, und abends gönnt er sich einen Schoppen badischen Wein.



Egon Kolmerer lebt seit 1947 in Bayern.

Foto: nn